

O du heimatflur!

Emil Frommel

Meiner liebsten Misso
z. 17ten März 1898
in treuer Freundschaft
von ihrer
S. H.

Erzählungen

von

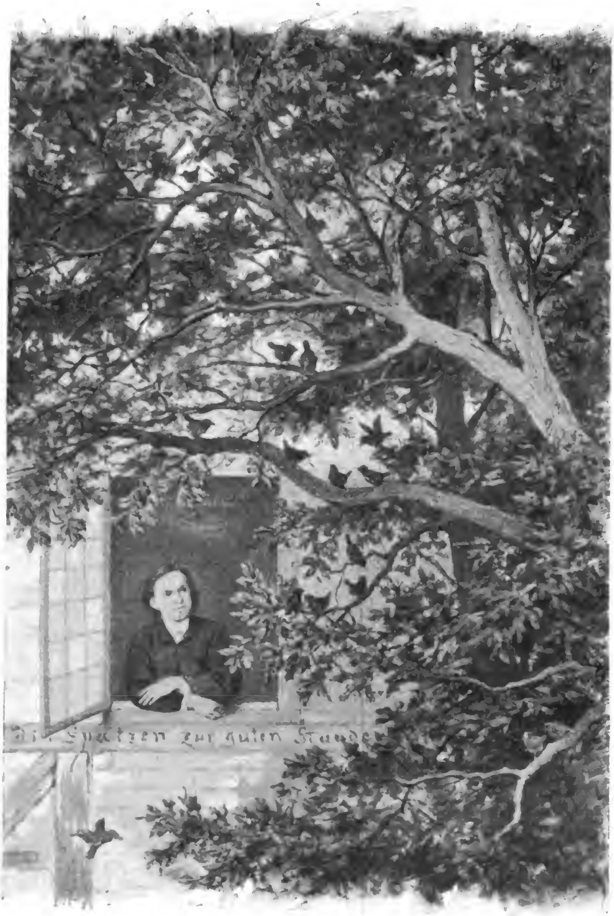
D. Emil Frommel.

Gesamt-Ausgabe.

III.

O du Heimatflur!

Stuttgart, 1897.
Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.



E. Frommel als Vikar bei D. Henhöfer.

(S. 343.)



G. Freytag[illegible] bei D[illegible]

[illegible]

O du Heimatflur!

Erzählungen

von

D. Emil Frommel.

1. Aus goldnen Jugendtagen.
2. Drei Erzählungen für die deutsche Jugend.
3. Der Ratschreiber.
4. Aus dem Leben des D. A. Henhöfer.

Mit zwei Bildnissen:

E. Frommel als Vikar bei D. Henhöfer. — Pfr. D. Henhöfer.

Stuttgart, 1897.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Vorwort.

Der vorliegende dritte Band einer Gesamt-Ausgabe dieses Verlags schließt sich ergänzend dem Band I: „Familien-Chronik eines geistlichen Herrn", sowie dem Band II: „Nach des Tages Last und Hitze" an.

Nach den „goldnen Jugendtagen" und den der deutschen Jugend gewidmeten Erzählungen aus der Kindheit und Heimat folgt die Dorfgeschichte „Der Ratschreiber" aus des Verfassers erster Gemeinde am Rhein, und zum Schluß ein Auszug der Lebensbeschreibung des Pfarrers D. A. Henhöfer, eines Mannes, der nicht nur für die Kirchengeschichte Badens, sondern auch für das Leben des Verfassers von Bedeutung war. Bei ihm absolvierte er sein zweites Vikariat und verdankt ihm, nach seinem eigenen Ausspruch, ein gut Teil seiner volkstümlichen Redeweise.

Möchte die Vorrede des ersten Bandes, welche zugleich dem zweiten galt, auch ihr Licht auf den dritten und letzten Band werfen und der sonnige Schein, der aus der himmlischen Heimat über die vom Verfasser so sehr geliebte irdische Heimat flutete, dem Leser entgegenleuchten und ihm dienen zum Verständnis des Titels: O du Heimatflur!

Potsdam, Herbst 1897.

Amalie Frommel.

Inhalt.

Aus goldnen Jugendtagen.

Drei Erzählungen für die deutsche Jugend.

Der Ratschreiber.

Dr. Aloys Henhöfer.

Aus goldnen Jugendtagen.

Fortsetzung des „Untersten Stockwerks".

Seitdem ich den Leser ins „unterste Stockwerk" meines Daseins geführt, sind viele Jahre vergangen. An Lust und Stoff hat's nicht gefehlt, nun auch eine Treppe höher den Leser zu führen, aber es ist so etwas über mich gekommen von Scheu und Sorge. Man giebt eben doch ein Stück seines Lebens her und vielleicht gerade vom besten, wenn man aus seiner Jugend und dem Heimathaus erzählt. Es blicken allerlei Leute in das stille Nest, das einem doch eigen gehörte, und das man wohl verwahrte. Und doch haben's viele mir gedankt, daß ich's nicht für mich allein behalten, sondern das, was uns zu teil ward, auch andern gönnte. Die einen schrieben: „Ja, so war's auch bei uns," und die andern: „So wollen auch wir es unsern Kindern machen, wie's deine Eltern gethan." Vielen ist auch ihre eigene Jugend wieder lebendig vors

Auge getreten, sie haben mit Dank zurückgedacht in die vergangene, lichte Zeit ihres Lebens und sind wieder zufrieden geworden mit ihrer vielleicht dunkeln Gegenwart. Das alles hat mich doch der Bedenken überhoben und gemahnt, weiter zu schreiben.

In den Jahren von zehn bis fünfzehn geht in einem Büblein mancherlei vor, was man nicht mit einem Worte sagen kann. Es ist eine Zeit, wo manches herauskriecht, was still geschlummert in den zehn ersten Jahren. So manches kleine Hörnlein, das sich nur scheu wie bei den Schnecken und sehr weich und zart herausgetraut, ist derweil gewachsen und zu einem ganz ansehnlichen Horn und Geweih geworden, hart und stößig. Nicht umsonst heißt's dann von solch einem: Er muß sich die Hörner ablaufen. Denn absägen ist eine gefährliche Sache. Man verdirbt dadurch auch manches Gute und Tüchtige. Aber die die Hörner am meisten zu fühlen kriegen, das sind die Eltern und die Geschwister. Dann kommen die lieblichen Flegeljahre bei den Herren Buben, die auch manchmal sich ins Weibliche kleiden und bei der Fräulein Tochter zu Besuch kommen und ebenso schön im Femininum wie im Masculinum sind. Da ist einem überall die Haut zu kurz, die Jacke und Weste samt den Beinkleidern zu eng. Überall will's hinaus — und wohin? Da gärt's und kocht's in Kopf und Herzen wie in einem Theekessel, und wuselt drin wie in einem Ameisenhaufen.

Und mitten hinein in all diese Unruhe kommt die Frage: Was willst du werden? Und das Büblein steht vor der Wahl, wie Buridans Esel vor den zwei Heubündeln, der nicht wußte, von welchem er zuerst fressen sollte. Und doch regt sich gerade da mit vierzehn bis fünfzehn Jahren so etwas, was auf den künftigen Menschen deutet, da und dort schaut, wie aus dem Frühlingsbeet ein Knöspllein, so auch eine Gabe und Anlage aus dem Knaben heraus, und man meint: „das könnt er werden." Aber ein paar Jahre nachher und das Knösplein ist längst wieder hinuntergeschlupft. Mit den Kinderträumen ist's ja längst zu Ende, und mitleidig sieht man auf den kleinen Bruder herunter, der noch „Zuckerbäcker" oder „Kutscher" werden will. Wie kann man auf solcher Kulturstufe noch stehen! — das alles quält den Burschen auch, denn er weiß wahrhaftig nicht, was er werden soll. Nur einzelne wissen's und die treten aus der Klasse aus, wenn sie eben am Cornelius Nepos waren, und verlassen die Sonnenbahn der Wissenschaft. Man sieht sie als „Ladenschwengel" hinterm Ladentisch stehen und Häringe verkaufen. Und doch — wie haben die's gut! die „haben nichts mehr auf" und brauchen keine Angst vor dem Schlußexamen zu haben! — Trotz alledem ist's nebenher wieder eine Zeit, wo vieles sich im Innern verschließt. Es wird einem so blutsauer, etwas zu sagen von dem, was im Herzen eigentlich sitzt und lebt; so manches Büblein scheint außen so „rauhbautzig" und ungeschlacht und will nur damit sein weiches Herz ver-

bergen und will's nicht Wort haben, daß ihm die Thränen bei einer Geschichte so nahe in die Augen gelaufen, weil's die andern sehen und ihn auslachen könnten. Da steht man oft vor solch einem Herzen, wie vor einem verschlossenen Kästlein, zu dem der Schlüssel verloren gegangen ist. — Das ist die Zeit, wo die Eltern viel Geduld haben müssen, wie der Weinbauer, wenn sein Wein im Faß im Gären ist. Dazu kommt noch, daß der Umgang mit andern nicht vermieden werden kann noch darf. Ist es doch die Zeit, wo die Bubenfreundschaften geschlossen werden, die manchmal fester sind als alle spätern. Das gleiche Leid, die gleiche Freude, die gleiche Bosheit auf der Schulbank samt dem Nichtswissen — das ist ein fester Kitt, der zusammenbindet. Aber wer da mit einem umgeht, das ist die Hauptsache. Da ist mancher in böse Hände gefallen. Hat man früher die Flecken (Masern) oder den Scharlach mit heimgebracht, die man vom Nebenmann ohne Testament geerbt, so giebt's jetzt andere Ansteckung, die weit gefährlicher ist. — Und mit siebenzehn und achtzehn Jahren kommen andere Lüftlein gezogen, die sind auch nicht immer gerade „milde Weste". Kurz, es ist eine verheißungsvolle, aber gärende Zeit, und es gehört bei Eltern und Lehrern viel Weisheit, Ernst und Liebe dazu, um — nichts zu verderben. Denn sehr viel „machen" wollen, taugt auch nichts. Wer immer an einem Bäumlein oder einer Rebe schnitzelt und herumschneidet, kriegt schließlich keine oder saure Frucht. — Das alles nun

ist auch mir so passiert wie andern Büblein auch, was ich da oben gesagt, und habe meine Flegeljahre so gut gehabt, als jedes Büblein im heiligen deutschen Reich. Aber treue Hände haben sich über mir gebreitet in mancher Not und Gefahr; und denen habe ich's nächst Gott zu danken, daß aus dem Büblein noch so was Passables geworden ist.

Erstes Kapitel.

Allerlei Erfahrungen und Erlebnisse auf der Schulbank. Der neue Direktor. Exekution. Stehlen, Lügen und der ‚Oberon'.

Wenn die „Nona" („die neunte Klasse") passiert war, dann kam man in das eigentliche „Lyceum" oder Gymnasium. Was vorher war, das waren die Vorklassen, von denen ich im „untersten Stockwerk" berichtet habe. Da war man unter dem Präzeptor oder Herrn Rat — und jetzt kam man zum Herrn „Professor". Das klang schon anders. Da gab's keine Däbslein mehr, aber dafür was anderes, was viel schmerzlicher war, von dem ich bald berichten werde. Viele Buben sprangen da schon ab, die in die Volksschule kamen zu den „deutschen Brocken", während wir „Frösche" oder noch mit einem viel „wieschteren" Namen genannt wurden. Gleich beim Eintritt in die Klasse mußte ein regelrechter „Schematismus" gekauft werden. Ach dieser erste Schematismus mit seinen kleinen Quadraten war der leise Anfang von all dem spätern „Schematismus", der einem heutzutage noch anhängt und überall aufstoßt. Da hieß es denn Lateinisch, Geographie und später Mathematik statt Rechnen; und je höher hinauf, desto graulicher wurd's, und mit Schauern las man im „Programm", das am Ende des Schuljahrs zum erstenmal dem Oktavaner verabreicht wurde, was da oben erst kam: Logik und Psychologie, Rhe-

thorik, Metaphysik, und gar Hodegetik! das sollte alles in den armen Kopf noch hinein! Aber das Schönste war, daß man gleich eine Menge neuer Bücher brauchte. Die wurden einem samt Titel, Druckort und Auflage gleich zu dem Schematismus, den man sich für einen baren Kreuzer (3 Pfennige) anschaffte, hinzudiktiert. „Mutter, all' die Bücher brauch' ich," rief man jubelnd daheim. Leider war der ältere Bruder auch schon in der Oktava gesessen, und seine alten Bücher, wie „der Bröder" wurden herausgesucht. Aber hier war der Deckel fort und dort lauter Eselsohren drin, oder hereingeschrieben und Tintenkleckse und Männlein gemalt. „Ja, da steht nicht mehr alles drin," meinte man, „es muß ein neuer sein." Aber Mutter war zähe, und meinte dagegen, „da habe sich so wenig geändert als im Einmaleins, wir sollten's nur einmal mitnehmen." Aber was für eine Freude, wenn der Herr Professor sagte: „Ja, das ist eine alte Ausgabe," oder weniger fein: „Das hat ja ein Ferkel von Mensch gebraucht," und so die Sünden des Bruders ans Tageslicht kamen. Nein, seinen Namen gleich ins neue Buch hineinschmieren zu dürfen und vielleicht noch den schönen Vers dazu:

Dies Büchlein ist mir lieb.
Wer mir's stiehlt, der ist ein Dieb.
Wer mir's aber wieder bringt,
Ist ein Gotteskind —

das war Hochgenuß. Dem Lyceum gegenüber wohnte ja der „Herr Müller und Gräff" (denn mit diesem

Doppelnamen wurde er immer angeredet). Seine Bücher rochen alle nach frischem Leim und Druckpapier, das war der Prüfstein, ob sie echt und nicht alt waren. Denn die durchstudierten rochen ganz anders, nämlich nach Tinte, Gänseschmalz und altem Leder. Dann kamen die Hefte; nicht mehr wie die der Abcschützen mit vier Linien (zwei engen und zwei weiten, damit die Kirschenhaken nicht zu hoch gingen), sondern jetzt nur eine Linie. Das war was! Mit großer Wißbegierde wurde über das mensa, mensae hergefallen. Das war ja gut, daß das erste lateinische Wort gleich „Tisch“ hieß. Denn der Tisch ist doch für einen Buben die Hauptsache, nämlich der Eßtisch, notabene wenn keine Rüben drauf stehen. Denn da halte ich's mit dem alten Claudius, „daß sie ein unmenschlich elendiges Essen seynd.“ Namentlich aber für einen Lateinisch studierenden Magen schien mir dies Essen nicht mehr zu passen. Zwar drückte ich das wohlweislich nicht so aus, wie ein anderer Karlsruher Landesgenosse, der eben als Kunstjünger im Atelier des Vaters eingetreten war. Es war eines braven Bürgers Sohn, und es wurde dort „bürgerlich“ gekocht, da gab's Sauerkraut und Erbsen und ein Stück geräucherten Speck. Als der Musensohn dies Essen erblickte, heimkehrend von Raphael und Poussin, brach er in die denkwürdigen Worte aus: „Isch deß e Fresse for e Künschtler?“ worauf eine noch viel denkwürdigere Ohrfeige von seiten des Herrn Vaters folgte. Das hätte mir sicher auch geblüht. — Also mit dem „Tisch“

fing das Lateinischlernen an, und das ist der Anfang von all den Tischen, die den gebildeten Menschen im Leben erwarten; leider nicht mit weiß, sondern mit grün gedeckt, und als einzige Schüssel das Tintenfaß, und das Besteck: Feder, Bleistift und Federmesser, und der Teller das weiße Papier — und der Hunger ist auch am grünen Tisch der beste Koch. Der „richtet" immer was an! — Merkwürdigerweise wußte Mutter auch schon die Deklinationen, und verkam nicht einmal in den verschiedenen Kasussen. Das ließ sie sehr in unserer Achtung steigen. Ja daß sie später sogar auch noch im Cornelius Nepos Bescheid wußte, war zum Staunen. Dann hörte freilich ihr „Latein" auf, dafür konnte sie um so besser deutsch mit uns reden. Dann kam die Konjugation, da mußte die Liebe herhalten. „Amo — ich liebe." Das ist auch merkwürdig, daß man daran sein Leben lang zu konjugieren hat, denn in der Liebe lernt man nie aus, besonders wenn der Imperativ kommt: ama — du sollst lieben — und zwar auch Leute, die nichts weniger als liebenswürdig sind. Da wird bisweilen das Konjugieren schwer. — So liegt ein tiefer Sinn im Deklinieren und Konjugieren, den sich auch ein Mann noch merken kann. Habe ich doch einst einem jungen Paare am Hochzeittag ein paar Verse gedrechselt in Erinnerung an meine Oktava und ihnen gesagt:

Die Ehe ist eine Universität,
Auf die man als Primaner geht.

Hier lernt man erst das Deklinieren,
Da läßt sich mancher „Kasus“ spüren.
Der Accusativus ist ein böser Mann,
Er klagt den andern frischweg an;
O selig, wenn man nie vergißt,
Daß man selber der Nominativus ist.
Der Dativus ist ein braver Herr,
Er erzählt vom Geben und Vergeben die Mär,
Sind so die Kasus richtig gestellt,
Sicher der schlimme Vocativus fehlt.
Dann lernt man auch das Konjugieren,
Mit seinem Gatten den Ehestand führen:
Denn Conjux, wie den Damen bekannt,
Wird auf lateinisch der Gatte genannt.
Das Participium ist ein schöner Fall,
Er teilet die Freud und das Leiden in all'm.
Die Liebe kennt nur den Infinitiv,
Sie bleibet im Herzen ohn' Ende so tief;
Die Liebe bleibt stets im Präsens stehn,
Sie kennt kein Perfektum, kein welkend Vergehn,
So lernt nur „amare“ zu allen Zeiten,
Das wird euch die beste Ehe bereiten!

Das hat man also davon, wenn man in der Oktava ordentlich sein Pensum gelernt hat, daß man auch später dichten kann über Konjugieren und Deklinieren. — In der Oktava war's nicht mehr so gemütlich wie in den früheren Klassen, wiewohl ihre Lehrer nicht so gelehrt waren, wie die in den späteren Klassen. Aber das Wissen macht's eben nicht allein aus; man muß es auch an das Männlein bringen können, und das ist nicht jedes Menschen Sache. Denn schließlich muß man nicht merken, wie gescheit der Herr Professor ist, sondern wie gescheit seine Herren Buben geworden sind. — Einmal

gab's in der Oktava einen freien Tag. Der alte Kirchenrat Zandt, der oben im Lyceum als Direktor wohnte, war gestorben. Ich sehe ihn noch, den kleinen Mann, den die bösen Buben „Schmaatz" nannten, weil er keine Zähne mehr hatte und beim Reden schmatzte, in seinen seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, ganz wie sein Kollege, der Herr Kirchenrat Katz, zu dem wir in die Kirche geführt wurden, den man aber leider kein Wort verstand. Wir schwankten bei dem Tod des braven, alten Herrn in schwebender Pein zwischen Schmerz und Freude, nämlich ob wir mehr trauern sollten über den alten Kirchenrat, oder uns mehr freuen über den freien Tag. Kurz, die Gefühle waren, wie es bei Oktavanern zu geschehen pflegt, „gemischt." Der neue Direktor war Herr Kärcher, ein berühmter Lateiner. Der hatte ein ganz verflixtes Buch geschrieben, dessen unergründliche, unlernbare Tiefe wir erst später erfahren sollten; das waren nämlich die lateinischen Radices, oder Wortwurzeln, aus denen alle andern Worte kamen. Das war eine andere Süßholzwurzel und ein anderes Boxhorn als das, was man bei dem Herrn Mallebrein, Ecke der Langestraße und der Lammgasse um einen Kreuzer erhielt. Nun gab es aber zwei Kärcher, unsern und den „Mädleskärcher", der Direktor der höheren Töchterschule war und zum Unterschied so genannt wurde. Manchmal war Zank zwischen uns und den Cousinen und der Schwester, welcher von den zwei Kärchern der gescheiteste wäre. Der Mädleskärcher aber war in unsern

Augen nur wie weiland die Israeliten in den Augen der Enakskinder: nämlich wie eine Heuschrecke. — Freilich sahen wir niederen Geister den Direktor kaum. Nur einmal erschien er, und es imponierte mir, daß er der einzige Lehrer war, der Handschuhe, und zwar gelbe, trug. Er hatte volles, fast weißes Haar, das aufwärts gekämmt war, und ein etwas pockennarbiges Gesicht. Wie ich später mit ihm zusammengerannt bin, wird der geneigte Leser erfahren, aber ebenso wie er nach dieser Krisis mein bester Freund wurde. Der Hauptabschnitt im Leben der Oktava war der neue Direktor und der freie Tag wegen des Todes des alten.

Die Septima ist mir treuer in der Erinnerung geblieben. Ihr Ordinarius oder Hauptlehrer war der Sohn des ehemaligen Direktors, der Professor Emil Zandt. Es zog mich schon zu ihm, daß ich ebenso mit dem Vornamen hieß wie er; aber anderes noch mehr. Er kam just aus Paris, und war eine lange Gestalt mit schönem schwarzem Haar und einem interessanten Gesicht, was sich noch bis in die Jahre des Alters erhielt. Er war ein Mann von feinen, weltmännischen Manieren und sprach ein ausgezeichnetes Französisch; er machte mir immer den Eindruck, daß er eigentlich zu gut für das Lyceum und uns Bengels war und aus ihm etwas ganz anderes hätte werden können. Als Junggeselle war er ein Edelstein der Residenz in den Augen vieler künftigen Schwiegermütter, und mit den besten erbeingesessenen Familien verwandt. Wie wunder=

bar mochte ihm der Sprung sein aus den Hörsälen der Académie française nach der Karlsruher Septima zu diesen teutonischen Flachsköpfen! Seine Hand, groß und elegant, war ebenso berühmt durch ihre gleich eleganten Ohrfeigen, die er so nachlässig schlenkernd, aber tüchtig applizieren konnte. Man war damals noch nicht sentimental angehaucht, was Ohrfeigen betraf für einen Septimaner, sondern fand diese Südfrüchte ganz in der Ordnung. Sie wurden auch gehörig rubriziert nach den Klassen; die Ohrfeigen des einen waren „saftiger" als die des andern. Bei dem einen kamen sie nur kurz, stoßweise — man wurde vor den Katheder zitiert — und sie wurden leidenschaftslos appliziert, bei andern flogen sie leichtbeschwingt in der Luft herum. Es giebt gewiß Bosheiten, für die eine Ohrfeige, im Moment erteilt, eine klassische Wirkung hat, namentlich wenn das tiefe Gefühl im Buben sitzt: „da drauf gehört eine." Aber es giebt auch ungerechte, die schwer erbittern und im großen und ganzen möchte ich ihnen nicht das Wort reden. Viel tieferen Eindruck machte aber eine andere „Exekution", die an einem Jungen vorgenommen wurde. Wir hatten einen unter uns, der hatte schon so eine niederträchtige, kurze Stirn und stachlichtes Haar und graue kleine Augen. Mir war der Junge immer unheimlich; wie denn so wunderbare Sympathien und Antipathien unter Jungen vorkommen, die in dem Worte den Ausdruck finden: „Ich kann den nicht leiden." Es ist etwas Eigenes um dieses Wort „nicht leiden" können.

Es liegt ein Passivum drin, weil eine Art geheimes Leiden bei aller Feindschaft gegen den andern mitverbunden ist. Es ist eine Art Last, die man trägt. Meistens ist's gegenseitig; der andere spürt ohne viel Auseinandersetzung gleich, daß der Widerpart ihn auch nicht mag. Da sitzen dann solche negative Pole bei einander, sich selbst zur Last. So ging es mir mit diesem. Da kam der Professor eines Tages mit ernstem Gesicht herein. Wir ahnten alle schon nichts Gutes. Es war so eine schwüle Gewitterluft in dem Klassenzimmer. Wir hatten dergleichen schon mehr erlebt, wenn es hieß „heute ist eine Untersuchung“. Meist waren's Straßenprügeleien mit den „deutschen Brocken“ oder eine bestellte „Hauptprügelei“ auf dem kleinen Exerzierplatz, da langjährige kleine Hausfehden sich zu einer Hauptschlacht zuspitzten, die mit mehreren Löchern im Kopf endeten. Aber diesmal war's eine interne Sache. Uns allen war bange. Sonst, wenn man sich unschuldig wußte, war's ja ein Hauptvergnügen, daß keine Grammatik vorgenommen wurde und der Gerichtsakt sich noch in die nächste Stunde, namentlich in eine Rechenstunde, ausdehnte! Diese schöne, verlorene Zeit! — aber von den Buben für sehr wertvoll angeschaut, weil man nichts drin lernt. Diesmal aber fing der Professor an: „Es hat einer unter euch gestohlen, das ist eine Schande für die ganze Septima. Wer es ist, der sag es.“ Aber da muckte sich keiner. Er fragte noch einmal — wieder tiefe Stille. Beim drittenmale rief er den Namen des

Jungen: „Komm 'mal heraus.“ Der Junge trat ziemlich frech vor. Der Professor griff ihm in die Tasche, dann sagte er: „Zieh die Stiefel aus.“ Richtig, da klangen drin die Gulden des sogenannten „Didactrums“ oder Lehrgelds. Das war einem Jungen gestohlen worden; der hatte den dringendsten Verdacht auf den struppigen kleinen Kerl. Er meinte so was gefühlt zu haben, und kam darum heulend zu dem Professor, ihm sein Leid zu klagen. Der kannte diesen Vogel schon, und darum, nachdem er ihn scharf beobachtet während der Fragen, war's ihm zur Gewißheit geworden: der ist's und kein anderer. Jetzt war das „species facti,“ das „corpus delicti“ vorhanden. Der Professor zog sich einige Augenblicke zurück, um dem hohen Gerichtshof Bericht zu erstatten, und erschien wieder mit dem himmellangen Schuldiener, dem „Herrn Maler“, der ehemals bei den Dragonern gestanden und bärenmäßig zuhauen konnte. Der brachte gleich eine Bank mit und hielt das Rohr aus dem fernen Süd, dem „schönen Spanien“, wie der Scharfrichter rücklings verborgen, faßte den Malefikanten kunstgerecht am Grips und legte ihn über die Bank und hieb objektiv in aller Seelenruhe dem Missethäter seine fünfundzwanzig auf. Der Junge schrie mörderlich und zitierte alle seine Verwandten bis auf seine Urgroßmutter herbei. Darnach ward er entlassen. Der Professor hielt uns nun eine Rede über die Schändlichkeit des Diebstahls; sie war für mich accompagniert durch das Schreien des Jungen und machte mir

durch mein Lebetage hindurch den unauslöschlichsten Eindruck. Und das war heilsam, daß solche moralische Vergehen in diesem Alter nicht mit Arrest oder Karzer bestraft wurden, wie Fehler der Faulheit und Dummheit und Vergessenheit. Jedes Kind hat ein tiefes Gefühl, daß Stehlen was anderes ist, als ein Buch vergessen, wofür ich einmal zwei Stunden Karzer besah. Es war wie eine Luftreinigung, als der Junge draußen war, wir alle hatten das Gefühl der Befreiung; es ist auch nie wieder so etwas vorgekommen.

Dagegen giebt's was anderes, was nah am Stehlen liegt, das ist das „Lügen". Lüge und Diebstahl sind Geschwisterkind, und unser Volk hat wohl recht, wenn es sagt: Wer lügt, der stiehlt. Da giebt's dann aber auch in der Schule Zeiten, wo en masse gelogen wird, das heißt: wo der einzelne unter dem Terrorismus einer kleinen Bande steht, die den Ton angiebt. So war's auch einmal mit einer lateinischen Arbeit. Wir hatten sie auf, aber es sollte geleugnet werden, damit wir mehr Zeit hätten zu einem großen Spaziergang. Dreiviertel der Klasse, darunter auch ich, ließ sich in der Dummheit in diese catilinarische Verschwörung ein. Aber etliche Brave thaten nicht mit und zeigten die Sache an. Da saßen wir drin; mitgefangen und mitgehangen. Mit zwei Stunden Arrest kamen wir Verführten noch davon — und zwar über Mittag. Die Rädelsführer kriegten Hiebe. Ich kam verweint nach Hause und erzählte dann mein ganzes Unglück, natürlich etwas im Alpenglühen der

Unschuld. Da war ich aber bei der Mutter gerade recht gekommen. Erst würdigte sie mich aus ihren rehbraunen Augen nur eines großen, durchbohrenden Blicks, und dann drückte sie mich hinaus — in die Stube. Dort stand der Stock bereit, dessen Schläge tüchtig herunterfielen. Auf einem Bänklein setzte sie mir auseinander, was „Lügen“ sei. Unvergeßlich war mir auch das in der Rede, daß sie die tiefe Schmach empfand, die ich ihr angethan — und die ich dem Lehrer gethan. „Einen anlügen — weißt du, was das heißt? Das heißt so viel, als dem andern sagen: Du bist nicht wert, daß man dir die Wahrheit sagt. Das heißt einen Menschen tief mißachten.“ Daran hatte ich nicht gedacht. „Und nun,“ schloß sie, „wirst du hingehen zu dem Herrn Professor Zandt und ihm sagen, daß du gelogen und ihn beleidigt, und wirst ihn um Vergebung bitten.“ — Ach, mir war, als fiele der Himalaya auf mich. „Schlag mich lieber noch,“ heulte ich, „nur das nicht.“ „Nein, gerade das, mein Kind. Wer bekennt, der hat den Feind schon überwunden.“ — Ich wußte, daß wenn Mutter so etwas sagte, kein Widerwort mehr stattfinden konnte, also mit meinem heftig schlagenden Herzen hinaus. Mir brannte alles, das Gehirn im Kopf, das Gewissen, der Boden unter den Füßen. Solch einen Tag hatte ich noch nicht erlebt. Ich zog mich an, gab der Mutter die Hand. Es war Winter und halb fünf Uhr abends, als ich an dem dunkeln, menschenleeren Lyceum stand. Vorüber ging's an der Klasse, in der das Unheil geschehen, und

nun hinauf in den dritten Stock zu dem Professor. Ich stand an der Gatterthüre noch halb schwankend; ach, ich hoffte im stillen, daß er nicht zu Hause wäre, wie in späteren Jahren so etwa beim Zahnarzt — aber ich klingelte und fragte: „Ist der Herr Professor zu Hause?" „Ja wohl, klopf nur da an." Ich klopfte, und die tiefe Stimme sagte herein. Da stand der schöne Mann im Schlafrock mit langer Pfeife und grüßte mich freundlich. „Nun was willst du, Namensbruder, so spät noch?" Unter Thränen brachte ich nur heraus: „Einen schönen Gruß von meiner Mutter und ich soll sagen, daß ich gelogen habe und Sie beleidigt habe, und daß es mir so arg leid ist." Das ging freilich nur so stoßweise von statten. Er aber legte mir seine Hand aufs Haupt und sagte mir: „Lieber Bub, das ist recht von dir, daß du kommst, und das freut mich. Sag auch deiner Mutter einen schönen Gruß und es sei alles wieder gut, und daß ich dir vergeben habe." Ich faßte seine Hand und war so überglücklich, daß es heraus war. Ich hüpfte die Treppen hinunter, so leicht und froh, als ob ich das große Los gewonnen hätte. Als ich heimkam, wie im Bewußtsein einer Heldenthat, küßte mich die Mutter und sagte zu meinem größten Erstaunen: „So, nun darfst du heute abend in den ‚Oberon' gehen." Ob die Mutter das tiefe Gefühl hatte, daß mich nach der Aufregung des Tages die herrliche Webersche Musik beruhigen würde, und der Eindruck nicht etwa verwischt, sondern verstärkt würde, wenn das eine Kapitel als „abgemacht" angeschaut

würde und ein völlig anderer Eindruck unvermittelt sich neben den ersten stellte — ich weiß es nicht. Nur so viel weiß ich, daß mich diese Güte im Innersten rührte und tief beschämte. So sah ich denn, hörte und lauschte, sah mit den halb verweinten Augen den herrlichen Hüon und Fatime nebst Rezia, hörte den Gesang der Meermädchen und sah das furchtbare Gewitter. „Ozean, du Ungeheuer“ klang's mir durch's Herz. Ich freute mich daneben, daß Hüon dem Kalifen zu Bagdad den Bart raufte und die Zähne ausschlug — kurz ich war hineingetaucht in eine Welt voll Wunder und süßer Harmonie. In der Nacht ging alles durcheinander: der Professor Zandt und die Zähne des Kalifen, der lange Schuldiener Maler und die Meermädchen, Oberon und Titania und die Buben im Arrest. — Ich habe den Oberon seit fünfzig Jahren nicht wiedergesehen. Wenn ich aber einen Theaterzettel lese und den ‚Oberon, König der Elfen‘ darauf, dann denke ich ans Lügen, ans Abbitten, an den Professor Zandt, am meisten aber — an meine selige Mutter.

Mit dem Professor aber verband mich seitdem ein eigentümlicher Zug der Sympathie durchs Lyceum hindurch. Nicht daß er mich begünstigt hätte vor andern, nein, es gab ja noch manchen Arrest und manche Thräne bei ihm —, aber jener Abend blieb doch unvergessen. Nach langen Jahren heimkehrend von der Universität

und dem ersten Pfarramt, kam ich selbst als Lehrer an das Lyceum. Ich sah meine Septima wieder, der Professor lebte auch noch, nun war er verheiratet mit einer trefflichen Frau; in seinem Hause war das beste Kleinod sein Kind. Da wurden Lehrer und Schüler Freunde; das Leid seines Lebens habe ich mit ihm geteilt, den Heimgang seines Weibes und seines Kindes; beiden habe ich noch den letzten Segen gegeben, und zuletzt, aus der Ferne kommend, den vereinsamten Mann kurz vor seinem Tode noch besucht. Nun ist auch er daheim, der müde Mann — so reich begabt in Wort und Schrift, nicht von allen verstanden und in seinem besten Werte erkannt; aber die ihn kannten, liebten ihn und hatten an ihm den treusten Freund. — So ist mir's mit manchen meiner Lehrer gegangen. Ich durfte ihnen im Alter dienen, wie sie mir einst in der Jugend gedient. Etwas aber von der Geduld und Liebe vergelten zu können, die man erfahren, ist ein süßes Gefühl. —

Ich lasse eine Weile die Schule, damit der Leser nicht zu sehr selbst geschulmeistert wird, und gehe wieder ins Haus.

Zweites Kapitel.

Das Haus und seine Umgebung. Vettern und Basen und Kameraden.

Die alte Bildergalerie steht zwar noch, aber der Kopf ist ihr abgerissen und nur der Flügel geblieben. Sie stand einst auf freiem Platz und davor waren Akazienbäume, und gegenüber das einstmalige „schwedische Palais," in welchem die Königin von Schweden, eine Enkelin des Großherzogs Karl Friedrich gesegneten Andenkens gewohnt. Wie wunderbar war mir's doch, als die Königin Elisabeth von Preußen, deren Tante jene Königin war, mich in Charlottenburg nach vierzig Jahren nach diesem Palais fragte, in welchem sie als Kind so oft gespielt! (Das war ja unser vis-à-vis, in welchem ich oft gewesen bei den „Seldenecksbuben" — die damals drin wohnten.) Wie leuchtete ihr schönes blaues Auge, als ich ihr in Karlsruher Mundart von dem alten Karlsruhe erzählen mußte! So muß man nach Berlin und Charlottenburg kommen, um an den Karlsruher Akademieplatz erinnert zu werden! Also die alte Bildergalerie war zu eng geworden, der schöne Schatz von Bildern kam nicht zur Geltung, und es sollte eine neue Kunsthalle gebaut werden, quer über den Platz und auch quer über unsere schöne Stube mit den Plüschmöbeln herüber. Das war hart. Auch der hübsche Altan, von dem man beglückt auf die Karlsruher Mensch-

heit herunterschauen konnte, wurde wegrasiert. Das war uns gerade so bitter, als dem alten Bärenbeck an der früheren Schloßstraße und noch früheren Bärengasse und jetzigen Karl-Friedrichstraße, als sie ihm sein Haus zusammenrissen, in welchem er uns seine Zwiebacke und „Hörnle" vormittags zehn Uhr verabreichte. Es fällt eben mit solch einem Haus auch ein Stück Geschichte, so manches heimliche Plätzchen, in welchem man Besonderes erlebt, wird von rauhen Händen mitleidslos zerstört. Es ist das der Anfang von alle dem, was später einem abgebrochen wird im Leben. Also adieu Akademieplatz, uns blieb nur noch der freilich schöne Blick in den botanischen Garten. Aber auch da wurde aufgeräumt. Das alte Hofgarteninspektors-Haus, das so traulich neben dem unseren stand, wo wir hineinschauen konnten, wenn die Buben des Hofgarteninspektors Held ins Bett spediert wurden — mußte abgebrochen werden. Der alte Hof mit den Gänse- und Schweinställen wurde verlegt, die alten Treibhäuser mit ihren glitzernden Scheiben, wohin nachts mit einer Blendlaterne der Gehilfe durch den dunkeln Garten wanderte, auch von der Erde getilgt — alles wurde viel schöner aufgebaut, aber das alte trauliche Nest war's nicht mehr. Die Gärtnergehilfen samt dem Kühfritz, der von seiner Stimme behauptete: „Mei Baß wär schon scheen, er isch awer nor net koldiviert," sah man nicht mehr; man konnte ihm nicht mehr aus sicherer Höhe zurufen: „Frühkitz! sing e mol Baß," worauf regelmäßig kam: „Wart, du bees

Direktersbüble, ich sag's beim Vatter" — nur der alte „Herr Hofgärtner Schweigert", der einen „Schunkenbacken", eine Flechte im Gesicht hatte, ging regelmäßig unten vorbei, die Pflanzen zu prüfen. Alle Morgen punkt halb zehn nahm eine stadtbekannte Persönlichkeit, der „Herr Sekretär Hebbele" seinen Weg durch den neuangelegten Garten. Er war ein Zwerg, klein wie ein Knabe von zehn Jahren, von dem die dunkle Sage ging, daß er sich beim Schneider alles anmessen lasse wie für den größten Mann und auch so bezahle. Er ging höchst elegant mit feiner Hemdkrause und einem Stock mit goldenem Knopf, grauem Cylinderhut und gelben Beinkleidern und kaffeebraunem Rock. Das kleine, runzliche Gesicht sah aus wie das Gesicht eines Kindes. Wir hatten uns einmal eine saftige Bemerkung über ihn erlaubt bei Tische. Da gab's aber ein Wetter bei der Mutter. Nichts war ihr mehr zuwider als Bemerkungen über die körperlichen Gebrechen oder über etwas Lächerliches im Gesicht der Menschen. Da ging sie mit Feuer und Schwert dagegen an. Ich verhehle nicht, daß die Drohung, auch uns könne einmal das Gesicht so stehen bleiben, wenn wir jemand nachmachten, bis auf den heutigen Tag mich verfolgt. Ja, Mutter hatte recht; es ist unedel und gemein, bei einem Menschen den wundesten Fleck zu berühren, für den er doch nichts kann, und es hat mich auch darum später zu solchen von der Natur vernachlässigten Menschen hingezogen, zu Rothärigen und Buckligen — bei allem meinem angebornen

Schönheitssinn. Man braucht sie ja deswegen noch nicht zu heiraten. Aber ein gutes, liebes Wort thut gerade ihnen wohl und ist nötiger als bei andern, die schöne Worte so wie so kriegen, mehr vielleicht als ihnen gut ist. — Die Aussicht war also doch nicht ganz verbaut. Dafür aber war's unser Haus. Wer es heutzutage noch sieht, bewundert diese Architektur; denn da oben im dritten Stock, wo später, statt unsrer, der Dichter Putlitz wohnte — ist kein Fenster wie das andere: hoch, nieder, breit, eng, das geht die Kreuz und Quere. Das kam von einem nötigen Umbau her; denn mitten in der Wohnung selbst ging's einen halben Stock noch höher in enge, niedrige Stuben, das sollte als gesundheitswidrig aufhören. Uns war zwar dies treppauf, treppab in der Wohnung gar nicht so schädlich erschienen, um so schöner war das Fangspiel, wenn einer die Treppen herunterpurzelte. Und dafür war gesorgt. Es gab ja „Vettern und Cousinen" zunächst — denn das alte gute Wort: „Base oder Bäslein" hatte eine zu gefährliche Verwandtschaft mit allerhand Schwatz- nnd Kaffeebasen, und die eine wurde bitterböse, wenn man sie so ehrlich nannte. Das war Cousine Jeanette, ein lebhaftes Menschenkind. Sie fragte bei der Köchin immer nur: „Sind die Buben zu Haus?" Die gute Schwester Bianka empfand schmerzlich, daß Jeanette so wenig zum Weiblichen sich hingezogen fühlte. Aber sie meinte, sie hätte ihre Bestimmung verfehlt und ein Junge werden müssen; dazu konnte sie derb zuschlagen und war furchtlosen Gemüts, auf den Beinen

so flink wie ein Reh, dabei immer vergnügt und von Herzen gutmütig. Sie schenkte gerne her, und wo sie wußte einem eine Freude zu bereiten, that sie es. Ihr konnte man auch sein Leid klagen, denn sie hörte einen verständnisvoll an, wenn etwa die Gouvernante „bös“ gewesen, oder man in der Schule schlechte Geschäfte gemacht hatte. Sie hatte unter anderem eine sehr fein gebogene Nase, die, wie sie sagte, „sie sich selbst gedreht.“ Denn sie hatte irgendwo aufgeschnappt, daß man wesentlich zur Verschönerung seiner Nase (dieses hervorragenden Gesichtsteils) beitragen könnte, wenn man sie alle Tage zwischen den Daumen und den Zeigefinger nähme und herunterstriche von oben bis unten; dann werde sie dünn und interessant. Sie sah mit ihren hochgeschwungenen Augenbraunen nicht aus wie andere Mädchen, ein unternehmender Geist sprach aus ihr. Es imponierte uns nicht wenig, als sie einmal in vertrauter Stunde äußerte: sie werde nur einen Seemann heiraten, weil der nie zu Hause wäre, dann könne sie machen was sie wolle. Nun bei ihr ist nicht eingetroffen, was Freund Goethe sagt:

Was man in der Jugend begehrt,
Hat man im Alter die Fülle —

denn sie hat gerade das Gegenteil erwischt. Dazu war sie musikalisch veranlagt und hatte, als sie einmal lernen mußte, einen enormen Fleiß. Sie spielte die Harfe. Wenn der „Kurfürst“, so nannte sie das schöne, königliche Instrument, hereingebracht wurde und sie dann spielte, namentlich Stücke von einem gewissen Parish

Alvars, so in der Abendstunde, da war sie dasselbe wilde Mädchen nicht mehr, ein ganz anderer Geist hatte sie erfaßt. Sie ist viel gewandert im Leben und in der Kraft ihrer Jahre an einem Herzleiden gestorben. Aber wir sind gute Freunde geblieben, und ich durfte ihr den letzten Liebesdienst thun und sie einsegnen zu ihrer Ruhe. — Die andere Cousine Emily war dagegen milderer Natur; sie hielt sich mehr zu der sanften Schwester als zu den wilden Galeriebuben und war exemplarisch brav. Das merkte man schon ihrer sauberen Handschrift an, und der „Mädleskärcher" gab ihr die besten Zeugnisse.

Die Vettern waren sehr verschieden. Der eine war so eine Art Enakssohn, eine Riese unter uns, der am liebsten Schlachten aufführte, und dazu große hölzerne Schwerter mit grober Kunst anfertigte. Er selbst hatte das längste und konnte unbändig zuhauen. Über ihn gingen allerhand Sagen von Bosheiten, namentlich daß er einmal ein entsetzlich zugerichtetes Taschentuch lebendig vergraben hatte. Das war in den Augen unserer Mutter ein abscheuliches Verbrechen, namentlich das Heimliche dabei. Denn man konnte zu Hause mancherlei Bubenstreiche ausüben, aber man mußte es nur sagen. Ich weiß noch recht gut, daß ich einmal die „Jungfer Gans" unserer Nachbarin mit einem Stein tödlich an den Kopf getroffen, so daß es aus mit ihr war; aber noch ehe die Frau Hofökonomierat den Zettel über das Verbrechen gemeldet, hatte ich es gesagt. „Das ist sehr fatal, für für dein Monatsgeld, Kind," sagte die Mutter, „denn du

wirst die Gans bezahlen — aber das eine laß dir sagen: ‚Der Stein aus der Hand ist in Teufels Hand‘, so heißt es nicht umsonst.“ Aber weiter gab's nichts. Es war eben nicht erlaubt, was später in einem Orte der Hardt dicht vor den Thoren der Intelligenz und Residenz, am Bürgermeisteramt im vergitterten Kästlein naturell zu lesen war: „Alle diejenigen Burgersweiber, wo ihre Gäns laufen lon, werren vogelfrei erklärt und zemmengschmissen“, die Gänse nämlich. Aber der Nominativ war hier böslich mit dem Akkusativ verwechselt. Es mag derselbe „Adjunkt“ gewesen sein, der seiner Zeit einen Auswärtigen mit dem Schreiben zitierte: „Sie werden hiemit zur Teilung Ihrer Frau Großmutter geladen.“

Aber der besagte Enakssohn ist ein braver Mann geworden, und ist ihm vieles über Haupt und Herz gegangen seitdem. Der zweite Vetter war langsamerer Natur und wurde darum auch scherzweise der „Lahme“ genannt, da er viel in sich selbst versank und sich nicht gerade hielt, was unserer Mutter unausstehlich war. Da er dazu noch Max hieß, so nannte sie ihn: „Max Buckolomini.“ Er war eine Art stiller Philosoph und zeichnete auch effektvoll. An die große Thüre des Holzstalls im Untergeschoß, einem Hauptspielplatz, hatte er ein großes, greuliches Tier in Weiß und Schwarz gemalt und darunter die denkwürdigen Worte geschrieben: „Pecus campi spiritus Rindvieh;“ dahin deutete er schweigend, wenn einer was Dummes sagte. Wie doch solche Bilder aus der Bubenzeit einem bleiben und oft

bei einfältigen Menschen, recht zur Unzeit, einem einfallen, daß man sich die Lippen schier verbeißen muß. Er gab sich später den „postalischen Wissenschaften" hin, worunter wir uns dazumal nichts Rechtes vorstellen konnten; denn wir dachten, es sei genug, wenn der „Buckolomini" wüßte, ob der Brief rechts oder links von Karlsruhe abginge, und das sei doch „keine Wissenschaft". Er war uns auch zu schade für den „Postbibbel", wie man spottweise die Beamten nannte, denn sie standen im Geruch nicht besonders feiner Formen im Verkehr mit „hohem Adel und verehrlichem Publikum". Waren doch einmal auf dem Karlsruher Marktplatz zur Zeit des Karnevals zwei Dreschflegel in einem kleinen Häuschen schweigsam aufgestellt und drüber prangte die Inschrift: „Großherzogliches Postamt." Wie ist das alles anders geworden seit sechsundvierzig Jahren, und die Post wirklich zur Wissenschaft, ja zu einer Großmacht avanciert. Wenn das der gute Max noch erlebt hätte! Aber er starb auch im besten Alter, wie der vierte Vetter Eduard, der begabteste, den ein Typhus in Paris mit sechsundzwanzig Jahren wegraffte. — Diese alle machten das Haus lebendig, zumal wenn sie alle beisammen waren. Die Cousinen brachten noch Freundinnen mit samt deren Gouvernanten, und noch steht mir ein Fräulein Holzapfel in treuer Erinnerung um ihrer tire-bouchons, d. h. ihren zwei großen Vorderlocken und ihrer gehaltenen und mildfreundlichen Weise willen. War sie doch einst Prinzessinerzieherin gewesen,

was uns einen besonderen Respekt einflößte. Da durfte man sich denn nicht „blamieren“. — Zwischen uns allen herrschte ein harmloser Ton, weder vergötterte man einander, noch war ein ungeschliffenes Benehmen erlaubt. In diesen Jahren, im zwölften oder dreizehnten, hatten wir auch Tanz- oder Anstandstunde. Ein alter Hoftanzmeister, Herr Nehrlich, sollte uns diese Muse näher kennen lehren. Zuerst kamen die Salon-, Straßen- und Hauskomplimente, dann die vor Fürstlichkeiten und Herrschaften und sonstigem Publikum, und zwar im Maskulinum und Femininum. Dann wurde der Gang reguliert, „damit man nicht herschwanke wie eine Zitterpappel, noch wie ein Uhr-Perpendikel sich wiege.“ Ferner kam die „erste Position“ und die weiteren. Bis dahin ging die Sache erträglich, wiewohl mit Hindernissen, weil wir uns noch nicht auf den „Standpunkt“ Herrn Nehrlichs schwingen konnten und zu viel lachten. Nun wurde aber die Sache bei mir bedenklich, als das Tanzen kam und Herr Nehrlich einen Musikanten mitbrachte, Herrn Eckert, der eine völlig „ausklarinettierte Visage“ hatte, wie der Vetter behauptete, der jedem Musiker nach seinem Gesicht sagen konnte, was für ein Instrument er spiele. Denn als der anfing im Dreivierteltakt zu spielen, da drehte sich mir alles im Kopfe herum: Herr Nehrlich samt der Kommode und Herr Eckert samt der Lampe, und schließlich wurde ich in einer Ecke aufgelesen, in die ich gefallen. Bei jeder neuen Probe wurde das Ding schlimmer und wurde ich schließlich als „unverbesserlicher,

bildungsunfähiger Tanzbeflissener" — für immer entlassen. Ich bin darum auch zu der thörichten Ansicht der Chinesen gelangt über das Tanzen, die, als sie die Engländer im Schweiß ihres Angesichts tanzen sahen, erstaunt fragten: „Warum laßt ihr das nicht eure Bedienten thun!?"

Nun zu den Jugendfreunden. Es traf sich sehr glücklich, daß sich gerade zu unserer Zeit mehrere Brüderpaare fanden, die fast gleichaltrig waren. Je ein Bruder paßte zu dem andern, so daß jeder seine Mannen fand. Zunächst waren's zwei Generalssöhne. Mit dem älteren verband mich die treueste Freundschaft. Er war ein schlanker, hochgewachsener Junge mit hellblondem, langem Haar und hellen, blauen Augen. Sein eigenstes Fach war „Begeisterung", die manchmal in Heftigkeit ausarten konnte; aber keiner war schneller „wieder gut" als er. Alte Ritterburgen, Waffen, überhaupt alles Antike hatte für ihn den größten Reiz. Auf die Burg seiner Väter, eine uralte Ruine, von der nur noch einige Steine zu sehen waren, pilgerte er oftmals und träumte dort Tage lang. Alles atmete an ihm Schwung und ideales Streben. Sein Großvater, ein alter Reichsfreiherr, wohnte in einem schönen, herrlichen Hause, dessen Garten an den Garten des Vaters des jungen Helden stieß. Der alte Herr war ein gelehrter Mann, der viele schöne Sammlungen hatte, dahin durften wir so dann und wann mit „gelindem Schaudern" eintreten.

Dann ging's hinunter in den großen Garten, dort die Jagd zu etablieren, wo in den hochaufgeschossenen Spargelstöcken sich das „Wild" — nämlich die Schwestern bergen mußten, um gejagt zu werden. Es war zwar sehr unhöflich von uns, daß wir die Mädchen nur unter diese Rubrik sortierten, aber sie waren's zufrieden. Nur wenn das „wahrhaftige Kriegsspiel" kam, kommandierte mein Freund sie „hinter die Front". Das waren immer des Freundes Höhetage, wenn es so zu einer „teutonischen" Männerschlacht kam, denn über allem stand ihm „Teutschlands Größe." Er konnte aus den alten Heldenzeiten erzählen, daß ihm das Auge flammte, und wir nur staunend zu hören brauchten. Schon seinen Namen „Egenolph", (so schrieb er ihn), hielt er hoch, war's doch ein Name seiner Vorfahren. Seine flammende Liebe zum Vaterlande brach auch in Versen heraus; Klopstock war sein Ideal in seinen Vaterlandsoden. Er war fünfzehn Jahre, als er mir auf Verse, die ich ihm geschmiedet und geweiht hatte, folgendermaßen antwortete:

Ode an Emil
(im asklepiadischen Versmaße).

Zum treuen Freundesherzen ist tief gedrungen,
Was du begeistert Liebliches mir geredet.
Nicht unverstanden bleiben, Teurer!
Worte mir, herrlicher teutscher Freiheit.

Auch mir klopft in der Brust noch ein teutsches Herz,
Auch ich fühl noch mit glühendem Herzen tief
Den Stolz, ein Sohn Germanias zu sein —
Wenn ich im düsteren Haine walle,

Wenn an die graue Vorzeit mich mahnen jene
Urteutschen Eichen, da sie von Windes Hauch
Beweget, wenn er säuselnd sie durchzieht,
Wenn aus den Wipfeln die Gottheit redet —

Wenn unseres Stromes Welle von ferner Zeit,
Von teutscher Heldenzeit mir erzählt und dann
Die Wehmut leise mich erfaßt —
Dann ja, bedarf ich ein Herz wie deines.

Ein Herz, das mich verstehet und mit mir fühlt,
Ein treues Herz, das zarteren Gefühles fähig,
Das meinen bittern Gram dann teilen kann,
Lindern und trösten und Wunden heilen!

Ein Trost doch, Freund, bleibt immer noch und steht.
Wenn teutscher Sinn auch untergegangen scheinet,
Es ist die Hoffnung bessrer Zeiten,
Wenn einmal Unglück und Trübsal einbricht.

Wenn dann zusammen findet und fest sich eint,
Was teutsches Herz und teutsche Gesinnung hegt,
Und dann geläutert und gebessert wieder
Einigkeit herrschet im teutschen Land.

Dir gewidmet von deinem treuen Bruder
Egenolph.

Ich wollte dies teutonische Gedicht nicht vorenthalten, weil es den Freund in seinem innersten Wesen bezeichnet. Seine Freundschaft war zugleich seine Leidenschaft; er „liebte und haßte,“ und zwar in beidem gründlich. Das warme Herz hatte er von seiner Mutter, einer liebenswürdigen begeisterten Frau. Ich bin zeitlebens mit großer Liebe an ihr gehangen. Immer das volle Herz einem entgegenbringend, stark im Leiden und beim Verlust ihrer Lieben, so sah ich sie noch im Greisenalter; mit jugend-

lichem Feuer erzählte sie von alten Tagen. Der Vater war ein feingebildeter Offizier, mit weitem Blick und vielen Interessen, der seinen Kindern die sorgfältigste Erziehung geben ließ. Es ist eben viel wert, daß man durch solche Freunde auch in ihr Haus kommt. Der einzelne Junge kann ja oft ganz gut und lieb sein, aber er wagt es nicht einen ins Haus zu bringen, weil die Luft dort eine andere ist, als die im Hause des Freundes. Und doch liegt es bei einem Menschen nicht an dem und jenem, was man ihm einbläut und einlernt, sondern an dem, was er einatmet im Hause. Es gehört schon ein sehr fester starker Geist dazu, in jungen Jahren sich von einer ungesunden Luft im Hause zu befreien. So war in des Generals Hause derselbe ernste, ideale Geist, wie er in unserm Hause waltete. Durch den Freund, dessen Wappendevise aus alter Zeit lautete: „Recht, gerecht, aufrecht,“ bin ich über manche Gefahr der Jugend weggekommen; gingen auch im „Teutonischen“ der Begeisterung Wogen manchmal hoch — sie gingen doch; Bienen, die nicht schwärmen, bringen auch keinen Honig. — Wir sahen uns viel, teilten den Heimweg der Schule, und an Sonntagen trafen wir uns abwechselnd in den Häusern der Freunde. Da war's denn ein schwerer Schlag, als sein Vater nach Freiburg versetzt wurde und nun das Scheiden kam. Es war für ihn eine Entwurzelung aus einem heimatlichen Boden und Einpflanzung in einen völlig fremden. Alles ödete ihn dort an, er schrieb jammervolle Briefe, bald in Prosa, bald in Poesie. Da konnte

ich denn nicht anders als auch ihm in Versen antworten, wie sie eben so ein fünfzehnjähriger Junge hinbringt.

Dich faßt ein namenloses Sehnen,
Und nimmer bist du licht und froh;
Aus deinem Auge quellen Thränen,
Warum ergreifen die mich so?

Ist denn dein Herz der Freud' erstorben,
Ist alles für dich liebeleer?
Welch' Trauer hat um dich geworben,
Versenkt dich in des Leides Meer?

Und ob du nächtlich in der Stille
Zurückdenkst an entschwundnes Glück —
Mein Freund! es ist des Vaters Wille —
Und schnell weicht Trauer fern zurück!

Was wir im Herzen tief getragen
Muß ewig, ewig mit uns sein,
Das läßt uns nimmermehr verzagen,
Durch Nächte selbst bricht lichter Schein.

Wenn alle Scheidung auch gelungen.
Wenn alles uns verlassen muß —
Das traute Band, das uns umschlungen —
Zerreißt auch nicht des Todes Kuß.

Im Interesse der Dichtkunst ist es gut, daß einzig dies Gedicht noch mir geblieben; hatte ich doch ein ganzes Buch voll, meist mit Oden an ihn; aber auch mit etlichen Oden „an den Tod“ und an eine „Kaffeemaschine,“ „bei einem Gewitter“ an eine „weitlose Cousine“ — aber als ich es einmal mit auf die Reise nahm, um den staunenden Vettern in Straßburg daraus vorzulesen, verlor ich's auf der Straße. Es war mir damals, als ob ein halbes Leben von mir gewichen wäre, aber es

war auch ein Wink, das Dichten fürs erste bleiben zu lassen. Meine Mutter, die von „eigenen“ Gedichten sehr kühl dachte, tröstete mich mit dem gewiß klassischen Worte: „Mein Kind, hätten deine Gedichte was getaugt, dann hättest du sie nicht verloren.“ — Zurück zu meinem Freund. Wir hielten treu zusammen, da kamen die Jahre 48 und 49; er trat ins österreichische Heer und kam tief hinein nach Ungarn und später nach Kroatien, wir schrieben uns noch dann und wann in der alten Liebe. Einmal sah ich ihn wieder; aber ich mußte das Jugendbild erst wieder in ihn legen. Das schöne Haar war geschwunden, er selbst war müde geworden in äußerlichem Dienste; trotz aller Schlachten, Tapferkeit und bestem Streben hatte er es in zwanzig Jahren nur zum Hauptmann gebracht. Aber tief drinnen glühte noch unter der Asche die alte Begeisterung und Liebe. Er heiratete und sandte mir auch das Bild seiner Frau. Dann zog er im Kriege 66 nach Italien und fiel ehrenvoll in der Schlacht von Custozza. Dort ruht er in der lombardischen Ebene, von der er uns so oft erzählt aus Kaiser Barbarossas Zeit. Wenn ich an ihn denke, da geht mir's immer eigen durch's Herz. Er war meine erste Jugendliebe, und unwillkürlich klingt's mir leise bebend nach:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit —

und sage hoffnungsvoll:

Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!

Man kann nicht mit allen Freunden so stehen, einen wahren Freund, einen ganzen Freund zu haben, ist besser als hundert halbe. Aber man hat doch auch Freunde, die eine besondere Seite unseres Wesens erfüllen und ergänzen, die man in ihrer Art, nach einer Seite hin lieben kann, ohne dem einen untreu zu sein. Freilich giebt es gerade unter Knaben oft eine gewisse Eifersucht der Liebe, die es nicht leicht erträgt, daß man auch einem andern Vertrauen erweise. — Mit dem Bruder des Heimgegangenen, der um ein Stück jünger war, verbindet mich aber bis heute treuste Freundschaft und grüße ich die „Excellenz“ als einen, der nicht bloß so heißt, sondern auch ist. Zwischen ihm und mir steht das Bild des verklärten, auch von ihm so geliebten Bruders. — Die anderen Freunde waren liebe Jungens, Söhne des Oberpostmeisters; ich gedenke auch ihres Hofmeisters, des Kandidaten Heyer, einem der aus den „Raubstaaten“ gebürtig war und dem Konsistorium seines Landes seine weißen Haare oder vielmehr seinen „Mondschein“ einsenden konnte zum Zeichen, daß es Zeit sei, endlich seiner zu gedenken. Der ältere „August“ war ein von Herzen guter Junge und ist's auch geblieben; der zweite, der den Namen eines Heiligen trug, war ein reich begabter, originaler Junge. Ich seh ihn noch immer mit seinem wolligen, gen Himmel stehenden Haar, das so manchmal zerzaust wurde. Beide sind schon heimgegangen, die Schwester lebt aber noch, die ich herzlich grüße. Sie teilte mit uns die Spiele, als „bessere Hälfte“ uns

Jungen im Zaume haltend. Die Freunde hatten einen französischen General zum Onkel, dessen kleine Zehe abgeschossen war; das machte auf uns den Eindruck besonderer Tapferkeit.

Nun komme ich zu zweien, mit denen mich noch bis heute die Liebe verbindet. Die folgenden Blätter werden von dem einen des näheren erzählen. Sie wohnten ganz in unserer Nähe. Ihre Eltern waren treffliche Leute; der Vater ein Forstrat, in dessen Zimmer die seltensten Rehgeweihe und Meerschaumpfeifen hingen. Es war ein kleiner Herr, energisch und ernst, aber lieb zu uns Jungen, dann und wann durften wir in sein wolkenumhülltes Zimmer. Das Bild eines echten, adlichen Herrn, in seiner ganzen Gesinnung und Auftreten, zeichneten ihn die besten Formen und ein durchaus gehaltener Ernst aus. Meine ganze Liebe war aber seine Frau. Ich weiß nicht, außer meiner seligen Mutter ist mir, dem jungen Fant, niemand so mütterlich nahe gewesen, wie sie. Sie war groß, hatte edle Züge, und war von einer holden Milde und Freundlichkeit, dazwischen sprudelte ein fröhlicher, pfälzischer Humor. Sie hatte mich besonders lieb, und ich konnte ihr auch alles sagen. Sie sagte mir „du“ so lang sie lebte; als ich als Student zurückkam von der Universität, wollte sie mit „Sie“ anfangen — mit einemmale aber lachte sie hell auf und sagte: „Ach, du bist ja mein alter Junge, ich sage dir „du“ dein Lebenlang.“ Sie hatte ein gutes, treffliches Urteil und dabei so einen fröhlichen Sinn, daß man beim Derbsten und Saftigsten,

was sie sagte, ihr nicht böse sein konnte. Dabei war sie körperlich zart und brustleidend, aber eine glaubensstarke Frau, die sich tapfer durchkämpfte. Ich werde es ihr erst in der Ewigkeit danken können, was sie an mir in den Zeiten der Gärung und der innern Kämpfe gethan. Es ist ja oft so in der Jugend, daß man sich einem Dritten, ferner Stehenden eher öffnet und vertraut als den Nächsten, die einen leider nur zu gut kennen und den Alltagsmenschen schwer verwinden können, der ihnen täglich zu tragen giebt. Aber es ist etwas Köstliches, wenn in ein Jünglingsleben das Bild einer edlen, reinen Frau hineinragt. Ich habe vieles nur im Blick auf sie nicht gethan, weil ich nicht gewagt hätte, ihr unter die Augen zu treten. Gesegnet sei mir ihr Andenken! Sie war unserer Mutter eine treue Freundin, und doch war Mutter immer etwas zurückhaltend, weil die teure Frau von Adel war. Es hing der lieben Mutter etwas Republikanisches an und das Wort „gnädige Frau“ war ihr immer ein Anstoß; gnädig war in ihren Augen nur der liebe Gott. Nun heutigen Tages reden auf Hochzeiten unsere Unteroffiziere ihre Küchendragoner nie anders denn als „gnädige Frau“ an. 'S war damals noch ein bißchen anders. Die teure Frau ist längst heimgegangen, aber so mancher Brief und manches Buch, noch mehr aber was in meinem Herzen steht, sagt mir von ihr.

Über ihre zwei Jungen darf ich nicht viel sagen, weil sie beide noch leben. Aber lieb habe ich sie und wie

Brüder standen wir einst zusammen. Ich werde sie beide noch verherrlichen und kann sie für jetzt nur grüßen. Wenn wir nach Jahren uns sehen, so ist's als wären wir gestern von einander gegangen. Wie viel Altes fällt uns dann ein! Zwischen uns steht immer wie ein segnender Engel das Bild ihrer Mutter. — Auch sie hatten einen Hauslehrer, der noch lebt, und den ich erst jüngst, im weißen Haare wir beide, wiedersah. Der konnte rauchen wie ein Türke und dabei schön sächsisch sprechen, er war human und lieb mit uns, trotzdem wir manchmal gewiß schlimm waren. Ich grüße ihn nach seinem gothaischen Lande hin und weiß, daß er sich in dem dort eigens dazu hergerichteten Feuerofen nicht verbrennen lassen wird, drum will ich ihn lieber mit der Liebe etwas anbrennen. — Das waren die nächsten Jugendfreunde, zu denen noch allerhand Nachbarn kamen, von welchen ich später berichten werde. Wenn man aber über Jugendfreunde schreibt und die Rechnung macht, wie viele ihrer noch geblieben, äußerlich und innerlich — da will's einem doch wehe werden, die Verlustliste ist groß, und nur einen kleinen Rest rettet man ins Mannesalter. Der ist einem lieb und die Unterhaltung bei ihm unerschöpflich, weil die Erinnerung aufwacht und das alte Wort wird einem klar:

olim meminisse juvabit,

über das so mancher Primaner seine Abschiedsrede hielt. Den lieben Leserinnen, die ihr Lateinisch schon verschwitzt haben, es gut deutsch zu übersetzen, heißt es: „Es wird

einen freuen, wenn man sich erinnern kann und überhaupt was hat, daran man sich erinnern kann.“ Das sagen die Lateiner in drei Worten, nur die langstiligen Deutschen brauchen einen ganzen Schwall von Worten dazu. Ja — ums Lateinische ist's was Schönes — wenn's nur keinen „Zumpt“ gäbe!

Drittes Kapitel.

Allerlei Hausfreunde und Hausgeister.

Zum täglichen Brot rechnet der selige Dr. Luther nebst andern zwanzig Stücken auch: „Gute Freunde und getreue Nachbarn,“ die hatten wir auch. Eine Nachbarin ist mir noch in erster lebendiger Erinnerung, das war die selige Posträtin Braun. Sie wohnte nicht weit von uns im vorletzten Hause der Stadt, denn nach ihm kam das Kadettenhaus, „den Künsten des Friedens gewidmet, die den Krieger zieren,“ das jetzt freilich das Ende seines Daseins gefunden hat, und darnach nur der alte Thorwart, der einem manchen Schrecken einjagte, wenn man mit so vielem grünem Laub aus dem Haardtwald heimkam. (Habe ich doch auch noch die herrliche Zeit erlebt, da der „Herr Thorwart“ am Mühlburgerthor heraustrat, wenn eine Equipage kam und auf eine Schiefertafel die Namen der werten Insassen aufschrieb, so daß man sich im „Intelligenzblatt“ am folgenden Tag lesen konnte.

Das sollte heutzutage einmal einer probieren!) Also dort am Ende der Stadt, wo's hinaus in den Haardtwald ging, wohnte die alte Dame. 'S war ein kleines „Fraule“, schon alt und zitterig. Aber deswegen konnte sie so gut mit uns Kindern fertig werden. Wir wurden an den Tisch gesetzt und die Bücher geholt, namentlich die ihres Sohnes Max, der Bergmann geworden, während die Tochter den berühmten Naturforscher Agassiz geheiratet hatte. Der älteste Sohn war der nachmals berühmte Direktor des botanischen Gartens in Berlin, Alexander Braun. Da gab's viel zu sehen, denn die Braunskinder trieben alle Naturwissenschaft und hatten die gebrauchten Bücher der Mutter in Verwahr gegeben. Noch ist mir das Bergmannsbuch in lebhaftester Erinnerung, wo in die Tiefen der Erde, das Grubenlicht in der Hand, ein Bergmann steigt. Ach da einmal im Leben hinunter steigen, das wäre was! Sie behielt uns oft den ganzen Tag über, wenn die Mutter große Wäsche hatte, und eine Suppe habe ich zum erstenmal im Leben bei ihr gegessen, die ich auch nicht mehr essen kann, ohne daß die gütige Frau leibhaftig vor mir steht, und das war: Sagosuppe! Ach die kleinen glatten Kügelchen schmeckten gar zu gut, so was kochte unsere Mutter nicht. Das bleibendste Denkmal setzt man sich ja zumeist bei den Kindern am richtigsten nicht in den Kopf, sondern in den Magen, denn ein Leckermäulchen bringt jedes Kind mit auf die Welt. Sie erzählte uns von dem fernen Sohn, der jetzt tief drin in Süd-Amerika in den Berg-

werken sei; vom Schwiegersohn, der auf den höchsten Spitzen der Schneeberge gewesen, und dabei faltete sie immer die Hände und sagte: „Ach, der liebe Gott behüt sie.“ Es lag ein wunderbarer Abendsonnenglanz über ihrem Gesichte, sie brauchte gar nie etwas zu befehlen, man that's ganz von selbst. Ein herrlicher Garten war hinter dem Hause, da konnte man nach Herzenslust Mirabellen und Reineclauden essen, so viel man wollte. Von ihrem Sohne Max war mir nur die dunkle Erinnerung geblieben, daß er hager und schlank und ungemein freundlich mit uns Kindern war. Ich dachte, der kühne junge Mann wäre längst in den Bergwerken Süd-Amerikas geblieben und dort gestorben, als ich doch vom Gegenteil überzeugt ward. Da sitze ich vor fünf Jahren so von ungefähr im rheinischen Hof zu München an der table d'hôte, neben mir ein Herr in weißem Haar mit seiner Frau und zwei Töchtern. Wir reichten uns die Speisen, wie anständige, gebildete Menschen mit obligater Verbeugung, und dabei fing man ein Gespräch an. Mir klang, als der alte Herr sprach, so etwas „badisches Hachdeutsch“ heraus, so als ob der Mann aus Karlsruhe und Umgegend sein könnte. Ich machte denn einen weiten Bogen, um auf meine teure Vaterstadt zu kommen. Da leuchtete es auf in dem Manne und in mir nicht minder. Er sprach von der Galerie, von seiner alten Mutter, die nah am Haardtwald wohnte, und ich rückte ihm immer näher auf den Leib, und als ich gar noch von dem großen Buche sprach mit dem

Bergmann, der zur Tiefe steigt, da sprang er auf und sagte: „Wer sind Sie denn, daß Sie so genau Bescheid wissen?“ „Nun,“ sagte ich, „ich will Ihnen sagen, wer Sie sind, — Sie sind Max Braun — und mich haben Sie auf den Knieen gehabt, ich bin aus der Bildergalerie der Emil.“ Da umarmte er mich, und die Gäste waren voll Staunens über die beiden wunderbaren Herren, die zuvor sich nur die Sauce gereicht, und die nun so froh einander begrüßten nach fünfzig Jahren! Da gab's denn viel zu erzählen. Nicht lange darauf ist der Max, der Bergrat war, heimgegangen, aber ich konnte ihm doch sagen, daß ich sein Bestes, seine treue Mutter, nicht vergessen hatte. — Das war denn die erste Nachbarin, bei der wir's gut hatten. Da starb sie, das Haus wurde verkauft, zum Fenster schauten fremde Leute heraus, statt der alten lieben Frau. Heutzutage ist's für mich in der ganzen Stadt so, kaum da und dort noch ein Haus, in welchem die alten Insassen wohnen. — Später kam ich wieder in das Haus und habe drin die Kinder konfirmiert und zur Hochzeit gesegnet und Freud und Leid drin geteilt. Wie anders war's nun als damals, da ich unten saß ins Buch vertieft! In manch dunklen Schacht der Menschenherzen bin ich hinabgestiegen, habe auch manche wertvolle Erzstufe blinken sehen, aber auch manch hart und rauh Gestein geschaut.

Die nächste Straße war nach der Großherzogin Stephanie, der Tochter Napoleons, benannt. Sie war schön und sauber, und — langweilig. Die Sonne konnte so

schön hineinbrennen; jetzt haben sie Bäume gepflanzt und es ist besser wandeln drin. Ein Haus sah aus wie's andere; immer über die nächste Nummer war dieselbe Einteilung der Zimmer, so daß man es gut glauben konnte, daß einmal ein Offizier, heimkommend vom Exerzieren, das Haus verwechselte im Amtseifer und statt nach 19 nach 21 geriet und sich's dort am heißen Sommertag bequem machte und in vollen Hemdsärmeln in die Nebenstube ging und mitten in eine — Damenkaffeegesellschaft platzte. Mit Windeseile verzog er sich nach Nr. 19. — Dort war nur ein Haus, das etwas stattlicher aussah mit seinem großen Balkon, drin wohnte der schwedische Gesandte und Geheimerat von Munk. Er schwebt mir noch als ein steinaltes Männlein vor, mit grünem Lichtschirm vor den fast erblindeten Augen; sie als eine feine, sehr wohlthätige Dame, liebenswürdig gegen uns Kinder. Die Eltern kamen oft des Abends hin. Es war so was Anderes, Besonderes dort in dem Hause, und alle Schweden kamen uns als sehr reiche, feine Leute vor. Neben dran wohnten Scheffel's, die Eltern des Dichters, dessen Name und Lieder in so Vieler Mund sind. Da will ich denn ein bißchen erzählen, wie ich's anderwärts gethan, vom Scheffel'schen Hause, als einer, der es vor bald sechzig Jahren geschaut, und darum auch ein wenig über den berühmten Dichter und sein Haus mitreden darf; vor allem aber, weil er die lieb hatte, die in dem Hause waren und seinem heimgegangenen „Joseph“ die Liebe noch übers Grab hinaus

bewahrt. Denn ich sehe ihn noch, den schlanken, blonden Jüngling, der, nur wenige Jahre älter, alltäglich den Schulweg mit uns teilte, freilich uns als Primaner (oder Obersextaner, wie sie nach altem Stil hießen) vorauseilend und den Bruder Max und mich nur flüchtig grüßend: „Guten Morgen, Frommels Buben!" Kannten wir doch sein Haus und seine Eltern, die mit den unsern befreundet waren.

Scheffels Vater — der Herr Major — war ein dürres Männlein, der zum Nebenetat des „großen badischen Generalstabs" oder, wie er damals hieß, zum „Geniekorps" gehörte. Der Herr Major war ein Mann, „recht und schlecht", ein Biedermann, der auf seinen Dienstreisen des Abends in den Städtlein des Landes an der Honoratiorentafel als ein geachtetes Haupt saß. Er hatte einen trockenen Humor am Leibe, sprach stark alemannisch, was in dem schwäbischen Karlsruhe gleich auffiel, und gab dort im „Faulen Pelz" — einer Gesellschaft im Museum — mit andern erleuchteten Geistern der Residenz gute, trockene Witze zum besten. Er war sehr dafür, daß man in dieser Welt ein „ordentlicher Mensch" sein, Rang und Stellung haben und zu den „Bessern" gehören müsse.

Frau Josephine Scheffel war anderer Natur. Es blickten ein paar intelligente, blaue Augen aus einem feinen, geistvollen Gesicht. Voll Witz und sprudelnder Laune, mitunter auch etwas derb, hatte sie das beste Erbteil ihres schwäbischen Stammes: eine lebhafte Phantasie,

ein reiches, wohlwollendes Gemüt, daneben eine Portion Weiberlist und Schalkheit, überkommen. Mir erschien der Major immer als ein sehr gescheiter Mann, daß er sich eine solche Frau erobert hatte. Denn das Maß des Mannes bleibt doch immer die Frau, die er sich wählt. Sie verstand es auch meisterlich, den braven Mann zu heben, da sie sich nie über ihn selbstbewußt überhob. Sie lebte eine stille Welt in sich, und Joseph hat von ihr das Beste empfangen.

Das Haus sah äußerlich, wie alle Karlsruher Häuser in der Stephanienstraße, den andern gleich, aber innerlich war es künstlerisch ausgestattet — durchaus poetisch, später noch mit einem köstlichen, angebauten Sommerhause verbunden. Da schaute man zuerst auf den mächtigen Ahorn, der gerade so alt war wie Joseph. Denn am Tage seiner Geburt ward er gepflanzt, und wuchs mit ihm, als einem trauten Gefährten, auf. Schon darin lag etwas ungemein Sinniges — Mensch und Baum, wie nah seid ihr verwandt! Der Garten selbst stand immer in üppiger Fülle von Blumen und Obstbäumen, und hinten war das Gartenhaus, hinter welchem ein Pförtlein gleich hinaus in den weiten Haardtwald führte. Alles war im Hause angethan zum Sinnen und Betrachten und „Hineingeheimnissen". Freilich im Parterre wohnte das Leid des Hauses — der arme Karl, der von Jugend an lahm und schwachsinnig am Fenster saß und in die Straße und Luft hinausstierte. Das war freilich ein Herzweh, aber die Eltern thaten

alles, und später auch Joseph, ihm das Leben leicht zu machen, und rührend war der Diener „Anton", der unzertrennlich mit dem Kranken war, und den auch Scheffel später in seinem „Trompeter" als Kutscher Anton verherrlicht hat.

Oben wohnten die anderen Geschwister Joseph und Maria. Joseph galt in der Schule, in der er durch alle Klassen hindurch fast immer der erste war, als einer der fähigsten, fleißigsten Schüler. Ich sehe ihn noch, wie er jedesmal bei dem Schlußaktus die Prämie in Empfang nahm, um sie in die „eigens dazu hergestellte" Schachtel niederzulegen. (Das war so Sitte in Karlsruhe.) Auch seiner Abiturientenrede erinnere ich mich, und sehe noch, wie den beglückten Eltern gratuliert wurde. Die Klasse, in der er saß, wies noch andere Geister auf, die im späteren Leben sich berühmt und berüchtigt machten, so Karl Blind, Steinmetz, Aaron Frank, Ludwig Eichrodt, die beiden Braun, von denen der eine Ästhetiker Tintenbraun, der andere später Domkapitular zu München wurde.

Auf uns Jüngere sind einige Gedichte überkommen, die in jenem Karlsruher Hainbunde von den Primanern geschaffen wurden, Gedichte, die wesentlich das Lehrerkollegium, „Teichphilister" genannt, beleuchteten. Wie weit Scheffel daran bethätigt war, weiß ich nicht.

Seine Schwester Maria war das Ideal eines jungen Mädchens; schön und stattlich, war über sie der ganze Reiz der Jungfräulichkeit ausgegossen. Dazu strahlte

eine Reinheit des Gemüts aus ihren blauen Augen, die keinen bösen Gedanken noch Wort aufkommen ließ. Sie war eine echte, reich begabte Künstlernatur; malte ebenso schön als sie spielte, — stiller als die Mutter, überall mit Verständnis zuhörend. Sie erschien mir immer wie Scheffels guter Engel, und hätte er sie behalten, wer weiß, wie sein Leben sich gestaltet hätte. Jahrelang hat an ihm der Gedanke genagt, daß er schuld an ihrem Tode sei, weil er sie ermutigt, nach München zu gehen, wo sie nach kurzer Zeit einem Typhus erlag. Ganz hat Scheffel nie den Verlust überwunden, und ich glaube nicht zu irren, wenn jenes Lied im „Trompeter" im Gedanken an Maria entstand:

Jenseits der Alpen liegt ein Grab,
Gegraben am grünen Rheine.
Drei rote Röslein blühen darauf,
Seine Liebe liegt dareine.

Wie oft bin ich an Marias Grab gestanden! Ihre Grabschrift galt ihr in Wahrheit: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Noch einmal kehre ich in das Haus der Eltern Scheffels. Eine Biographie sagt von Gesellschaften, die Joseph nicht behagten. Es könnte scheinen, wie wenn dies Gesellschaften philisterhafter Natur gewesen wären. Im Gegenteil war damals in der kleinen Residenz ein Kreis begabter Männer zusammen, die geistig anregend unter einander verkehrten, von denen ich bald erzählen werde. Es waren das der Oberbaurat Hübsch, der

Münzrat Kachel, der Professor und Baurat Eisenlohr, Scheffels und meine Eltern. Am Abend wurden Vorträge gehalten und oft frei improvisiert, worin Kachel und Frau Scheffel Meister waren. Frau Scheffel ließ sich meist von Maria ein Beethoven'sches Adagio spielen, zu welchem sie dann frischweg improvisierte. So ist mir noch ein Gedicht in Erinnerung geblieben, was sie einst am Abend sprach, als im Jahre 1840 der gallische Hahn krähte und ein Gedicht über den Straßburger Münster erschienen war, das nicht den ganzen Beifall der Frau Majorin hatte. Da sagte mein seliger Vater: „Frau Majorin, machen Sie doch gleich ein anderes!" Nach kurzem Besinnen begann sie unter dem Spiel:

Ein Münster ragt aus der Ferne.
Ob ihr das Münster kennt?
Sein Turm streift an die Sterne,
Aber sein Fundament
Ruht auf entweihtem Grunde,
Und zur nächtlichen Stunde
Steigt ein ruhloser Geist herauf.

Der Bauherr ist's, der alte,
Der einst das Münster ersann.
Was dringt durch die Grabesspalte,
Daß er nicht schlummern kann?
Gesänge von welschen Zungen,
Die haben hinunter geklungen,
Das hat der Bauherr gehört,
Das hat den Schläfer gestört.

Er irrt umher durch die Hallen
Und redet zu dem Gestein:
„Ihr Mauern! dem Fremdling verfallen,
Was steht ihr und stürzet nicht ein?"

Er lehret die Glocke ein Wort,
Das tragen die Lüfte fort.

Und tönen uns Sehnsuchtslieder
Herüber über den Strom —
Es ist der Bauherr, Brüder!
Er läutet in seinem Dom.
Er läutet wehmutschaurig,
Stimmt deutsches Herz so traurig —
Er läutet mit flammender Hand,
Er ruft sein Vaterland!

Als zwölfjähriger Bursche hatte ich das Gedicht, staunend mit offenem Munde, gehört, und Frau Scheffel hat es uns aufgeschrieben. Da fiel mir's nach dreißig Jahren zur rechten Stunde wieder ein, als wir in Straßburg einzogen und ich die Einzugsrede zu halten hatte. Ich nahm den letzten Vers, der so recht in die Stimmung paßte, da nun das Vaterland sich aufgemacht und den Ruf gehört. Solch einen Vers kann man wohl einmal sagen, wo er hinpaßt, aber sonst nicht wieder. Darum folgte ich dem Rate meines „geistlichen Feldküsters", des berühmten Adolf Pulvermacher, nicht, der mir drei Wochen nachher in der Sakristei sagte: „Herr Divisionsprediger, wollen Sie man den schönen Versch nich wieder sagen? Er hat einem Leutnant so jut jefallen." Den Vers hatte ich also der guten Frau Scheffel zu danken, die mir bis zu ihrem Tode eine treue Freundin geblieben ist.

Dann kam weiter unten „die Münze". Auch ein herrschaftlich Haus, à la Weinbrenner etwas griechisch angehaucht. Dort wohnte der Münzrat Kachel. Das

war ein großer Mann, mit einem genialen Kopfe; das lange weiße Haar fiel in großen Locken herab und gab dem Manne etwas sehr Poetisches. Und er war ein Poet und Gelegenheitsdichter, deren es manche in der Residenz gab. War doch schon Prälat Hebel, der allemannische Dichter, ein Meister darin, daß er in kurzem Verse einem so etwas unversehens in aller Gemütsruhe „hindichten" konnte. So sagte ihm einmal der längst verstorbene Geometer Steiner, ein Mann, der berühmt war durch seine unglaublichen Geschichten: „Herr Prälat, Sie müssen mir einmal meine Grabschrift machen." Darauf lächelte Hebel still vor sich hin und sagte: „die ist schon fertig." „Ach, bitte, sagen Sie doch einmal!" Da fing Hebel sofort an:

„Hier liegen die Gebeiner
Weiland des Geometer Steiner!
So frech wie er, log keiner.
Wandrer, eile schnell voran,
Sonst bind't er dir 'nen Bären an."

Und ebenso harmlos sagte er einem Karlsruher Dichtergenie, dem alten Nehrlich, als der seine Gedichte vorgetragen:

Mein lieber Nehrlich!
Ich rat Ihm ehrlich:
Dicht' Er spärlich!
Denn gefährlich
Und beschwerlich
Ist der Paß
Zum Parnaß!

Solch ein Poet war auch unser verehrter Münzrat. Als Junge habe ich, wie früher berichtet, einen Vers

aufgeschnappt, den ich mir zur besondern Freude alle Tage vorsage:

„Die beste der Frauen
Soll jeder in seiner eigenen schauen.“

Meine Lebetage hat mich der alte Kachel daher vor allem Preis anderer Frauen, außer der meinigen, redlich bewahrt. Er hatte ein kindliches Gemüt und konnte mit uns spielen, als wär er unsersgleichen, namentlich trompetete er mit dem Munde, daß man einen leibhaftigen Postillon zu hören glaubte. Er konnte den halben Schiller auswendig, und trug die Balladen mit seinem herrlichen Organ so schauerlich schön vor, daß es einem kalt den Rücken herunterlief. Sein Sohn Ludwig war ein sinniger Junge; er ist Maler geworden, und hat nur ein Bild gemalt — darnach ist er gestorben in der Blüte der Jahre. Aber dies Bild war genug. Es trägt den Namen: „Minne“ und ist ein Meisterwerk, voll Anmut und Zartheit der Empfindung. Auch der zweite, ein talentvoller Architekt, ist im besten Alter gestorben. Das waren schwere Wolken über dem sonnigen Hause, und der alte Münzrat, der so viel Schmelzöfen und Prägstöcke in seiner Münze hatte, wurde selbst in alten Tagen in den Schmelztiegel der Trübsal gesteckt. So schloß sich uns später auch die Münze, in welcher wir zum Spiel so manchen „funkelnagelneuen“ Kreuzer bekamen, wie ihn eben nur der Herr Münzrat besaß.

Ein dritter Hausfreund war der Baurat Fritz Eisenlohr, eine echte, deutsche Männergestalt. Ein tiefer Ernst

und ein nach dem Höchsten gerichteter Sinn bezeichnen den Mann. Daneben aber war er das hellste Kind, das man sich denken konnte. Wenn er lachte, dann war's wirklich ein homerisches Männergelächter. Abends wurden manchmal bei den Eltern Schreibspiele gemacht mit Frage und Antwort, darin leistete er das Schönste. So lautete die Frage einmal: „Was denken Sie vom Straßburger Münster?“ und da schrieb der edle Mann auf die Rückseite: „Wir bestiegen beim stärksten Nebel den Münster und kletterten die luftigen Treppen hinauf bis unter die Krone. Es war wunderbar; denn wir waren hoch in den Wolken und sahen kaum Straßburg durchschimmern. Ich bewunderte den himmelanstrebenden Bau und die Kühnheit des menschlichen Gedankens, ihn zu schaffen — nicht zu seinem Nutzen, sondern zur Ehre Gottes. Wer den Münster gesehen und denken kann, daß alles Große und Schöne, was der Mensch hervorbringt, seinen Grund nur in einem verfeinerten Egoismus habe, der hat keinen Sinn für das Göttliche der Kunst; der hat zwar die Steine am Münster gesehen, aber von dem großen Gedanken, der ihn schuf, hat er nichts gefaßt. Wer auf der Höhe des Münsters menschliche Gedanken, menschlichen Zweck und Nutzen für das halten kann, was den Baumeister lenkt und bestimmt zu seinem Schaffen, für den ist der Münster ein toter Buchstabe und eine Sprache, die er nicht versteht. Der Straßburger Münster ist ein *deutsches* Werk, darauf bin ich stolz; aber geschmerzt hat's mich,

daß dies große Meisterwerk deutscher Baukunst dem französischen Volke gehören soll — so wie ich von jeher durch den Gedanken, daß das Grab Christi der Christenheit entrissen ist, beleidigt werde. Beides ist merkwürdig; ich meine es erleben zu können, daß beides anders wird." — In diesen Worten liegt der ganze Mann; wenn wir ihn auch damals nicht begriffen haben, so sahen wir doch hoch an ihm hinauf, und in seiner Nähe wurde man ein besserer Mensch. Er war unter dem Geschlecht seiner Tage noch ein einsamer Prophet mit seinem Gedanken vom deutschen Hausbau, der vornehmlich das Haus nach innen bauen wollte als traute Stätte. Er ist längst heimgegangen, und auch seine Frau, die uns Kindern Herz und Haus geöffnet. Auf dem Kinde aber, das ich herzlich grüße, ruhe der Segen seines herrlichen Vaters, an den ich nicht anders als mit Dank und Liebe gedenken kann.

Nun gab's noch andere Hausgeister, die bei uns aus- und eingingen. Unter anderen war es der Klavierlehrer, Herr Spohn. Das Kapitel: „Klavierstunde" ist zumeist für einen Buben ein recht dornenvolles. Ja, wenn nur die Fingerübungen nicht wären und das Üben! Die Mutter, welche selbst sehr gut spielte, hatte angefangen, uns den Unterricht zu geben. Aber das war erst recht gefährlich; denn wenn zu einem Handwerk Geduld gehört, dann ist's beim Klavier-Unterricht. Da gab's Däbslein und Püffe, oftmals fast so viel,

als Noten auf dem Papier standen. Denn Mutter war sehr für das „Allegro“, und wir waren mehr für das „Lento“ begeistert. So herumdudeln auf dem Klavier, huschen und pfuschen war der Mutter unausstehlich. Ihr war die Musik, wie den Griechen, ein Stück Erziehung; und das Wertvollste dabei, daß nicht bloß die Finger, sondern das ganze Männlein sich fügen mußte in die Gedanken und den Willen eines andern. Es gab viele Thränen dabei und doch, hätte ich ihrer nur damals mehr geweint, so könnte ich sie mir wenigstens jetzt sparen! Denn wie oft habe ich's bedauert in späteren Jahren, den Czerny, Cramer, Diabelli ꝛc., diese „entsetzlichen“ Menschen, nicht besser studiert zu haben! Da es so nicht weiter ging, so wurde denn der Klavierlehrer, damals noch eine unbekannte Größe, die sich später zu einem ausgezeichneten Musiker entwickelte, für uns „angeschafft“. Er war ein Schüler Anton Gersbach's, dieses feinsinnigen, reichbegabten Mannes, der als Hausfreund bei uns verkehrte mit seiner herzigen, schweizerischen Frau. Die beiden waren wie ein Brautpaar zu einander; er komponierte für sie die Lieder, und sie pflegte den fast erblindeten Mann, der unvergleichlich schön spielte, bis zu seinem Tode. Unser Klavierlehrer war aus herberem Holz geschnitten, so klein er war. Wenn er herein kam und seinen blauen Mantel mit dem schwarzen Wollkragen, den wir schon von ferne drohend heranwackeln sahen, abgelegt hatte, dann rieb er sich die Finger und knarxte jeden einzelnen gerade,

und dann ging's los. Gemütlich war's während der Stunde nicht; aber außerhalb derselben war er ein liebenswürdiger Mann. Für unsere Schwester Bianka hatte er eine besondere Liebe, und noch in späteren Jahren gedachte er ihrer in treuer Erinnerung. War sie doch in der Blüte ihrer Jahre einem Typhus plötzlich erlegen. Dem Vater und ihr hatte er schöne Lieder komponiert, und noch erinnere ich mich jenes Abends, als das Rheinlied von Becker: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" von ihm komponiert, durch einen großen Männerchor im Garten gesungen wurde. Das Beste, was ich im Klavier weiß und kann, verdanke ich seinem Unterricht — nicht minder aber einem anderen Hausfreund, dem Lehrer Dreher, der uns zuerst den „Paulus" von Mendelssohn ins Haus brachte. Da mußten die Noten abgeschrieben werden — und wie oft ist mir später der Chor durch Herz und Ohr gegangen: „Der Herr wird die Thränen von allen Angesichtern abwischen!" oder wenn er mit seiner schönen Tenorstimme das „Sei getreu bis an den Tod" sang, und wir „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben" antworteten. Die Schrift ward durch den Ton erst recht lebendig; und noch heutigen Tages, wenn ich solch einen Spruch sage, ist's mir jedesmal, als müßte ich ihn vielmehr singen. Leise klingt die Melodie mit dem Worte. Der große Vorteil bei diesem Musizieren war, daß man vom Blatt singen lernte — oder, wie der Gesangmeister im Cäcilienverein sich etwas unästhetisch

ausdrückte: „Noten müßt ihr fressen lernen, Buben; Noten fressen!“ Wie ist's so gut für spätere Zeit, wenn man das kann; denn es giebt nichts Jammervolleres, als wenn sogenannte „schöne Stimmen“ die Quartette umwerfen.

Es giebt in einem Hause auch noch allerhand andere lebendige Inventarstücke, an die sich ein Kind anschließt. Sie sehen uns als Kinder und wir werden mit ihnen groß, dann kommt die Zeit, wo sie sich entschließen müssen, das trauliche „Du“ fahren zu lassen und den „Sohn im Hause“ zu ehren. Dazu gehörte der Klavierstimmer Herr Stahl, ein ernster, in sich abgeschlossener Charakter, er war Hofmusikus und hielt auch darauf, daß man ihn nicht mit einem simplen Stimmer verwechselte. Er mußte den flügellahmen Streicherschen Flügel, den wir „verdroschen“ hatten, wieder kurieren, und das ging ohne gewisse Strafrede an uns nicht ab, darin er den Wert eines Flügels im Gegensatz zu einem Klavier hervorzuheben nicht vergaß. Dann war's der Briefträger, Herr Kölitz, ein braver Mann, der es damals schon verstand, den kahlen Schädel durch eine Zwangsanleihe mit dem Unterhaar zu verdecken. Tagaus, tagein kam er. Was sieht so ein Briefträger nicht alles in den Häusern, und noch mehr — was ahnt er nicht alles, wenn er ein ahnungsvolles Gemüt hat. Da hat er's bald heraus, wenn so ein Mägdlein mehr denn sonst schreibt, und ihn schon an der Treppe abfaßt und heftig den Brief aus der Hand nimmt, daß es nicht ganz richtig

im Herzbeutel; und wenn der Sohn auf der Universität ist, und so um den Ersten herum ein oder zwei Briefe schreibt, es ebenso unrichtig im Geldbeutel sei. „Ja, als Briefträger lernt m'r halt Menschen kennen," sagte er mir, als ich zwanzig Jahre später den alten Mann in seinen kranken Tagen besuchte. — Dann war's die Waschfrau, die Frau Großin aus Welschneureuth, die eigentlich Legrand hieß. Sie stammte von den Hugenotten ab, und hatte trotz ihrer Bauerntracht einen echt französischen Typus. Hätte man sie angezogen, die große, schöne Frau mit den dunkeln, pechschwarzen Augen und den feingeschnittenen Zügen, sie hätte wie eine Dame aus der Zeit Ludwig XIV ausgesehen. Zu ihr hinaus zu dürfen am Kirchweihtage und dort mit der ganzen Familie Zwiebel-, Zwetschgen- und andere Kuchen essen und sich an dem obligaten Speck den Magen gründlich verderben, das war ein Festtag. Ebenso war's, wenn's zu dem alten Huber nach Berghausen in den Herbst ging. Das war erst was! In der Schule kriegte man für diesen Hochgenuß ohne viel Umstände frei. Ein Stück Volksleben zu sehen und mitzufeiern, galt damals auch noch als ein Stück „Bildung", und da der Wein sich eben nicht nach den Schulferien richtet, wenn er reif werden will, so hatte der Herr Professor ein Einsehen, zumal er selbst gern in Ehren sein Schöpplein trank. Morgens sehr früh wurde schon aufgebrochen und marschiert, um zur rechten Zeit im Weinberg zu sein; dann bekam man Kaffee mit etwas bleichsüchtigen Wecken, wie sie der

Berghäuser Hofbäcker machte, und darnach ging's hinaus. Jeder wurde bewaffnet mit einem Winzermesser, einer sogenannten „Hobe“ und einem Korb; dann schleppte der alte Huber, der im schönsten Sonntagsstaat mit seinen gelbledernen Hosen und weißen Strümpfen und langem Rock uns begrüßt hatte, nachdem er sich in die Alltagstoilette gesteckt, einen großen Korb mit Butter und Limburgerkäse herbei für die fleißigen Winzer. Draußen knallte es schon in den Weinbergen, und fröhlicher Sang und Zuruf ging von Weinberg zu Weinberg, namentlich wenn's ein gutes Jahr war. Wir fielen natürlich zuerst über die Traubenstöcke her, um einmal erst in das „eigens dazu mitgebrachte“ Faß im Magen Wein zu sammeln, bis man genug hatte. Dann ging's ans Abschneiden der Trauben; hinten drein zog einer mit einer Pritsche, mit der er alle durchhieb, die eine Traube hatten hängen lassen. Danach ward Mittag gemacht. — Wie doch der Limburger und das Schwarzbrot schmeckte! Mir fiel in späteren Jahren, als ich den Horaz las und die schöne Ode drin vorkam:

Beatus ille qui procul negotiis
Ut prisca gens mortalium —

immer der alte Huber aus Berghausen ein, wie der so schmunzelnd seinen Most heimfuhr und ihn unten im Keller, der aus Lehm kunstlos herausgestochen war, barg, und den Gewinn überschlug „fern vom schnöden Wucher“, den kein Latein plagte noch Aufsatz; der die Welt Welt sein ließ, dem sein auf eine halbe Stunde weit hin

duftender Limburger besser schmeckte als alle Austern und Gänsleberpasteten, die der gebildete Mensch hinunterwürgt. Ich war bei dieser Ode statt im Lyzeum im Berghauser Weinberg und wurde jählings zum „empirischen Selbstbewußtsein“ zurückgerufen, als der obbemeldete, berühmte Kärcher rief: „Herr Frommel, übersetzen Sie weiter.“ Das waren Tage, auf die man sich das ganze Jahr freute; so unruhig die Jugend und veränderungssüchtig, sie liebt es doch, wenn gewisse Festtage wie Marksteine im Jahre herausragen, und ihr ist's auch nicht unlieb, wenn an bestimmten Tagen im Jahr ein besonderes Gericht gekocht wird, aber dann auch sicher, und das Männlein sich auf den Hochgenuß rüsten kann. —

Im Atelier des Vaters, wo die „Künstlerseelen hausten“, ging's manchmal bunt zu. War es doch eine buntscheckige Gesellschaft aus aller Herren Ländern, die droben sich der Kunst befliß. Da ließ der ehrsame „Durlacher Schwarzbuckel,“ wie ihn spottweise die Karlsruher nannten, der mit **e** und **i** nicht ganz Bescheid wußte, wohin es richtig gehöre (wie der Berliner mit dem Dativ und Accusativ auf schlechtem Fuß steht) — sein „mach's Finschter zu, 's werd fenschter“ („mach's Fenster zu, es wird finster“) los. Er kam alle Morgen die lange Pappelallee herein und ging abends wieder hinaus. Neben ihm stand am Pulte der Italiener Primavesi, ein kleiner, schnurriger Kerl, der eine Schnupftabaksdose besaß, aus der ein greulicher Kobold einem ins Gesicht sprang, wenn man schnupfen wollte. Neben ihm der rothaarige Angel-

sachse Master Lambert, klein und zappelig, der am Abend sein „Rule Britannia“ sang — mit solcher Begeisterung und Schnörkeln, daß ich's heute noch höre. Er lernte auch deutsche Gedichte auswendig und trug sie mit englischem Accent herzbrechend vor. Ich kann Schillers „Mädchen aus der Fremde“ nicht mehr hören, ohne daß mir der kleine fuchsrote Mann vordeklamiert:

In eines Toal bey oarmen Herten
Ershien with jedes jonges Jahr
Sobald the ersten Lershen schwerrten
One Mägdlein schoon and wonderbar.

Dann war Herr Silber aus Reutlingen da; sein Leibdichter war Uhland, dessen „Sängers Fluch“ er zum Entsetzen schön in der Dämmerstunde an besonderen Tagen vortrug. Dann Herr Hunkler aus Karlsruhe, der einen „niederträchtig“ tiefen Baß besaß und auch aushilfsweise im Theaterchor mitsang. Der konnte den Sarastro singen noch zwei Töne tiefer als der Herr Reichel, der berühmte Baßsänger. Da schlich man denn hinein zu diesen Kunstjüngern, und der kleine Kopf sauste einem von Melodien und Gedichten. Das alles war sehr herrlich, aber sehr unpraktisch für einen Tertianer — dem alle diese Dinge in die Schule mit nachliefen. Zuletzt muß ich noch des Cerberus des Hauses gedenken, des Galeriedieners Krieger, dessen sich mancher gute Karlsruher noch erinnern wird. Er war vom Hofbedienten, die man auch „Krebse“ nannte wegen ihres feuerroten Fracks, zum „kunstverständigen“ Galeriediener avanciert. War er auch nicht so weit fort-

geschritten wie jener frühere, von dem ich im „Untersten Stockwerk“ erzählt habe, so hatte er sich doch etliche Kunst- und Kraftausdrücke angeeignet, und seine Führung durch die Galerie war immerhin interessant. Eine Geschichte von ihm ist mir noch in treuer Erinnerung geblieben. Einst kam er herauf zum Vater in ziemlich erregter Stimmung. Er begann seine Rede: „Herr Derekter, Se glaabe gar net, wie schlecht daß de Welt isch!“ Vater sagte, das glaube er schon. „Ja, nein,“ entgegnete er, „aber so schlecht!“ — „Nun, was ist Ihnen denn passiert?“ — „Ja,“ sagte er, „nemme Se mal an: geschtern abend war ich zur Tafel bei Hof befohlen — zum Servieren. Nach der Tafel nemm' ich mir ‚mein'n‘ Kalbsbraten und steck'n ins Ofenloch und denk': du nemmest den mit nach Haus, wie gewehnlich. Wie ich aber um elfe hinkommen bin und will'n langen — wisse Se, was war? — Gschtohle war er! Gucke Se, 's isch anfangs nix mehr sicher — net einmal bei Hof!“

Viertes Kapitel.

Allerhand Wanderungen. Das Haus in Lichtenthal.

Schon im ‚untersten Stockwerk‘ habe ich das Lob der Bubenreisen gesungen. Manch lieber Brief hat mir gesagt, daß die Reiselust noch heutzutage den Büblein im deutschen Reich in den Knochen steckt. Etliche haben mir

geschrieben: „Wenn wir reisen, müssen wir immer mit unserm Vater reisen, aber dürfen nie allein fort.“ Da habe ich ihnen dann geantwortet: „Ach, ihr lieben Jungen, was gäb ich drum, könnte ich noch einmal mit meinem Vater reisen! Seid froh, daß ihr's noch könnt, und benutzt es, so lang ihr's habt.“ — Ja gewiß, mit Vater reisen war die höchste Freude und der eigentliche Festtag, wiewohl das Alleinreisen mit etlichen Buben auch seine besondere Wonne hat. Das Männlein lernt sich selber helfen, wenn's allein ist, und die Hauptsache ist, daß man Dummheiten macht, und durch Dummheiten wird man manchmal auch gescheiter und klüger, notabene, wenn man für dieselbige gehörig Haare lassen muß. — Der Vater machte oft mit den Kunstjüngern Ausflüge zum Zeichnen nach der Natur, und da ging alles mit, was gehen konnte. Manchmal wurde auch eine ganze Woche irgendwo kampiert. Die früheste Erinnerung geht noch zurück zum Kloster Maulbronn. Das lag noch viel weltversteckter als heutzutage, wo die Eisenbahn einen bis auf eine halbe Stunde Wegs hintransportiert. Aber damals war's wenig besucht und bekannt, nur tüchtige Baumeister und Künstler wußten zu sagen, daß dort eine Perle im grünen Walde liege. Noch besitze ich ein Bild aus jener Studienreise; das Kloster schaut heraus aus den gewaltigen großen Bäumen, die den Eingang fast ganz verdecken. Aber drin in diesen Kreuzgängen welch eine versunkene Welt! Ich weiß nicht, mich kam ein Schauern an, und doch lag wieder ein Friede drin, daß ich dachte,

da möchtest du auch einmal ein Mönch gewesen sein. Die Mauern spielten so wundersam in Farben, dunkelrot und wieder mit feuchtem Grün überzogen; die Steinplatten zu unsern Füßen deckten die Gräber der alten Äbte. Das hat mir nicht geahnt, daß ich mal später als junger Pfarrer mit diesen alten Äbten zu thun kriegen sollte; gehörte doch einst mein Pfarrdorf den Äbten und in meinem Pfarrsiegel stand noch der Maulbeerbaum! Hätt' ich Steinhausens herrliche Irmela gekannt, wie wäre ich erst da herum gegangen! Aber das Köstlichste war, daß herein in das damals verfallene Refektorium und in die Kreuzgänge das sonnigste, blühendste Leben ragte. Die wilden Rosen und die hohen Malven im Garten und der luftige Hexenturm des Doktor Faust, das alles löste den süßen Schauer, der durch das Kindesherz ging, wieder in Harmonie auf. Die Kunstjünger sangen in den Kreuzgängen vierstimmig, und Vater sang mit seiner hellen Tenorstimme mit. Am Abend kamen der Herr Prälat und die Herren Lehrer des Klosters herüber zu dem Amtskeller, wo die Künstlerschaft ihr Lager aufgeschlagen. Mich aber hätte das ganze Kloster in seiner Stille schon zum Klosterbruder machen können.

Dann ging's wieder ein andermal zum Kloster Herrenalb — das tief im Waldthal liegt, von Ettlingen hinein. Das war eine Ruine, leergebrannt die Stätte der Kirche — aber für mich belebte sie sich mit Mönchen und allerlei Volk. Es überkam mich das Weh und die Trauer um all das „Ruinierte“, und schier hätte

ich ein Gedicht fabriziert, wenn nur nicht so viel Rezensenten da gewesen wären. Manchmal zog man nur in die Nähe, nach der Appenmühle, wo herrliche alte Eichen standen. Da wurde Kaffee gekocht und Kartoffeln gebraten, und der Appenmüller brachte die Sauermilch mit den Schwarzbrotbrocken drin. Dort konnte man angeln und nichts fangen, während die andern zeichneten. Oder es ging in das romantische Wolfartsweyer zum Schwanenwirt und Maienblümlesberg. Das Schönste war dort dem Bach entlang immer höher hinauf über die moosigen Steine zu klettern; da fand man allerhand Versteinerungen, bisweilen sank man auch in tiefe Löcher. Aber wie poetisch war's in diesen Bachrinnen mit den überhängenden Bäumen, mit der tiefen Kirchenstille im Walde. Einmal waren wir dort, und der Schrecken davon liegt mir noch in den Gliedern. Es war ein heißer Sommertag. Am Nachmittag stiegen schwere Wolken auf und plötzlich entlud sich ein furchtbarer Wolkenbruch. Das Wasser rauschte in Strömen nieder, die Straße war zum reißenden Strom geworden. In dem Wirtshaus stieg das Wasser herauf, wir wurden auf die Tische gesetzt, während unten das Wasser wogte, und zwischen drein blitzte und donnerte es fort und fort. Da wurde es einem doch bänglich, und selbst die starke Mutter faltete die Hände, die alte Wirtin rief bei jedem grellen Blitzstrahl ihr „Gott helf!“, die Glocke läutete um Hilfe. Endlich hörte es auf — wir wurden auf einen großen Leiterwagen gepackt und langsam ging's durch die gelben,

sich verlaufenden Fluten der Residenz zu. Ich erinnere mich nicht, je mehr ein solches Wetter erlebt zu haben. Aber etwas von Schauern und Majestät Gottes ging mir durch die Seele. — Dann gab's wieder einmal eine Reise allein. Ich habe sie anderwärts unter dem Titel: „Eine Reise ins Freiherrnschloß" beschrieben und mir's ausbedungen, daß ich ein Stück davon, wenn ich mal wieder eine Jugendgeschichte schriebe, hineinnehmen könnte. Wer's weiter lesen will, der mag sich „Die Feldblumen" kaufen, die beim Herrn Klein in Barmen erschienen, und es wird ihn hoffentlich das Geld nicht reuen. Ich setze also hierher die erste Nacht und was wir drin erlebt; denn ganz darf ich die Geschichte hier nicht abdrucken, damit der besagte Herr Klein nicht zu Schaden kommt. Also

Eine weitere Bubenreise im alten Stil — auch per pedes apostolorum vollbracht.

„Es geht nach Schloß H—! unsere Eltern haben's ausgemacht," rief der junge Freund, der Sohn des Forstrats, von dem ich im vorigen Kapitel unter „Kameraden und Freunden" erzählt hatte.

Unsere beiderseitigen Eltern hatten für die Ferienzeit den Plan gefaßt, uns zu dem Onkel des jungen Barons zu senden, der in herrlicher Gegend ein Schloß hatte, dessen Gemahlin aber, eine ehemalige Hofdame, ein Muster guter Erziehung und feinen Tones war. Sie hofften, daß der Aufenthalt auf uns nur nutzbringend

und bessernd einwirken könne. Der Weg sollte zu Fuß gemacht werden, denn Eisenbahnen gab's nicht dazumal, und das Marschieren war ja auch gesund. So wurde denn das Ränzlein geschnürt und mit allem Notwendigen und Wissenswürdigen vollgepackt. Denn die Ferienarbeiten sollten gemacht werden. Ein französisches Lexikon mit den nötigsten Redensarten war zum Einstecken bestimmt neben den Butterbröten. Zwei Anzüge, ein Sonntags- und ein Werktagsschmuck, zwei Paar Stiefeln, ein massives und ein elegantes, dazu feinere und gröbere Wäsche, und zuletzt noch Wollblumenthee in einer Düte gegen Husten und Leibschmerzen — das alles wurde in die Ränzlein verteilt. Der alte Baron ließ uns auch vorbeidefilieren, visitierte die Hände, Ohren und Klauen und gab uns dann auf die vor- und umliegenden Freiherrn- und Grafenschlösser Empfehlungsbriefe mit, deren Gestalt und Stil lebhaft an Frachtbriefe erinnerte.

Zuerst sollte uns der Hofmeister begleiten. Aber da stand uns schon die Langeweile schreckhaft vor Augen und das Examiniertwerden unterwegs, und wir bettelten uns den Hofmeister wieder ab, der schließlich auch froh war, nicht Heuschrecken hüten zu müssen. Damit wir keinen Unsinn treiben sollten, wurden wir nicht zu Vieren geschickt, sondern zu Zween übers Kreuz geteilt, ein Herr vom Adel und einer vom Bürgertum. Währenddem die andern einen halben Tag voraus ihre genau bezeichnete Reiseroute zogen, gingen wir noch zur alten Freifrau. Sie war die Güte und Liebe selbst und hatte einen

muntern Scherz ganz gerne. Uns schlug doch bei all dem Möglichen, was kommen konnte das Gewissen, und sie beruhigte uns und sagte: „Seid nur immer natürlich, eßt nicht zu viel, putzt euch den Mund hübsch ab und seid nicht naseweis, so wird's schon gut gehen.“ Dann gingen wir noch zu einem alten Onkel meinerseits, der auch einmal jung gewesen, und nahmen Abschied von ihm. Es kam ihm zwar das Abschiednehmen unsererseits etwas sonderbar vor, da Büblein im besagten Flegelalter just keine Liebhaber von Onkelbesuchen sind. — Wir rutschten etwas auf unsern Stühlen hin und her, und er fing zu merken an, worauf es bei unserm Besuch abgesehen war. Wir hätten nämlich so gerne für einige „unvorhergesehene Fälle“ etwas klingendes Geld in den Händen gehabt. Denn die Eltern hatten auf Spitz und Knopf alles berechnet, und das andere Geld bereits an den betreffenden Freiherrn vorausgesandt. Aber was konnte nicht alles kommen? Der Onkel verstand auch den zarten Wink unseres Besuchs und gab jedem einen jetzt außer Dienst geratenen Kronenthaler mit, den er für solche Fälle apart eingesperrt hatte. Das hatten wir also doch noch richtig „losgeeist“, und wir konnten unsere Route antreten.

Gleich am Anfang stand vor uns eine lange Pappelallee. Die hätten wir uns am liebsten geschenkt. Denn so eine Allee durchwandeln, die schnurgerade geht, auf der nichts vorkommt als lauter Pappeln, ist just nicht anziehend. Man sieht das Ziel und kommt doch nicht

hin. Endlich war sie zu Ende, und wir konnten durch einen prächtigen Hochwald wandern, wo wir, auf „Mutter Grün“ der Länge nach hingestreckt, eine Weile im Schatten der Bäume ausruhten, um nachher desto lustiger vorwärts zu schreiten. Unter Schulgesprächen und alten, längst gemachten Witzen ging die Zeit hin. Ein Dorf nach dem andern wurde durchwandelt und an den Wirtshäusern der Mut krampfhaft zusammengenommen und vorübergelaufen. Denn uns drückte schon einige Sorge, wie wir mit unserem Gelde alles bestreiten wollten. So kam der erste Abend. Wir waren nicht weit von unserm ersten Nachtquartier, das wir in einem alten Schlosse bei einem Freiherrn von *** einnehmen sollten. Das war noch ein ganz altes Schloß, so versteckt, daß es die Franzosen, als sie die Pfalz verwüsteten, nicht gefunden hatten. Ringsherum ein stehender Teich, von Froschvolk reichlich bewohnt und mit dichtem Schilf bewachsen. Man ging über eine steinerne Brücke durch das Hauptthor, an welchem das freiherrliche Wappen prangte. Der alte Pförtner fragte uns nach Rang und Namen; wir zogen den besagten „Fracht-“ wollte sagen: „Empfehlungsbrief“ heraus und baten, ihn dem Herrn Baron zu übergeben. In demselben stand nichts mehr und nichts weniger als: „Sie erhalten hiermit zwei Buben,“ zum Überfluß wurden wir der Nachsicht des betreffenden Herrn empfohlen. Der alte Freiherr war Junggeselle; er saß in einem wunderbaren Kostüm in seinem großen Gemache, dessen dunkelbraunes Getäfel auf uns nieder-

blickte. Hirschgeweihe, alte Krüge, lange Speere und Hellebarden zierten die langen, verrauchten Wände. Alte vergilbte Gobelins hingen an den Fenstern herunter, deren kleine runde Scheiben in Blei eingelassen waren. Zu des Barons Füßen lag ein großer Köter, der sich in seiner ganzen Länge aufrichtete, auf uns zutrollte und an uns herum schnüffelte. Als er uns „standesgemäß“ befunden hatte, legte er sich wieder ruhig in seine Ecke. Der alte Freiherr, der eine lange Meerschaumpfeife rauchte, blieb in voller Würde sitzen und hielt den Brief in den Fingern. „So so,“ sagte er, „Besuch aus der Residenz, zwei Herren Buben — man freut sich. Ja, man kennt seinen Herrn Vater recht gut“ — sagte er zu meinem Kameraden. „Ist ein unterhaltender Mann. Man kann sich setzen und ablegen.“ Wir wurden sodann über den Zweck unserer Reise examiniert und zwar aufs gründlichste. Er war sichtbar erfreut, daß wir nur eine Nacht gedachten ihn zu belästigen. Er redete nur „per man“ — sowohl von sich als von andern. Nie kam: „Ich“ oder „Sie“ oder „Du“ vor. Er hatte sich das so angewöhnt und freute sich der Kürze des Ausdrucks. Er war in einen alten Schlafrock gehüllt, der in allen Farben des Regenbogens spielte. Man merkte, daß derselbe ein Hauptmöbel des Barons war und bald als Abwischtuch, bald auch als Federnputzer gedient hatte. Trotz des trüben Scheins der Lampe sahen wir immer deutlicher und mehr im Zimmer; denn so ein Bube hat Luchsaugen. Wir entdeckten große aus-

gestopfte Vögel mit weit ausgebreiteten Flügeln, die auf den Simsen oben in Reih und Glied neben den Apothekerflaschen und Totenköpfen standen. Auf einem andern Simse standen eine Menge wunderlicher Gläser mit engen Hälsen und dicken Bäuchen, deren Nutzen wir absolut nicht einsehen konnten. Das Gespräch wurde derweilen immer einsilbiger. Der Fragebogen des Barons war zu Ende, er wußte nichts mehr und wir wußten schon lange nichts mehr, und wenn wir auch etwas gewußt hätten, so hätten wir es nicht gesagt, denn die Büblein in den Flegeljahren haben auch so etwas von einem Holzbock an sich. Wir wußten nur, daß wir einen riesigen Hunger hatten, und der Baron gar keine Miene machte zum Nachtessen zu gehen. Endlich stand er auf und rappelte lange in einer Schublade seines ungeheuerlichen Schreibtisches herum und zog schließlich ein Bund verrosteter Schlüssel heraus. „Man sitze still und rühre nichts an," befahl er kurz beim Hinausgehen. Wir schauten uns gegenseitig bedeutungsvoll an, als wir endlich allein waren, und noch einmal gehörig im Zimmer um.

„Du, die Geschichte ist faul bei dem Baron, du wirst sehen, das geht schlecht," sagte mein Associé. „Man," sagte ich, „man gebe sich zufrieden, und man halte das Maul und wische es sich ordentlich ab und man wird schon gut fahren." Mein Associé hatte nicht übel Lust, sich des „Näheren" umzusehen trotz des Verbotes, aber ich hielt ihn auf dem Stuhl fest. Ich hatte eine Ahnung von allerhand „Unglückern," die mit Gläsern

und andern Sachen geschehen konnten, und mir schwebte dunkel ein Heer von Ohrfeigen in grauer Ferne vor, die mit Glasgeschichten in nahem Zusammenhange stehen.

„Karl, ums Himmelswillen bleib sitzen, du bist ohnehin ein Pechvogel und hast kein Glück mit Anrühren von Gegenständen," sagte ich ihm — „weißt du noch, wie du die Spiritusflasche mit dem eingemachten jungen Hasen bei deinem Vater umgeschmissen hast?"

Das verfehlte auch seine Wirkung nicht. Endlich erschien der Baron; hinter ihm drein ein alter Bedienter, der genau so aussah wie der Baron. Er hatte sich ihn ganz zum Vorbild genommen, in Manieren und Art sein zweites Ich. Der Bediente, Friedrich mit Namen, war das Faktotum im Hause. Kutscher, Hausknecht, Diener, Bartscherer in einer Person — kurz, alles war Friedrich. Ganz gleichen Alters mit dem Baron, war er mit ihm auf dem Gute groß geworden und hatte alles mit seinem Herrn geteilt, und versorgte ihn so gut, daß er wohl deswegen nie zum Heiraten gekommen war.

„Man komme mit," befahl der Baron. Wir folgten. Es ging durch lange Korridore. An den Wänden große Ölbilder, Ritter in Harnischen und dann Herren in karmoisinroten Röcken und mit gelben Plüschwesten und mit gepuderten Haaren und gewichsten Zöpfen, Damen mit Atlaskleidern und hohen Haartürmen, daß man drin hätte ein Storchnest etablieren können, die waren alle in langen Reihen aufgehängt.

Uns ward ob all der ernsten Gesichter bange, denn

wir kamen uns entsetzlich leichtsinnig vor, diesen ehrbaren Herren gegenüber. Dann kam ein Korridor mit Hirschgeweihen und mit Schildern versehen, wo auf schwarzem Grunde mit gelber Farbe die Naturgeschichte des Hirschen resp. sein Lebensende beschrieben war. „Diesen Sechzehnender hat im Kaltenbronner Forst des Hochwohlgeborenen Hochedelgeborenen, Wohlehrsamsten Baron von *** Gnaden eigenhändig erlegt am 20. September 1734" — so ging's fort. Endlich kamen wir in ein ziemlich großes Gelaß im untern Erdgeschoß, da stand ein gedeckter Tisch für uns beide. Der Baron setzte sich zu uns, der Friedrich stand hinter uns und servierte. „Man hat schon zu Abend gegessen und muß darum allein essen, was da ist. Man geniere sich nicht und greife zu. Man kann doch saure Milch essen, he?"

Wir bejahten das und machten uns über die ausgezeichnete Milch, die in großen Töpfen da stand, her. Der Rahm war nicht abgeschöpft wie bei unserer Mutter daheim, die den Rahm für die Buben nicht gesund hielt. Prächtiges Schwarzbrot wurde hineingebrockt, — dann Butterbrot gegessen nach Herzenslust; denn die Warnung jener schwäbischen Mutter verfolgte uns hier nicht: „Kinder, eßt nicht zu viel Butterbrot, denn das giebt nichts als Fettflecken in den Magen hinein." — Nach diesem Anfang kam Pfannkuchen und grüner Salat die Hülle und Fülle. Auch mit diesem wurden wir fertig. Über das Gesicht des alten Barons flog ein Lächeln wie Sonnenschein über einen Felsen, auf dem Heidekraut wächst. Es

war, als dächte er an seine eigne Jugend und an seinen weiland guten Appetit an seiner lieben Eltern Tisch. Dann und wann warf er dem Friedrich einen verständnisinnigen Blick zu. Zuletzt kam Käse und Bier. Auch das wurde verarbeitet. Endlich sagte der Baron: „Ist man nun satt?" „Jawohl, Herr Baron," riefen wir aus einem Munde. Mein Associé hielt es für angemessen noch etwa hinzuzusetzen und sagte: „so ziemlich." — „Also man ist nur ziemlich satt? Will man noch mehr?" fragte der Baron.

„Ach nein," replizierte mein Freund — „ich bin ganz satt, übersatt."

„Man drücke sich immer richtig aus in Zukunft," mahnte der alte Herr. „Man wird jetzt müde sein und ins Bett wollen." Wir waren noch gar nicht müde, sondern wären viel lieber noch in dem Schlosse herumgekrochen und hätten mit dem Friedrich angebunden, der uns ein ganz menschliches Herz zu haben schien. Der Baron sah uns wohl unser Gelüsten an und sagte: „Man schläft bei Nacht und wacht bei Tage. Man legt sich um neun Uhr zu Bett und steht punkt fünf Uhr auf. Verstanden? Hier ist man auf dem Lande und lebt naturgemäß. Man nehme die Lichter und folge."

Wieder ging es durch dunkle Gänge, Trepp auf, Trepp ab, durch allerhand kleine Pförtchen, bis wir in einem großen Gemach standen. Zwei gewaltige Himmelbetten mit großen Vorhängen, auf denen der ganze Frühling abgemalt war, standen sauber bereit. Unsere Ränzel fanden wir vor — für alles war aufs Beste gesorgt,

große Waschschüsseln mit Pferdeschwämmen drin. Eine alte japanesische Tapete mit Kerls mit geschlitzten Augen und mit Häuschen bemalt zog uns an — dann wunderliche Möbel, Schränke wie eine Arche Noah, so groß, daß man drin gehen und stehen konnte, alte Lehnsessel mit Affenköpfen, kurz, des Interessanten genug. Aber der Baron hatte gesagt: „Man ziehe sich aus und lege sich jeder in ein Bett. Man wird das Licht dann selbst abholen, damit man keinen Unfug und Unsinn treibt."

Also ins Bett. „Du, da kann man ordentlich drin schwimmen," meinte der Associé — und machte sofort Übungen. Aber das Bett krachte in allen Fugen, und er ließ es bleiben. Jahrelang mußte niemand mehr drin geschlafen haben, denn es ächzte alles. Wir löschten das Licht, und bald hörten wir es durch den Gang schlürfen. Es war der Baron. „Ist man zu Bett?" fragte er. — „Ja wohl, Herr Baron." „So, nun bete man ein Vaterunser laut und denke dabei an seine Eltern."

Wir setzten uns auf und sprachen es laut zusammen. „So — nun schlafe man flugs und fröhlich ein und spreche nichts mehr mit einander. Man wünscht den Herrschaften eine geruhsame Nacht."

Damit verschwand der Baron, und wir hörten ihn noch lange die Treppen hinab schlürfen, die Thüren schließen.

Wir sprachen auch fürs erste nicht — jeder lag in seinem „Schwimmbassin" — aber mit offenen Augen. Uns war's heimlich und unheimlich zugleich. Wir wußten nicht, wo wir lagen, nur daß es hoch war, hatten wir

an den Treppen gemerkt. — Wir lagen so eine Weile still. Endlich sagte mein Associé: „Hörst du nichts?" — „Was denn?"

„Ha, es hat so gegraunzt!"

„Was, gegraunzt? Wo denn?"

„Ha, da hinten. —"

Jetzt hörte ich es auch. Es war, wie wenn jemand tief seufzte. Das ging immer in Absätzen. Mein Associé hielt es für geraten, sich die Decke über den Kopf zu ziehen, und bald war er auch in tiefen Schlaf versunken. Ich stand auf und wollte einmal schauen, wo denn die Geschichte war und spannte das Ohr an. Das war immer unsers Vaters Grundsatz gewesen, auf die Sachen loszugehen und sie anzusehen. Oft hatte er uns auf den Speicher ohne Licht geschickt, dort was in der Nacht zu holen, oder wenn's oben krachte, zuzusehen. — So stand ich auch jetzt auf dem Anstand, wie ein Jäger, der einen Rehbock wittert. Ich sah mich um und ging dem Fenster zu. Der Mond fiel spärlich durch die Wolken und spiegelte sich unten in dem schlammigen Wasser. Die Frösche sangen drunten eine rührende Serenade in allen Tonarten, während der Wind stoßweise heulte. Da kam das berüchtigte Graunzen wieder. Es war in der Nähe, fast über meinem Haupte. Ich öffnete das Fenster ganz leise und sah, daß wir in einem Eckturm einlogiert waren. Von dort kam das Geräusch. Jetzt ward mir's klar. Oben auf dem Turm war eine Windfahne, die rostig in den Angeln lief und so tief

ächzte bei jedem Windstoße. Ich sah hinunter in die Nacht hinaus, hörte den Nachtwächter die elfte Stunde blasen und legte mich wieder beruhigt zu Bette. — Ich schlief auch ein. Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht; aber ich wachte auf durch das Gekrache des Bettes des Associé. Er warf sich unruhig herüber und hinüber wie im Fieber.

„Karl — was hast du denn?“ redete ich ihn an.

„Au — Au“ — stöhnte er nur.

„Was ist dir denn?“

„Ich habe ganz infame Leibschmerzen. Ich kann's gar nicht mehr aushalten.“

„O Schmerz, laß nach,“ dachte ich und fühlte auch gleich so was.

Die saure Milch, der Salat und das Bier hatten im Magen und Leib meines unglücklichen Kameraden grimmige Händel bekommen, und der alte Baron hatte keine Ahnung, was er mit dem Essen angerichtet hatte.

Der arme Kerl wimmerte in seinem Bette und sagte: „mach doch Licht.“ Ja, du liebe Zeit! Der Baron hatte aus Furcht vor unserm Unsinn das Licht mit fortgenommen. Streichhölzer gab's dazumal noch nicht, man schlug noch Feuer mit Stahl und Stein — aber wir hatten auch das nicht. Mir fiel der Wollblumenthee ein — aber der war ja nicht gekocht. Die Hauptsache war aber, dem Friedrich auf die Spur zu kommen, um bei ihm Hilfe zu finden. Aber wo ihn finden? Wir wußten nicht Weg noch Steg.

Aber es nützte nichts, die Schmerzen wurden immer ärger. Ich sagte also: „Laß uns aufstehen. Zieh nur deine Beinkleider an und das Kamisol darüber.“ Die Stiefel hatte uns der Friedrich auch zum Wichsen mit fortgenommen, also ging's fort auf Strümpfen. Wir waren fertig, und nun ging's hinaus. Der Wind heulte mit meinem Kameraden um die Wette. Den Gang entlang, so viel wir sehen konnten, ging's gut. Aber nun kamen verschiedene Treppen rechts und links — wohin nun? Also rechts ab hinunter. Da war so ein Erker — wir rüttelten an der Thüre — sie gab auch nach und wir traten ein. Das war ein altes Laboratorium des Barons, darin standen wieder Flaschen und ein kleiner Herd soviel wir sehen konnten. Wir tappten herum mit den Händen. Mit einemmale: Bims! Da lag ein Tischchen um, auf dem eine Masse von Gläsern gestanden haben mußten.

„Ums Himmelswillen, was machst du denn?“ rief ich dem Unglücklichen zu.

„Ich hab' es nicht gesehen,“ heulte der.

Aber der Schrecken stillte für einen Augenblick doch seine Leibschmerzen. —

„Komm, wir wollen umkehren.“

„Nein“ — sagte ich — „vorwärts — nur mal die Treppe herunter. Mach nur stille zu.“

Wir stiegen herunter in den zweiten Stock. Als wir da anschlürften, — hilf Himmel! Da glotzten uns unten im Gange zwei Augen an und eine große Gestalt erhob

sich, — das war der große Köter des Barons, der sofort ein lautes Bellen anfing, daß das ganze Schloß dröhnte. Wir wußten nicht wo hinaus vor dem Ungetüm uns retten, das eben sich im Sprung bereit machte; also wieder die andere Seite die Treppe hinauf und in die erste beste Thüre hinein, die war offen und wir schlugen mit Macht vor der Bestie zu.

Wir waren froh gerettet zu sein und drückten die Falle fest zu, denn der Köter wollte die Thürklinke aufmachen. Da erhob sich im Hintergrunde eine Gestalt aus dem Bette, die wir nur im Mondlicht betrachten konnten, aber uns den Angstschweiß aus allen Poren jagte. Im Bette saß aufrecht ein altes runzlichtes Weiblein mit einer großen gefälteten Haube auf dem haarlosen Kopfe und ohne Zähne im Munde. Sie sah uns stier an. Endlich bewegten sich die zahnlosen Lippen: „Wer seid ihr Unholde? —

„Ach," sagte mein Associé, „wir haben Leibschmerzen, helfen Sie uns doch —"

In demselben Augenblick pochte es an die Thüre.

„Aufmachen," rief es, — es war der Baron.

Wir machten auf —

„Was macht man denn da, Schlingel, in der Nacht? Hat man nicht gesagt, daß man sich ruhig verhalten soll? Warum stört man die Nachtruhe von Jungfer Agathe, da man doch am Alter leidet?" Friedrich erschien auch im Hintergrunde mit Licht im Nachtkostüm. Als er von unserem Unglück hörte, sagte er ganz im Stile des

Barons: „Man hat Sauermilch, Salat und Bier zusammengegessen und hat einen schwachen Magen.“

Nun, der Friedrich war ortskundig und mich führte der Baron, der nichts als seinen aussprechlichen Schlafrock an hatte, hinauf in seine Stube. „Man warte hier — man wird einen Thee kochen.“

„Hilf, Himmel,“ dachte ich — „jetzt geht er in den Eckturm, wo der Herd ist und wir die Gläser umgeschmissen haben.“ Mir schwand noch der letzte Rest von Schmerzen über diesem schauderhaften Gedanken.

Mein Associé kam, auf Friedrichs Arm gestützt, hereingewankt, bleich und verstört. Er hatte den Baron schon im Eckturm Licht machen sehen und auch schon die Folgen überlegt. — Nach einer Stunde war der Thee fertig, der mehr gekocht als angebrüht war. Ich wollte keinen trinken und behauptete, es sei alles vorbei; der Baron sagte: „Man trinke zur Vorsorge eine Tasse.“ Ohne Zucken mußte er hinabgewürgt werden. Mein Associé bekam aber vier derselben, so heiß mußte er ihn trinken, daß dem armen Kerl der letzte Rest von Angstschweiß noch ausbrach, über den er überhaupt noch zu verfügen hatte. „Man gehe jetzt zu Bett, man wird eine Medizin unterdessen kochen. Der Friedrich wird die Wache halten, bis man zurück ist.“ Wir krochen also wieder ins Bett und harrten der Dinge und der selbstgebrauten Medizin.

„Man vergiftet uns hier noch,“ sagte ich leise zum Associé. „Wer weiß, was der alte Baron in seinen

Gläsern zusammenkocht." Endlich hörten wir es schlürfen den Gang entlang. Der Friedrich öffnete. Der Baron trat ein; er sah aus wie ein Zauberer. Eine große Brille saß auf der Nase, und in der einen Hand trug er einen Kessel, in der andern Tücher und Lappen. Ich that, als wenn ich fest schliefe den Schlaf der Unschuld und wollte den Baron dadurch bewegen, den Schlummer nicht zu stören und mich mit seiner Medizin zu verschonen. Es gelang mir auch. Zwar gruselte es mir, als er sich über mich hinbeugte und horchte, ob ich tief atmete. Dafür mußte aber der Associé herhalten. Der Baron hatte warme Tücher zurechtgemacht und den großen Deckel einer Kasserole brennend warm geheizt. Der wurde ihm in wollene Tücher gewickelt auf den Leib appliziert. Dann ward der Trank eingegeben. Er mußte dem schmerzhaften Stöhnen nach ziemlich bitter sein und roch stark nach Pfefferminz. Das beruhigte mich, denn solchen Thee braute unsere Mutter auch. Nachdem er in Decken fest gepackt war, wurde Friedrich als Wache bestellt, „damit man sich nicht aufwickle." Bald fiel der Associé in richtigen Schlummer mitsamt mir, der aus dem falschen in den echten kam. Auch Friedrich schlief unten am Bette ein. — — Der Morgen graute. Wir sprangen fröhlich aus dem Bette, wuschen uns tüchtig und waren durch die starke Kur wie neu geboren. Der Baron erschien und war unzufrieden, daß wir ohne Erlaubnis aufgestanden waren. Aber er war doch froh, uns so heiter zu sehen. Heimlich hatte ihn

nämlich eine riesige Angst überschlichen, daß er uns des Nachts so wunderlich gespeist und sah im Geiste schon alle möglichen Folgen. Er gestand uns, daß „man in einem alten, bewährten medizinischen Buch unter dem Artikel „Leibschmerzen" lange gesucht, bis man das nötige Mittel gefunden. Glücklicherweise habe man alles bei sich im Hause." Wir frühstückten mit einem fabelhaften Appetit, ganz den Schrecken der Nacht vergessend — und rüsteten uns zur Weiterreise. Der Baron gab jedem eine wollene Leibbinde, Magentropfen und von seiner selbstfabrizierten Essenz ein Fläschlein mit. Wir hatten keine Lust mehr das Schloß des weiteren zu besehen, namentlich den Eckturm nicht mit den umgeschmissenen Gläsern, die der Baron nicht bemerkt haben mußte. „Man hat sich sehr gefreut, euch logiert zu haben, man wird ein andermal vorsichtiger sein beiderseits. Man wird dem Herrn Vater nichts von dem Vorfalle melden, und bittet um das Gleiche." So lautete der Abschied. — Wir baten unsererseits herzlich alle Unruhe ab, die wir gemacht hatten, und schüttelten dem Baron die Hände, und auch dem Friedrich. Als wir aber am andern Abend unsere Ränzlein aufmachten, hatte der Baron, wie Joseph einst seinem Benjamin, jedem von uns einen kleinen goldenen Becher in das Ränzlein gepackt, und dazu Schwefelhölzer samt Schwamm, Feuerstein und Stahl und jedem einen Wachslichtstumpen. So gedachten wir des Barons mit dankbarer Liebe — und ich denke heute noch dankbaren Herzens an „die erste Nacht im Freiherrnschlosse."

Ich gedenke noch einer zweiten Reise, von der wir „belehrt“ heimkamen.

In die sonnige Pfalz.

Eine unterbrochene Bubenreise im alten Stil.

Der Sommer 1842 war einer der heißesten wohl des Jahrhunderts. Da gab's zwar edlen Wein und mitunter auch Obst, aber dafür war das Schulhalten und Schulsitzen um so mühseliger. Drum war heller Jubel bei jung und alt, als der alte Schuldiener Pontius, den man auch zum Überfluß noch Pilatus nannte, zum letztenmal die helle, scharfe Schulglocke zog, die, weil sie durch alle Zimmer läuten sollte, solchen schneidenden Ton hatte. Der Schlußakt — actus tragicus genannt, versammelte Lehrer- und Schülerschaft in dem großen Saale, in welchem im Hintergrunde eine Nische mit der Rostra der Redner, übermalt mit Palmen und Lorbeerzweigen, uns mit einem geheimen Schauer erfüllte im Gedanken, daß auch uns einmal die Stunde schlüge, von dort oben herab als Primaner die griechische oder lateinische Rede zu halten. Bis dahin hatte es aber noch gute Wege, denn wir saßen in Tertia mit unsern 13—14 Jahren; Demosthenes und Cicero lagen noch in nebelgrauer Ferne, wir waren froh unsern Julius Cäsar und Äsops Fabeln anständig radezubrechen. Der Direktor begann mit dem „Favete linguis“, und wir horchten hoch auf, als er von den beiden berühmten Wörtern: „Quia und Quum“ sprach, wann das eine gebraucht und das andere nicht

gebraucht werden dürfte, und daß man bei Leibes- und Todesgefahr ja nicht die beiden untereinanderwerfen sollte. Wir dachten aber, das ginge die Primaner an, und hatte darum auf uns Tertianer die Rede durchaus nicht die beabsichtigte Wirkung. Der Schluß derselben war menschlich und wandte sich an uns mit der Mahnung, die Ferien zu benutzen zum fleißigen Repetieren und nebenbei auch zum Genuß der schönen Natur. Denn „natura artis magistra“ d. h. „die Natur muß der Kunst Lehrerin sein“ gelte auch hier; ebenso sei das andere Wort wahr: „mens sana in corpore sano“ d. h. „ein gesunder Geist muß in einem gesunden Körper stecken“, denn wie der Direktor sagte: der Körper ist „das Futteral des Geistes“. Das war alles schön und erhebend, wenn's nur nicht so lang gedauert hätte. Denn es stand uns, ohne es zu wissen, das Shakespearesche Wort leibhaftig vor der Seele: „Kürze ist des Witzes Seele“. Darum waren auch unsere Aufsätze so kurz, und die kürzeste Stunde immer die erquicklichste. Ja, wer das so wüßte, wie solch ein Tertianerkopf inwendig aussieht, was alles sich da drin aufhält von Sinn und Unsinn, von Ernst und Leichtsinn — und welches der galvanoplastische Abdruck aller Wissenschaft in solch kleinem Gehirn ist, was würde er wohl zu sagen haben! — Uns stand vor allem unsere beabsichtigte Reise in Sicht, leider weit mehr als die Repetitionen. Unsere Eltern hatten uns versprochen, wenn das Zeugnis nicht allzu unanständig und unter Null ausfiele, uns mit

unsern Freunden wieder eine Reise machen zu lassen, wie schon einmal. Über Erwarten gut fiel dasselbe aus und war unter der Censur nicht einmal ein „Kaum nicht befriedigend“ verzeichnet. Eisenbahnen gab's dazumal nur ein paar Strecken weit, in die sonnige Pfalz aber noch gar keine. Es mußte also alles per pedes apostolorum abgemacht werden. Und das war heilsam; denn dabei konnte man noch etwas sehen und erleben. — Wir waren unser sieben; wieder die alten, von denen ich in einer andern Bubenreise „Aus dem untersten Stockwerk“ erzählt habe, und die die Nebennamen trugen: „Maulwurf,“ weil er nach alten Ritterschädeln und Knochen grub; „Wallenstein,“ um seiner Tapferkeit und seines Terzerols willen; „Mozart,“ wegen seiner sechsklappigen Trompete; „Raphael,“ wegen seines Skizzenbuches; „Förster,“ wegen seiner Botanisierbüchse; „Spiritus,“ wegen seiner Flasche, in welcher er Käfer und Gewürm sammelte, und „Schiller,“ um seiner Gedichte und poetischen Ader willen. Alle gut befreundet, Adel und Bürgertum vertreten, Weisheit und Thorheit. — Also in die „sonnige Pfalz“ lautete die Reiseroute, die wir uns entwarfen. Wie oft hatten wir schon nach den blauen Bergen der Vogesen und der Haardt sehnsüchtig geschaut und das alte Wort gehört: „Fröhlich Palz, Gott erhalts“. Dazu konnte Mozart schon längst das berühmte Lied blasen: „Der Jäger aus Kurpfalz, der reitet durch den finstern Wald“ — also was fehlte noch! Nur das liebe Geld, das die Eltern willig gaben, neun

Mark in jetzigem Geld für zirka vierzehn Tage, was ließ sich da nicht alles anfangen in dem Lande der großen Schoppen und des billigen Brots! Mozart blies das „Ganze Sammeln", und vom Mühlburgerthore aus ging die Wanderung durch den Haardtwald zum Rhein. Dort begegnete uns das erste Wunder, nämlich: daß kein Rhein vorhanden war. Sonst breit und voll, schon zum Manne geworden, treibt er hier seine Fluten — diesmal war alles Sand und nur ein vielleicht kaum neun Fuß breiter Wasserstreif bezeichnete den „Thalweg", die tiefste Stelle. Dort stand ein Mann mit einer großen Stange, ähnlich dem Alpstock, und lud ein mit derselben hinüberzuspringen, damit man sagen könne, man sei im Leben einmal „über den vollen Rhein gesprungen." Dies Vergnügen und hohe Ehre sollte per Mann drei Pfennige kosten. Dem Maulwurf und den andern schien der Preis acceptabel, nur der Spiritus meinte, das sei zu viel und nur einen Pfennig wert. Im tiefsten Grunde seines bösen Herzens aber saß nicht der Geiz, sondern die blasse Furcht, er möchte mit seiner Spiritusflasche verunglücken, und wollte den Sprung nicht wagen, auch der Förster hatte wegen seiner Botanisierbüchse Bedenken. Die beiden wollten lieber den ziemlich weiten Umweg über den Notsteg machen und behaupteten, die Ehre sei zu hoch bezahlt. So sprangen wir allein, da ausgemacht war, daß in großen Dingen Zwang und Gehorsam dem blondlockigen, großen „Maulwurf" gebühre, in kleinen Dingen

aber Freiheit walten solle. — „Schiller“ hatte sich schon längst seinen Aufsatz in die Tasche gesteckt, den er gedachte, an den Ufern des Rheins sitzend, uns vorzulesen. Sein Thema lautete: „Der Rhein ein Bild des Menschenlebens“, und wollte er dasselbe in vier Absätzen behandeln: erstens die Kindheit, der Ursprung am Gotthard, gleichsam die Wiege des Rheins; zweitens die Jugendzeit, der Lauf durch die Schweiz und namentlich der Rheinfall bei Schaffhausen (auf diese Partie hatte er sich besonders gefreut, da er feine Anspielungen auf allerhand andere „Reinfälle“ enthielt); dann kam das Mannesalter, wo der Rhein in breitem Strom Burgen, Städte und Dome bespült — auch dieser Teil war mit Liebe bedacht, und zuletzt kam das wehmütige Versanden — das Alter, das einige bedenkliche Anspielungen auf „alte Herrn“ enthielt, eine Partie, die nicht ganz ungefährlich war, und vor der besonders der vorsichtige Spiritus warnte. Er hatte uns nur die Skizze gezeigt, aber nach der glücklichen Landung über den schmalen Rheinstrom, und dem Laufen über den harten Kies und nassen Schlamm, wollte keiner mehr sich am „Ufer des deutschen Stromes“, der kein Strom mehr war, niederlassen, noch sich zu erhabenen Gedanken begeistern lassen. Dagegen winkte als erstes Haus ein Wirtshaus auf bayrischer Seite, auf welchem die blauweiße Fahne wehte und welches den Schild trug: „Zum großen Schoppen“. (Der bayrische Schoppen — was man jetzt so einen halben Liter nennt — war nämlich mindestens um ein

Drittel größer als der badische.) Der sparsame Maulwurf meinte darum, daß wir acht vollständig genug an einem hätten, wenn wir den Wein verdünnten. Das leuchtete auch ein; wir wußten, daß viel Trinken unterwegs nur müde mache und mußten ja noch weiter durch den Niederwald. Der Maulwurf hatte in seiner „feinen" Karte herausstudiert, daß durch denselben eine Römerstraße ziehe, freilich vier Fuß hoch vom Gesträuch überwachsen. Die mußte genau untersucht und festgestellt werden. Darum wurde die kleine Truppe auseinander kommandiert und sollte auf die Suche gehen, Mozart aber in der Mitte bleiben, und sobald sie gefunden, den andern Signal geben. Nach einer halben Stunde stolperte der „Förster" über eine Art Damm, und seine Botanisierbüchse bekam einen bösen Puff oder „Dallen", und bei dieser Gelegenheit merkte er, daß die Geschichte erhöht war und am Ende die Römerstraße sein konnte. So rief er aus Leibeskräften: „Ich hab sie, ich hab sie," und rannte zu Mozart, der sofort Signal blies. Alles sammelte sich; der altertumskundige Maulwurf zweifelte jedoch, daß „ein Mensch wie Förster" einen Römerdamm finden könnte, und wollte sich selbst erst überzeugen, aber es war wirklich so, und Förster erhielt die versprochene „Prämie" von sechs Kreuzern, die er auch siegesbewußt einsteckte; den Dallen wollte ihm Wallenstein wieder herausdrücken, hatte aber leider das Unglück, ihm nur noch einen neuen hineinzudrücken, was zur Folge hatte, daß Förster in Thränen ausbrach und rief: „Sie hat

drei Gulden gekostet!" „Ach was," sagte Wallenstein, „sie ist jetzt noch viel schöner, jetzt hat deine Botanisierbüchse einen Feldzug mitgemacht, das ist auch was wert." Währenddem wir so sprachen, trat aus den Bäumen ein alter „wirklicher" Förster. Er redete uns treuherzig an und fragte: „Nun, was sucht ihr jungen Herrn?" Der Maulwurf antwortete: „Den Römerdamm durch den Niederwald." „Ja, das ist er, der ist zirka viertausend Jahre alt." Der Spiritus machte ein ungläubiges Gesicht und rief uns zu: „Das ist erlogen um zweitausend Jahr, denn Kaiser" — da warf ihm aber der Maulwurf einen vielsagenden Blick zu, der ihn verstummen machte. Der alte Herr mußte aber doch etwas gemerkt haben, denn er sagte: „Ihr glaubt das wohl nicht — aber ihr lernt das so aus den dummen Büchern, ich weiß es aber von meinem Großvater selig, der war an seinem kleinen Finger gescheiter als all die gelehrten Narren." Wir staunten über den Großvater und hätten gern seinen kleinen Finger gesehen, oder noch mehr: ihn gern besessen, um uns viel andere Mühe zu ersparen. Der alte Herr fuhr fort: „Ja, wenn ihr Herrn gern altes Zeug sehen wollt, das die Heiden hier vergraben haben, dann braucht ihr nur nach Bergzabern gehen, da giebt's allerhand Sachen, Schwerter, Schädel und Pfeilspitzen und Totenurnen." Der Maulwurf spitzte die Ohren, und der Wallenstein schauerte vor Freude zusammen über den Schwertern. „Ja, da wollen wir hin," riefen beide — aber es lag außer der Route

und die andern protestierten. „Wir müssen ja noch nach Klingenmünster heute," rief Raphael, der von der dortigen schönen Landschaft gehört hatte. Mit Schmerzen mußte der Maulwurf sich drein finden. „Aber ihr Herrn, ihr müßt tüchtig loslaufen, wenn ihr heute noch hinkommen wollt, es ist noch weit!" So nahmen wir Abschied von dem geschichtskundigen Mann, der sich mit seinem Großvater um ein paar Jahrtausend verrechnet hatte. Der Maulwurf aber sagte zu dem Spiritus: „Höre du, es ist ungebildet, einem solchen Mann seine Unbildung vorzuwerfen. Der Mann wußte es nicht besser, und du weißt auch nicht alles. ‚Alte Leute,' sagt mein Vater, ‚macht man nicht anders, wenn sie einmal sechzig Jahre alt sind.'" Das half, und Spiritus zog sich in sein verletztes geschichtliches Selbstbewußtsein zurück. Der Abend brach herein, wir konnten den Ort nicht mehr erreichen und mußten in Billigheim bleiben.

Wir wollten in dem „Neste" irgend einen uns nicht zu teuer erscheinenden „Gasthof" suchen; die Wahl war nicht schwer: 's war nur einer da, und der sah mehr wie eine Räuberhöhle aus. Also herein und mit dem Wirt accordiert: „sechs Kreuzer pro Mann" — ungefähr fünfzehn Pfennig für das Nachtquartier ausgemacht. Nun, es war auch danach, wie wir bald inne wurden; des Erzvaters steinernes Schlafkissen konnte das Muster zu den Betten abgegeben haben. Das Abendessen war frugal: „Salat und Eierkuchen" war die Parole, und Spiritus, der seiner Mutter zu Hause half und von dem Wallen-

stein behauptete: „er hätte seinen Beruf verfehlt und ein Mädchen werden sollen," stand in der Küche und gab Achtung, daß nicht zu wenig Eier in die Pfanne kamen. Dann setzte sich der „Ochsenwirt" zu uns und fragte leutselig: „Woher des Weges und wohin?" Er erzählte von dem Flecken Billigheim, wie das ein uraltes Dorf sei, denn hier habe der große General Julius Cäsar den „General Ariovist, der die Schweden kommandiert habe," aufs Haupt geschlagen. Förster und Spiritus wollten wieder bedenkliche Leibschmerzen bekommen über diese Geschichtsverirrung, aber Maulwurf war sofort zur Stelle und brachte den kundigen Ochsenwirt mehr auf die „Neuzeit". Da meinte er denn, daß es schade sei, daß wir nicht im Oktober gekommen wären, denn da sei der „Purzelmarkt". Wir horchten hoch auf. Ja, seit vierhundert Jahren bestehe der. Da ziehe nämlich der Bürgermeister mit den Adjunkten auf Pferden hinaus vor die Wälle des Städtleins. Draußen sei der Kletterbaum und oben flatterten die Tücher, Uhren, Messer rc. für den, der hinaufkomme. Aber der Kletterbaum sei so glatt wie Öl und da purzelten die Leute nur so herunter, daher der Name. Dann kämen Wettrennen zu Pferde und zu Fuß, Zigeuner laufen mit und hängen sich an die Roßschweife, um schnell anzukommen. Dann kommt das eigentliche Purzeln: das Rennen im Sack, wobei man nicht umfallen darf — ja, ihr jungen Herrn, das ist ein Leben, da könntet ihr zeigen, was ihr könnt! Wir saßen mit etwas „gemischten" Empfindungen da, denn

so ein Volksfest sehen wäre doch was Interessantes gewesen, aber freilich das Sacklaufen war nicht gerade in der Tertia einstudiert worden. Nachgerade fielen uns die Augen zu, und wir krochen die schmale Treppe hinauf und schliefen, bis der biedere Hausknecht rief: „Alloh, ihr Herrn, es is sechse!“ Wir wollten ja heute weit laufen. Es schien, daß wir des Ochsenwirts Herz gewonnen hatten, denn er begleitete uns noch eine Strecke Wegs und gab jedem einen warmen Weck gratis mit. Wir marschierten in der Morgenfrische munter zu und kamen nach Klingenmünster. Das war ein altes Städtlein, die Ruinen und Wälle sagen noch, daß es hier einmal hoch hergegangen sein muß. Schiller hatte einen kleinen Almanach, den zog er heraus, als wir uns im Angesicht Klingenmünsters, das von der Burg Landeck überragt ist, im Grase niedergelassen. „Schiller trag vor,“ begann der Maulwurf, „und jeder ist still.“ Und Schiller erzählte: „Hier herrschte in der Zeit des austrasischen Frankreich auf Landeck ein König, der hieß Dagobert. Er war in seiner Jugend ein übermütiger, gotteslästerlicher Prinz. Da schlief er einmal im Walde bei einer Jagd unter einem Eichbaum ermüdet ein. Im Traume ward er vor Gottes Richterstuhl geführt, und die Heiligen verklagten ihn, und Michael, der Erzengel, nahm sein flammendes Schwert und wollte ihn durchbohren, aber da wehrte der heilige Dionysius, der Schutzpatron des Prinzen, ab und erbat Aufschub der Exekution.

Von Stund an wurde der Prinz ein anderer Mensch.

Er erbaute Kirchen und Klöster, und auch eins für den heiligen Michael, daß er ihm nichts mehr thue. Seitdem spricht man nur von dem „guten König Dagobert“, der ein Freund der Bauern war und ihnen den großen Wald bis tief ins Elsaß hinein schenkte. Da giebt's eine schöne Geschichte von einem unschuldigen Bauersmann, der einst im Gericht von dem König freigesprochen wurde, während die Ritter ihn töten wollten. Als der König aber einmal von den Rittern auf seiner Burg Landeck überfallen wurde, da half ihm jener Bauer und rettete ihn durch ein Pförtlein und dann durch Umwege im Wald vor seinen Feinden, und später hielt der König Gericht und schenkte den Bauern den Wald. „Da giebt's ein schönes Gedicht darüber,“ sprach Schiller und wollte lesen — aber der Spiritus rief: „O weh, das wird einmal lang!“ Die andern waren auch mehr für Kürze, der Maulwurf entschied: „Lies den ersten und den letzten Vers, die Mitte kannst du auslassen.“ Dem Schiller ging das zwar gegen sein dichterisches Gewissen, aber er mußte folgen. So begann er denn — und der geneigte Leser muß sich nun die oben gemeldete Geschichte ergänzen —:

„Zu Landeck auf der Feste saß König Dagobert,
Auf seinem Haupt die Krone, in seiner Hand das Schwert.
In seinem Aug' die Strenge, in seinem Mund das Recht —
So harret seinem Urteil das fränkische Geschlecht.“

„Das ist schön,“ meinte Wallenstein, „der muß grimmig ausgesehen haben.“ „Wollt ihr denn nicht mehr hören?“

fragte der sanfte Schiller. „Ja ein andermal — jetzt lies noch den Schluß.“ Kopfschüttelnd las er, man sah ihm an, daß dieser litterarische Frevel ihm weh that.

„Viel Fürsten sind gestorben am Rheine seit der Zeit,
Man hat ihr Grab mit Wasser — mit Thränen nicht — geweiht.
Ein einz'ger bleibet ewig den Pfälzer Bauern wert;
Das ist der ‚gute König — der alte Dagobert‘.“

„Schiller, das war schön,“ sagte selbst Förster, der den letzten Rest seines Wecks noch verzehrte, „jetzt wollen wir nach Klingenmünster zum Mittagessen.“ Der Maulwurf hatte nur einen mitleidigen Blick für ihn und sagte dann: „Wie kann man nur bei so einem Gedicht essen!“

Wir kamen noch zur Mittagsstunde an, als in dem „roten Löwen“, an den wir durch den Billigheimer Wirt empfohlen waren, gerade die Suppe auf dem Tische stand. Der rote Löwenwirt war ein „gspaßiger Mann“, der sich weidete an unserm guten Appetit; er hätte nur gewollt, daß wir mehr von seinem „Dürkheimer“ getrunken hätten. Aber da war Maulwurf unerbittlich. Sein Vater hatte ihm nämlich gesagt, „der Pfälzer Wein ginge ins Blut,“ und das gab allerlei grausige Vorstellungen, wie sich die beiden miteinander vermischten, so daß streng darauf gehalten wurde, daß keiner sich übernahm. Mußten wir doch nachmittags noch bei der großen Hitze zur Landeck hinauf, durch Weinberge und Geröll, wo die Sonne lustig drauf brennen konnte. „Wenn's den ‚Herren‘ angenehm ist, so geh ich selber mit auf die Landeck,“ sagte der rote Löwenwirt. Ja,

das war herrlich. Er packte jedem ein ordentliches Käsebrot ein, nahm auch zwei Flaschen Dürkheimer und Wasser mit, denn droben gab's nichts. Dem zarten Schiller ward die Partie sauer, denn er hatte dünne Schuhe an und spürte jeden Stein auf dem felsigen Weg. Aber er verbiß sich mannhaft das Weinen und doch — es ist wunderbar, wie so was einem alle Freude verderben kann. Was ist die schönste Gegend, wenn man Zahnweh hat oder Blasen an den Füßen! Da sinkt alle Herrlichkeit zusammen. Endlich waren wir oben, den Rest des Wegs hatten Maulwurf und Wallenstein, die stärksten unter uns, den Schiller getragen, indem sie ihn auf den kreuzweis gelegten Armen sitzen ließen. Das war überhaupt das Schöne an dem starken Brüderpaar, daß sie sich immer des Schwächeren annahmen, als die gebornen Hüter des Rechts, das den Schwachen gegen den Starken schützt. Es kommen in jungen Jahren nicht bloß die Flegelmanieren heraus, sondern auch zuweilen recht adelige Eigenschaften, namentlich wenn mal so ein Häuflein Buben beieinander ist. Da wird auch die Wahrheit so ungeschminkt und ungeschmälzt serviert, und es schleift sich einer am andern. Drum ist's immer schwer, ein einziges Kind zu sein, das wird leicht hochmütig und verkehrt, aber Geschwister und Freunde in der Jugend sorgen dafür, daß „jeder mäßiglich von sich halte“ wie St. Paulus sagt. — Wir waren oben auf der Burg, die die älteste im Pfälzerlande ist. Maulwurf hatte gleich heraus, daß das alte

römische Quadern waren, auf denen die Burg stand. Er war eben noch am Untersuchen, als der rote Löwenwirt rief: „Meine Herren, hier ist ein Echo! Rufen Sie einmal gegen den Turm einen Namen!“ „Nein, der Mozart soll trompeten!“ Der zog schnell seine sechsklappige heraus, und wie herrlich tönte alles wider, drei- und vierfach. Da hatte der rote Löwenwirt seine helle Freude, als der Mozart ihm nun gar etliche Stücklein und dazu sein Leibstück blies:

O du Deutschland, ich muß scheiden,
O du Deutschland, ich muß fort.

Es standen ihm die hellen Thränen in den Augen, wir wußten nicht warum. Aber in dem stillen, mit Eichen bewachsenen Burghofe, an dessen Mauern sich dichtes Epheu hinaufschlang, liegen und durch die offenen Fensterbogen hinausschauen ins schöne Land und lauschen auf die Töne des wehmütigen Liedes, und dazu unsere fröhliche Jugend, das alles hatte den alten „roten Löwen“ wundersam gepackt und an bessere Zeiten erinnert. So manchmal kommt ja über einen Menschen ein unsagbares Etwas, wobei es ihm wohl und weh zugleich ums Herz wird. Wir sollten es bald erfahren, was ihn so merkwürdig bewegt hatte. Für jetzt aber hieß es, die Burg nach allen Seiten hin untersuchen, mit ihrem Schloßpark und der alten Kapelle, deren Mauern und Pfeiler noch standen, deren Schiff jetzt in ein schönes Gärtchen umgewandelt war. Vor allem war es aber der Ausblick in das schöne Klingenthal, an dem wir uns nicht satt

sehen konnten. Raphael zeichnete abseits von uns, was er erschauen konnte und bekam von Spiritus, der ihm über die Achsel sah, die Künstlerzensur: „Nicht übel, fast gar effektvoll.“ Aber an dem Urteil des Spiritus war ihm nicht viel gelegen, da er ihn nicht für kunstverständig und für einen Tierquäler hielt, weil er jeden unschuldigen Käfer in seiner Flasche ertränkte. „Das thut denen ja nichts,“ meinte Spiritus auf den Vorhalt. „Ja freilich,“ antwortete Raphael, „du bist gerade wie jene Köchin, die die Krebse lebendig ins kochende Wasser warf und beschwichtigend dem entsetzten Fräulein sagte: ‚Die sind's gewohnt‘.“ — Aber der Spiritus war einmal unverbesserlich und uns unentbehrlich wegen seiner komischen Figur: mit dem kerzengerad gen Himmel starrenden Haarwuchs, der auf dem großen Kopf gedieh, welcher selbst wieder auf einem schmächtigen Untergestell ruhte — kurz, weil er aussah wie eine Sonnenblume mit dickem Kopfe auf schmalem Stengel und in seiner Plattheit unübertrefflich war. Dazu konnte er auch *sich selbst* zum Besten haben und das sind bekanntlich, nach dem großen Göthe, keine von den schlechtesten Leuten. Wir hatten nachgerade alles gesehen, der rote Löwenwirt bat nochmal den Mozart, ihm das Lied: O du Deutschland 2c. zu blasen, dann wolle er uns etwas erzählen. Wir setzten uns in die Runde, Mozart that sein Bestes und blies, und dann erzählte der Löwenwirt: „Ja, meine jungen Herren! Es geht halt in der Welt recht wunderlich zu, dem einen glückt's und dem andern nicht, der

eine kommt hinauf und der andere sinkt hinunter! So oft ich auf die Landeck komme, da denk ich halt an so ein Unglück. Seht, da hat bis vor zwölf Jahren in der alten verfallenen Burg sich einer einlogiert, dort in dem Turm. Er trug einen großen langen Bart, einen breiten Hut und einen Zwillichmutzen." „Was ist denn das," rief der Förster aus, „das ist ja komisch, ein Zwillichmutzen." Der Wallenstein wollte ihm eben einen ordentlichen Rippenstoß versetzen, aber der rote Löwenwirt wehrte und sagte: „Nun junger Herr, das ist halt — ein Zwillichmutzen, besser kann man's eigentlich nicht sagen. Aber wenn ihr euch einen Rock aus grober Leinwand macht, dann habt ihr einen Zwillichmutzen." Der Förster war befriedigt, und der Löwenwirt fuhr fort: „Also den Zwillichmutzen hat er mit Brombeerensaft gefärbt, daß er braun aussah. Er baute sich einen kleinen Weinberg da hinter dem Turm, aber die Trauben wurden nicht reif. Er that keinem Würmlein auf dem Wege was, sondern wich ihm aus, und jeden Käfer am Boden hob er auf und setzte ihn auf eine Staude. Im Winter band er Besen und verkaufte sie ums Brot, und wenn die Leute ihm Geld geben wollten, dann wies er es ab und sagte: ‚Ihr werdet's ebbe (etwa) selber brauchen.' Er war verwirrt in seinem Kopf und wie ein Kind. Ach, einstmal war's anders. Da war er ein flotter Bursche, groß und stämmig, mit hellen Augen und frohem Sinn und hatte die Küferei erlernt. Da zog er auf die Wanderschaft weit hinein ins Reich, nachdem er sich mit seines

Meisters Töchterlein verlobt hatte. Aber da kam der Franzosenkrieg, und sie preßten ihn, und er mußte mit, und jahrelang konnte er keine Nachricht geben noch kriegen. Da kam er endlich nach Hause, und wie er heimkam, da war seine Braut an einen andern verheiratet, weil sie geglaubt, er sei gefallen im Kriege. Da ist er ums Haus herumgeschlichen und hat hineingeschaut, und sah das Paar glücklich am Tische sitzen, und er hat ans Fenster geklopft und hineingerufen: ‚Mög's euch wohlgehen,‘ und dann ist er schnell über die Hecke gesprungen. Dann ist er in ein verwandtes Haus gegangen und dort wurde dies Lied gesungen, was ihr jungen Herrn geblasen habt, und dann ist er fort nach Frankreich. Nach Jahren aber schickten sie ihn heim, denn er hatte den Verstand verloren. Das Herzeleid um seine Braut hatte ihn nicht verlassen, und so ist er hier auf die Burg gezogen, von wo er herunterschauen konnte auf ihr Haus. Im letzten Herbst ist er gestorben. Noch heutzutage reden sie vom ‚Schloßmichel‘, der hier gewohnt und die Kinder lieb gehabt und jedes kleine Geschöpf auf Erden, der niemand was zu leide that und manchmal von oben herunter sang: ‚O du Deutschland, ich muß scheiden‘ — und wißt ihr, wer das war? Das war mein einziger, herzlieber Bruder, und ich kann ihn nicht vergessen, wiewohl ich ein alter Mann bin. Und darum gehe ich manchmal auf die Landeck und denke seiner. So, nun wißt ihr, warum ich das Lied so gern hab.“ — Wir schwiegen alle still. Dem

Schiller standen die Thränen in den Augen, er hatte seine wunden Füße fast vergessen über der Geschichte. —

Nun sank die Sonne, und wir eilten hinunter. Der rote Löwenwirt hatte ein gutes Abendessen bestellt und wünschte uns eine geruhsame Nacht. Aber die war nicht geruhsam. Schiller weinte laut über seine Füße, und der Maulwurf stand auf und besah den Schaden. Ja, da waren nichts als Wunden und alles entzündet und blutend. Aus seiner Apotheke nahm er Hirschtalg und leinene Lappen und verband die Sache, so gut er konnte, und endlich schlief der arme Junge ein. Aber am folgenden Morgen fingen die Schmerzen wieder an, und wir riefen dem Löwenwirt. Der sagte, er wisse wohl ein Mittel, aber hier getraue er sich doch nicht es anzuwenden, er wolle den Physikus rufen. Das gab denn bedenkliche Gesichter, wir stellten uns gleich vor, daß das unsere Barschaft bald aufzehren würde, je nachdem es ein „berühmter" Mann sei. Der Maulwurf aber, der die Verantwortung hatte, war besonnen genug zu sagen: „Ach was, Geld hin, Geld her, dem Mann muß geholfen werden." Der Physikus kam und machte ein bedenkliches Gesicht, umsomehr, als Fieber eingetreten war. „Die Rose ist im Anzug," sagte er. Von dieser Sorte „Rosen am Fuß" hatten wir freilich noch keine Ahnung, die unsern wuchsen nur im Garten. „Ihr jungen Herrn," sagte er, „es ist nicht gerade gefährlich, aber beschwerlich, und vor acht Tagen kann ich nicht garantieren, daß er fortkommt." Das fiel denn wie ein Meltau auf uns

junge Menschenblumen, und wir ließen die Köpfe hängen, Der Physikus verordnete Aufschläge und Medikamente und die größte Ruhe und empfahl sich. Maulwurf begleitete ihn als wohlgezogener Mensch zur Thüre hinaus. Vor der Thür sagte der Arzneikundige: „Ihr müßt den schonen, das ist ein zartes Pflänzchen und dürft ihn nicht verlassen, so lang das Fieber währt.“ Dann erkundigte sich der alte Herr nach unsern Familien, und sein Gesicht, das anfangs sehr „apothekerartig“, wie Spiritus meinte, aussah — so etwas wie bittre Wurzeln — wurde vom Sonnenschein erhellt, er sah, daß wir alle aus höchst „honorigen“ Häusern stammten und nicht etwa Vagabunden waren, kurz, ihn überkam, wie den roten Löwenwirt, ein menschlich Rühren, und er gab Maulwurf sogar die Hand. Dann wurde „Kriegsrat“ gehalten. Was thun? Umkehren? Da bleiben? — oder den Schiller dem roten Löwenwirt überlassen und weiter ziehen? Die Meinungen gingen sehr auseinander — aber was schön war: das eine stand allen fest: verlassen durften wir den Schiller nicht. Denn dies Unglück hätte jedem passieren können.

Wir beschlossen denn, abwechselnd bei dem Kranken zu bleiben, ein Teil sollte pflegen, der andere sollte Partien machen, aber unser Standquartier sollte bei dem roten Löwenwirt bleiben, das Los sollte entscheiden, wer zuerst zu bleiben hätte. Wir waren eben fertig mit dem Kriegsrate, als eine Dame sich melden ließ. Buben und eine Dame! Welch entsetzlicher Gedanke! Wir waren ja

alle Weiberfeinde und liebten nur unsere Mütter, und selbst bei der Schwester galt das Wort: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe“ — und die Freundinnen der Schwestern waren nur dazu da, daß man sie entweder ignorierte oder sich wie ein „Rauhbautz“ benahm. Nun gar eine Dame. Der wohlerzogene Maulwurf trat vor die Thür. Ja, da stand sie leibhaftig mit einem Korbe bewaffnet die „Frau Physikus“. „Mein Mann hat mir gesagt, daß einer unter euch krank ist, und da wollte ich doch einmal nach ihm sehen, denn ihr jungen Herrn versteht das doch nicht so wie eine Mutter von sieben Kindern. Lasset mich nur einmal herein zu dem Kranken.“ Ohne weiteres trat sie in unsern Kreis, wir machten Knixe wie die Holzböcke und glotzten sie an. Dann trat sie an das Bett des armen Schiller. Der „schenierte“ sich schrecklich und wäre am liebsten unter die Decke gekrochen, aber sie faßte seine Hand so mütterlich und zog aus der Tasche eine Flasche herrlichen Himbeersaft, den sie ihm gleich zurecht machte. Das war Labsal bei dem verzehrenden Durst des armen Jungen. Sie untersuchte ganz sachverständig die Füße, was auch nicht ohne „Schanierlichkeit“ von seiten Schillers abging. Dann sagte sie: „So, ihr jungen Herrn, einer bleibt (abwechselnd mit den andern) immer bei dem Kranken und macht die Umschläge, die andern aber lade ich auf heute abend zu uns ein in den Garten.“ Wir waren sprachlos, und es schlug dem Maulwurf gleich der „Anstand“ ins Herz. Wir waren ja nicht salonfähig angezogen! Als er das

äußerte, lachte die „Physikussin“ und sagte: „Das fehlte noch! Zu Butterbrot und Schinken Glacéhandschuhe! Ihr kommt, wie ihr geht und steht. Abgemacht.“ Nachdem sie noch dem glutroten Schiller die Hand milde aufs Haupt gelegt, verschwand sie.

Wir rappelten uns möglichst auf in unserer Toilette, und Maulwurf hielt nur darauf, daß die Wäsche sauber und „die Klauen fein“ waren — und dann ging's hin. Mozart blieb bei Schiller und las ihm vor, was alles noch von Landeck zu berichten war. Die andern hatten einen seelenvergnügten Abend. Der „Physikus“ entwickelte sich nämlich aus seinem „apothekerhaften“ Zustand in einen ganz vortrefflichen Hausvater, der zuerst sie durch sein Laboratorium, seine Pflanzen-, Käfer-, Schmetterling- und Reptiliensammlung führte. Förster und Spiritus waren außer sich vor Freude und ganz in ihrem Element, und als gar der Physikus Anstalt machte, ihnen Doppelexemplare zu geben von Käfern und Salamandern, rief Spiritus aus: „Nicht wahr, Förster, wir gehen nicht mehr fort, wir bleiben beim Schiller.“ Wir merkten gleich das „schwarze Herz“, daß sie nämlich am liebsten bei dem Physikus blieben. Seine Sammlungen waren reich und hatten auch für die andern viel Interessantes. Maulwurf fand Römer- und Keltenurnen, Wallenstein Waffen, auch Raphael fand prächtige Stiche. Der Physikus stieg in unsrer Achtung in ungeahnte Höhe. Aber Sammlungen sehen macht Hunger und der regte sich gewaltig. Endlich ging's

in den Garten, da war eine Tafel gedeckt mit Butterbröten, bei deren Anblick dem Spiritus das Wasser im Munde zusammenlief. „Die sind einmal dick geschmiert," sagte er strahlend zu Wallenstein, „so was giebt's zu Hause nicht." Es war so herrlich unter den Bäumen zu sitzen, die Landeck hoch herabschauend uns gegenüber, die freundliche Wirtin, die mit Vergnügen sah, wie ihre Butterbröte und Schinken verschwanden. Wir hatten alle das Gefühl, daß es eigentlich nicht übel sei, hier zu bleiben. Der Physikus fragte uns aus über unser Vorhaben und unsere Pläne — wir hatten ja noch gar viel vor. Sein Gesicht wurde zusehends länger, und er lächelte so dazwischen. Endlich sagte er: „Ja, ihr lieben Herrn, das ist ganz hübsch, aber euer ‚Schiller' (so heißt ihr wohl den kleinen kranken Mann), den werdet ihr wohl hier lassen müssen. Ich war eben noch einmal bei ihm und die Sache steht nicht gut. Es ist eine Krankheit in ihm schon gelegen, die jetzt nur herauskommt, ich hoffe, ihr bringt ihn nach einer Woche, wenn auch nicht genesen, aber doch besser zu Hause." Jetzt waren die langen Gesichter an uns. Als der Physikus das sah, schaute er uns mit einem tiefen Blick an, der uns allen unvergeßlich war, und dann sagte er: „Lieben jungen Freunde — (denn liebgewonnen habe ich euch und ihr habt mir meine Jugend wieder so lebendig vor die Seele geführt, daß mein altes Herz noch einmal mit euch wandern möchte) habt ihr im Leben auch einmal gelernt, euch einen Wunsch zu versagen und um

eines andern willen etwas aufzugeben, wenn ihr ihm dadurch eine Freude oder Trost sein könnt?“ Wir schwiegen alle still und senkten die Häupter und etlichen standen die Thränen in den Augen. „Nun seht — wenn ihr wegzögt und den Schiller allein hier ließet, das würde wahrscheinlich den lieben Kameraden in seinem Gemüte so angreifen, daß er erst recht krank würde. ‚Einer für Alle, Alle für Einen,‘ so habe ich's bei meinen Kindern gehalten und sie haben's im Leben bewährt. Das wäre so etwas, was ihr von der Reise mitbringen solltet.“ Da brach der Maulwurf das Schweigen und sagte: „Herr Physikus, Sie haben recht. Wir wollen's dran geben und bei Schiller bleiben, bis er gesund ist.“ „Bravo,“ sagte der Physikus, „und nun will ich euch noch etwas sagen. Meine Frau und ich haben so in der Stille ausgemacht, daß, wenn ihr das Opfer bringt, wir euch auch eines bringen, ihr sollt euer Geld nicht beim roten Löwenwirt lassen. Ihr sollt alle zu uns ziehen und bei uns bleiben. Unsere Kinder sind fern, wir sind einsame alte Leute, aber wir haben die Kinder lieb und ihr thut auch uns eine Liebe, wenn ihr zurückbleibt um eures kranken Freundes willen.“ Da hörten wir auf einmal Mozart blasen. „Was ist das, hat er den Schiller verlassen?“ Der Physikus sagte: „kommt!“ Er führte uns durch sein geräumiges Haus, da lagen schon unsere Sachen, die hatte Mozart, der Kunde erhalten hatte, hergeschleppt und im letzten Zimmer, traulich nach dem Garten gelegen — lag im saubern Bette, dessen Wäsche wie der

frischgefallene Schnee leuchtete, unser kleiner Lazarus — der Schiller; seine Augen leuchteten noch mehr vor Freude als vor Fieber. „Ach, das ist lieb von euch, daß ihr mich nicht verlassen habt," sprach er mit schwacher Stimme. — Wir legten uns zu Bett; es war uns wunderbar ums Herz, wie einem Feldherrn nach gewonnener Schlacht. Wir blieben noch sechs Tage — der Physikus wurde uns immer interessanter und lieber. Er hatte ein Pülverlein uns eingegeben, das kurierte uns alle und hielt uns froh — und das war aus der Apotheke, die 1 Korinther am 13. steht. Wir mußten heimfahren, — so weit reichte unser Geld noch —, weil Schiller nicht gehen konnte. Gesehen hatten wir freilich nur wenig, keinen Trifels und keine Madenburg, kein Kaiserslautern und Speier — aber wir hatten ein Besseres gesehen und das blieb uns allen unvergeßlich: Schöner als alle Gegend ist doch ein treues, liebendes Menschenherz, und aus Liebe zum andern sich etwas versagen, ist ein Gewinn fürs Leben. Das kann man nicht früh genug lernen. Das hat uns der alte Physikus gelehrt und das war die ganze Bubenreise wert!

Es war für unser Jugendleben von großer Bedeutung, daß die Eltern sich entschlossen, bei Baden-Baden auf der Lichtenthaler Allee sich anzukaufen, um dort einen großen Teil des Jahres zu verbringen. Unser gutes Karlsruhe hatte doch im Sommer eine gefährliche Verwandtschaft mit einem recht soliden Backofen, für Studien

nach der Natur war auch in nächster Nähe nicht viel geboten. Giebt's aber einen Fleck deutscher Erde, wo's herzerquickend und lebensvoll, so ist's Baden-Baden. Die sprossende Frühlingspracht, der duftige Sommer, und der sonnige Herbst mit seinen ergreifenden Färbungen — wo waren sie schöner als dort! Berg und Thal, Nähe und Fernblick, Stille und rauschendes Leben — jeder konnte dort finden, was er suchte. So ward denn Haus und Garten gekauft. Das Haus damals noch so unpoetisch als man sich's denken konnte und als es eben ein biederer Maurermeister hinbringt. Aber Vater hatte eine glückliche Hand und war zum Baumeister geboren. Allmählich sprang das steife Dach traulich weit hervor, geschnitzte Altanen führten aus den Zimmern heraus, und im Erdgeschoß schloß sich eine behagliche Veranda unmittelbar an die Stube. Halb schweizerisch, halb italienisch, so stand das von wilden Reben bald umsponnene Haus an der rauschenden Oos. Vorn spie ein mächtiger Springbrunnen seine Wasser empor, lauschige Lauben und eine mit Wein behangene Bercola zogen sich durch den Garten. Neben dran breitete sich eine weite, grüne Wiese als unser Spiel- und Tummelplatz aus, gegenüber stieg der Cäcilienberg mit seinen dunklen Tannen in die Höhe, und am Ende der Allee winkte das trauliche Kloster Lichtenthal mit seinen hohen Mauern und dem Klosterhof, der Totenkapelle der alten Markgrafen von Baden — kurz für einen Buben ein Eldorado. Im Frühjahr schon zog der Vater hin, die Mutter folgte, dann kamen wir Jungens

alle in den Sommerferien, oft auch schon während der Schulzeit zu Fuß über Ebersteinburg über den Sonntag. Von Karlsruhe bis Muggensturm wurde „gestanden“ (per Stehwagen) und dann ging's querfeldein über Ebersteinburg hinunter nach Baden. Wir wußten ja jeden Weg und Steg, jede kleine Abkürzung und Handwerksvorteil, dann ließ uns der Vater in der Nacht mit der Bahn heimfahren. Aber das Schönste waren doch die Ferien, was konnte man da nicht alles aussinnen! Meist begleiteten wir den Vater, trugen Malerspieß, Malkasten, Schirm und Stuhl und ein ordentlich Frühstück; dann malte Vater, und wir Brüder zeichneten oder lasen vor. Besuch kam vollauf von Freunden, die Wochen lang blieben oder auf Stunden kamen, strömten ja doch in Baden die Menschen zusammen aus allen Herren Ländern. Wie oft ging's hinein nach Baden, zum Kurhaus, zu den feenhaften Sälen und zur herrlichen Musik; oder man wanderte hinauf zu den alten Burgen, deren die Umgegend voll war. Am schönsten war's da, wo's am weltverlorensten war. „Schauer ist der Menschheit bestes Teil,“ die Wahrheit dieses berühmten Wortes ahnten wir nur, aber uns ging's wie jenem, der nur den Einen verzeihlichen Wunsch hatte: „Wenn mir's nur einmal gruseln thät.“ Ach, in Karlsruhe war alles so sonnenklar, da mußte jedes Gräslein aus dem Pflaster herausgekratzt werden und jedes Rinnlein (auch Gräble genannt) punkt sechs Uhr gefegt und gespült werden, sonst kam der Polizeidiener einem auf den Hals — nein, da konnte es

nicht zum Gruseln kommen; aber da oben auf der Yburg, zu der kaum ein Fremder sich hinaufwagte, weil's zu weit war und es droben kein Eis noch irgend einen Leckerbissen gab. Wir suchten uns den direktesten Weg von Lichtenthal aus, der ging durch düstern Wald und über hohe Bergköpfe aufwärts. Wir zeichneten die Bäume an, um den Rückweg zu finden, und Freund Egenolf, dessen Verwandte neben uns wohnten, half mit der Magnetnadel immer aus. Da konnte man in einer starken Stunde die Burg erreichen, zu der man sonst zum Gehen fast drei brauchte. Aber freilich, es war ein Weg zum Halsbrechen. Aber wenn dann der alte Turm aus den dunkeln Tannen hervorschaute als Preis aller Mühe und wir durch das schön erhaltene Burgthor einzogen in der Morgenfrische, war alle Mühe vergessen. Wir hatten oben eine Freundin, das war die alte Wirtin, die mit ihrem Sohn im Zimmer da hauste. Sie sah aus wie ein richtiges Zigeunerweib, groß und hager, mit schwarzem, langem Haar, und braun wie die Söhne der Wüste. Aber ihr Herz war gut deutsch und ein ehrlicher Christenmensch war sie auch. In ihrer rauchigen Hütte schlief und kochte sie, das genierte uns weiter nicht. Wenn sie so dastand und die Glut auf dem Herd fachte, darein wir die Kartoffeln gelegt, das war ein Bild zum Malen. Sie erzählte uns dann, und zwar immer wieder auf Verlangen, (namentlich wenn die Cousinen sich entschlossen hatten, daß sie's auch einmal gruseln wollte) die Schauergeschichte der Burg. Hatte doch der letzte

Yburger einen Pakt mit dem Teufel gemacht, der ihm Geld versprach unter der Bedingung, daß er hinabginge in die Ahnengruft und die Leichname derselben hinter sich würfe ohne den allerheiligsten Namen Gottes zu sagen. Das hatte er gethan. Da kam er an den letzten Sarg, darin lag sein Sohn, der vor Jahren gestorben. Aber der lag noch so blühend und frisch und mit offenen Augen wie im Leben da. Da rief der Ritter: „Ach du heiliger Gott“ — und da gab's einen Schlag und die ganze Burg fiel in Trümmer, und seitdem liegt sie so. — Die andere Geschichte aber war, daß immer an St. Medarditag ein alter Mönch heraufkomme aus dem früheren Kloster Fremersberg, der schon dreihundert Jahre alt sei. Der lese eine Messe für den letzten Ritter, dort wo die Kapelle gestanden. Dann gehe er dreimal langsam durch die Burg und wende sich nach Osten hin und schliche hinab dem Kloster zu. Sie habe ihn schon viermal leibhaftig geschaut, aber sie habe sich nie getraut ihn anzureden. Das erzählte sie aber schaurig und in epischer Breite und blies sie die Feuerglut dabei an, daß selbst auch über die Cousine, die sich gegen das Gruseln extra gewappnet hatte, doch auch so was kam. — Dort war auch ein Fleck, auf dem kein Schnee liegen blieb im Winter, da mußte es hohl sein und ein Schatz liegen! Wie oft haben wir da gebohrt und geschaufelt, aber es kam nichts „in Vorschein“, wie der Sohn (der besonders große Backenknochen hatte, aber sonst ein herzensguter Kerl war) jedesmal bemerkte. Wir blieben meist den

ganzen Tag oben, und wären am liebsten auch die Nacht da geblieben, wenn's die Eltern erlaubt hätten. Wir hatten uns fest vorgenommen, dann den Mönch zu interpellieren über seinen geheimnisvollen Umgang. Aber wie gesagt, soweit sollte die Gruselei nicht gehen. Da droben bei der entzückenden Aussicht, hinab ins Rheinthal, hinüber nach Windeck und Burg Lauf mit seiner schaurigen Geisterhochzeit, das Auge und die Gedanken laufen lassen und höchste Romantik schlürfen, duftige gebratene Kartoffeln mit goldgelber Butter essen und Varnhalter Wein trinken (sechs Buben zusammen einen Schoppen!) — ja das war Leben. — So war uns die ganze Gegend nur eine traute Heimat, das Herz blieb gesund, man schüttelte den Schulstaub gründlich ab. Lust und Leben war auf den Bergen und im Thal, und Liebe drin im Hause — was kann einem Kinde Besseres werden?

Jahre kamen und gingen, über das sonnige Haus zogen dunkle Wolken. Oben, wo der trauliche Altan war, lag lange unser krankes, seliges Kind; dort kämpfte der reichbegabte Bruder Otto im blühenden Alter den letzten Kampf, ihm folgte sein Kind, die kleine süße Angelika — sie liegen nah beim Kloster Lichtenthal begraben. Den alten Eltern ward's einsam, das Haus ward verkauft, die traute Stätte der Jugend ist in fremden Händen, der herrliche Garten ist verbaut. — In vielen Jahren bin ich nicht mehr dran vorbei, denn die Thränen wollten ins Auge kommen, und weinen — thut alten Augen nicht gut.

Fünftes Kapitel.

Die Tage der Konfirmation.

Das ist nicht ein Kapitel wie ein anderes, sondern im jungen Leben das Hauptkapitel. Bei vielen freilich ist es völlig versunken, oder sie mögen nicht dran denken noch es wachrufen; etlichen ist eine Erinnerung geblieben als an eine schöne erhebende Zeit, wieder andere haben nichts empfunden, als daß es damals eine harte Zeit war, wo zu den vielen Schulstunden die Konfirmationsstunden noch kamen; etliche haben aber da einen Anstoß zu einer bleibenden Bewegung aufwärts bekommen, andere wieder wissen zu sagen, daß es seit jenen Tagen schlimmer mit ihnen geworden.

In meine Konfirmationszeit hat vieles hineingeragt, was sie mir unvergeßlich machte. Der Geist des Hauses, der zwar immer ein reiner und idealer war, mit Kunst und Musik erfüllt, hatte sich vertieft und verklärt. Den Eltern war eine andere Welt aufgegangen, als die Welt der Kunst — die Welt des Glaubens und der Arbeit für die Ewigkeit. Mit Geistesmacht und großer Liebesfülle ausgerüstet, hatte der reichbegabte Onkel Gustav Frommel, der in Karlsruhe Vikar war, den Eltern das Beste gebracht, die Perle des Himmelreichs, die sie nun fortan tragen sollten in der Fassung menschlich-schöner Bildung. Energisch wie die Mutter war, brach sie mit manchen Gesellschaften, die ihr nun zeitraubend und öde

erschienen, und verkehrte mit Männern und Frauen, die mit ihr gleichen Sinnes und Strebens waren. Bald war's ein Pfarrer, bald ein ehrsamer Schuhmacher- oder Maurermeister, bald ein durchreisender Missionar, die im Hause verkehrten. Dazu gab sich die Mutter dem Werke der Kleinkinderschule hin, die sie gründete. Ihr fiel der Spruch aufs Herz und ins Gewissen: „Wer da weiß Gutes zu thun und thut's nicht, dem ist's Sünde," und das Elend so vieler Kinder ging ihr zu Herzen, die sich selbst überlassen, in schlechter leiblicher und geistlicher Luft aufwachsen, während die Eltern der Arbeit nachgehen. Da war denn ihre ganze Kraft dieser Schule geweiht, aber sie kam darüber in mancherlei Kampf und Not mit den Menschen. Wir sahen sie oft bekümmert, aber sie ließ nicht nach. Ich verstand zwar bei meiner Jugend dies alles nicht, und erst später ist mir die ganze Wandlung klar geworden, deren Kampf und Sturm den friedevollen, seligen Heimgang der Eltern als köstlichste Frucht in sich trug. Ich weiß nur das, daß ich mich damals vor etlichen Leuten fürchtete, etlichen aber das Beste verdanke was ich habe, und an ihnen bis zum heutigen Tage mit unauslöschlicher Liebe und Dankbarkeit hänge. Zunächst war es der Mutter darum zu thun uns einen gründlichen Konfirmationsunterricht geben zu lassen. Das erkannte sie bald: kriegt man da nicht ein gut Kapital mit, einen festen Stecken und Stab, dann geht's im späteren Leben nicht ohne Schmerz und Thränen ab, und man muß mit Herzblut bezahlen, was man durch die Erfahrungen

in der Welt erst lernt. Der teure Mann lebt noch, der mich unterrichtet hat; ich würde ihm weh thun, wollte ich etwas zu seinem Ruhme sagen, aber danken will ich ihm für alles was er mir ins Herz gelegt, und drücke ihm innig im Geiste die Hand. Das junge Herz wurde mir warm, und die mechanisch auswendig gelernten Sprüche wurden lebendig. Ich war oft in jenen Stunden, als wäre ich in einer andern seligen Welt. Mein Lehrer, der kein eigentliches Pfarramt hatte, durfte nicht konfirmieren, so ward ich denn aus der Schule genommen und nach Straßburg gethan, um dort noch vollends unterrichtet und konfirmiert zu werden. Dadurch hob sich mir diese Zeit, frei von allem Schulzwang, wie eine selige Festzeit aus meinem Leben heraus.

Aber der liebe Gott wollte mich auch noch absonderlich vorbereiten durch einen Vorfall, der damals tief ins jugendliche Herz gegriffen. Es war noch in Karlsruhe, an einem freien Wintertage, daß wir jungen Kameraden, und unter ihnen auch ein Vetter, der Maler werden wollte, im Garten spielten. Es wurde ein Kriegsspiel gemacht, die Rüstungen wurden geholt; mit Helm, Schild, Lanze und solidem Brustharnisch bis an die Zähne beschützt und bewaffnet, teilten wir uns in zwei Lager. Da es Winter war und kein Laub mehr zu sehen, so waren die Rebgänge mit ihren Latten wie eine natürliche Brustwehr und kaum flog eine Lanze oder Pfeil durch. Wir warfen denn frisch und lustig gegen einander — da mit einemmale schrie der Vetter auf, warf

Schild und Speer weg und wälzte sich auf dem Boden. Ich hatte ihn ins Auge getroffen. Wir führten ihn zum Brunnen und wuschen das Blut weg in unserer Angst, er selber wollte nicht heim, bis wir endlich mit unserer Weisheit zu Ende waren, ihm das Auge mit einem Schnupftuch zubanden und ihn heimführten. Bald brach ein Fieber aus, und wenn nicht zwischen Leben und Tod, so doch zwischen Sehen und Erblinden lag der arme Junge. Grimmig verfuhr mit mir der Arzt, als ob ich ein Mörder wäre, während doch der Junge mir vorher so wuchtig seinen Spieß auf den Arm geworfen hatte, daß ich ihn lange nicht heben konnte, und wir doch gleich gegen gleich standen. — Ich habe damals zum erstenmal gefühlt und weiß es für alle Zeit, daß in Kindesjahren eine unwahre, lieblose Beschuldigung das Herz auf Jahre hinaus verbittern kann. Das sind Nachtfröste, von denen sich eine Blüte schwer nur erholt. Dafür tröstete mich der Vater des Jungen und sagte richtiger: „Einer ist so unverständig wie der andere von euch — ihr seid beide gleich schuldig und gleich unschuldig,“ und dies Wort wirkte viel mehr. Mutter aber nahm mich am Abend mit hinein in ihr stilles Zimmer und betete mit mir, daß es mir durchs Herz ging — und lehrte mich bitten, daß Gott diese Schuld von meiner Seele nähme, wenn der Junge stürbe oder sein Auge verlöre. Mit diesem Stachel im Herzen ging ich fort, und Gott neigte sich zu meinen Bitten — nur zwei Linien hatten gefehlt und das Auge wäre ver=

loren gewesen, oder die Lanze durchgedrungen — aber der Knabe und das Auge wurden nach Wochen gerettet. Lange lag er freilich im dunklen Zimmer, und von Woche zu Woche harrte ich auf seine Genesung. Für mich war es ein stiller Segen, daß ich merkte: Gott hört auf das Gebet eines Kindes. —

So nahm ich Abschied bekümmerten Herzens mit den nötigen Büchern bepackt, um auf dem Laufenden in der Schule zu bleiben. Die Mutter brachte mich selbst nach Straßburg; vor den Thoren liegt die „Insel Wacken", die in der Belagerung von Straßburg 1870 öfter genannt wird. Nur kurz habe ich sie im „untersten Stockwerk" erwähnt. Die Bewohner des Wackens waren Freunde der Eltern, die Frau im Hause die treueste Jugendfreundin der Mutter. Zusammen waren sie in die Schule gegangen, der Großvater hatte beide Freundinnen konfirmiert, und es ward das Band der Jugend noch fester geschlungen, als sie Frauen waren. Wunderbarerweise glichen sich auch die beiden Männer äußerlich; niemand war unserem Vater so zum Verwechseln ähnlich als „Papa Herrenschmidt." — Damals stand noch das alte trauliche Haus, hinter dem sich unmittelbar die hohen Lohberge und Werkstätten anschlossen; ein furchtbarer Brand hat später in wenig Stunden jene ganze Stätte der Erinnerung getilgt. Jetzt ist alles prächtig geworden, aber die noch übrig gebliebenen Söhne und Freunde, vor allem der teure Jugendfreund und Genosse der Konfirmation, der jetzige Chef des Hauses —

wird sich mit mir noch des Stübchens erinnern, wo wir beide mit einander unser Lager hatten. Wie war das Haus voll Jungens — denn sie hatten keine Mädchen — und wie waltete die Mutter unter ihnen! Ich habe kaum ein solch Bild von Güte und Milde gesehen wie sie. Sie hatte so etwas ungemein Gewinnendes, Freundliches in ihrem Blick und ihrem Munde — und doch war sie ein Held in ihrem großen Hause, eine Frau, auf deren Herzen vieles lag. Dabei immer dieselbe Heiterkeit des Gemüts und eine Stille um sie her, die einen nicht verstummen, aber doch still machte. Und das konnte ich brauchen. Meine liebe Mutter hatte mich aus Mitleid einen Vers gelehrt, den sie sich selbst oft vorsprach, weil sie sah, daß mein heftiges Naturell ein Teil Erbstück war:

Immer stiller — immer stiller,
Laß, o stilles Lamm, mich sein!
Still in Freuden, still in Leiden,
Immer in die Still' hinein!
Wenig Wort und viele Kraft —
Und ein sanftes stilles Wesen
Sei zu meinem Schmuck erlesen!

Diesen Vers studierte ich nun leibhaftig an der guten „Tante Herrenschmidt“, sie lebte ihn mir vor. Sie ward mir auch, wie jene andere Dame in Karlsruhe, zur Lebensfreundin bis zu ihrem Tode. Ich hätte drum in kein besseres Haus kommen können, um zur Konfirmation vorbereitet zu werden. Alle Tage ging's hinein nach Straßburg, der Weg hin durch alte Baumalleen und durch die finsteren Thore war als Vorbereitung ganz gut,

im Rückweg ging ich mit dem Genossen Alfred, und wir konnten austauschen, was wir gehört. Der Unterricht war im Pfarrhause der neuen Kirche — und hieß „der Examen“ — was mir wunderbar vorkam, da wir nur einmal und zwar ein „neutrales“ Examen am Ende des Jahres hatten. Das Haus war ein uraltes straßburgisches Gebäude. Unten war eine schwere Pforte mit einem Klopfer und einer Rassel, die jeden Kommenden anmeldete. Eine Pförtnerin schaute zu dem kleinen Fenster heraus — dann stieg man hinauf durch einen weiten Vorplatz, wo man auf Bänken ausruhen konnte. Dann hinein in die alte Stube, die wie ein Refektorium eines alten Klosters gebaut war. Auch dies Haus hat einem modernen weichen müssen, und es ist gut so, sonst wäre es wahrscheinlich mit der herrlichen Kirche im Jahre 70 abgebrannt. Aber nun unser Lehrer, der Pfarrer H a e r t e r! In der Christoterpe 1889 hat sein Schüler, Schwiegersohn und Freund, mein lieber Vetter Max Reichard, ihm ein schönes Denkmal gesetzt, dem wunderbaren, groß angelegten, feurigen Manne. Er war groß von Statur, das Haar trug er in schwarzen, in der Mitte gescheitelten Locken. Die durchdringenden schwarzen Augen schreckten mich lange, bis ich sie einmal auch in Liebe leuchten sah, vornehmlich in späteren Jahren. Er war ein Mann von ungemein scharfem Verstand, gereift in inneren Kämpfen, der das Menschenherz kannte, weil er sein eigenes klar erkannte, ein Mann der That, zum Herrscher geboren, und ein vortrefflicher Lehrer ebenso wie ein feuriger Prediger.

Er hatte damals noch etwas Unnahbares für mich, der Respekt war größer als die Liebe und das Vertrauen. Aber was ich bedurfte, fand ich bei ihm: Ernst der Gesinnung, Hingabe an das, was man für wahr erkennt, und Klarheit der Erkenntnis in den Heilswahrheiten. Ich schrieb und arbeitete den Unterricht aus, und in spätern Jahren, als junger Geistlicher, schöpfte ich noch meine Weisheit aus dem, was ich bei ihm gelernt. Die Kirche, die neben dem Pfarrhause lag, war, wiewohl sie die „Neue Kirche" hieß, doch eine der ältesten Straßburgs. Es war die Kirche, in der Johannes Tauler seine gewaltigen Predigten gehalten. Sie war herrlich, in fünf Schiffen gebaut, eine Orgel war drin, deren Töne wie ein Meer wogten. — Im hohen Chore war die unvergleichliche Bibliothek untergebracht, ein Seitenchor enthielt jenen alten Kapitelssaal, in welchem Jakob Sturm seine kraftvollen Reden gehalten. Daran schloß sich das Kloster mit einem alten, herrlichen Kreuzgang, drin Antiquare ihre Scharteken feil hielten, und ringsum schauten die alten Zellen in den blühenden Klostergarten. Wie oft saß ich da vor der Stunde und ließ mir die Schauer durchs Herz ziehen! — Das war auch der Gesamteindruck jener Zeit. Ich weiß nur, daß ich auf heiliger Erde stand im Unterricht und in der Kirche — aber das Gemüt war von zu vielen Eindrücken bewegt, und das Gemüt war eben flatterhaft und unbeständig. Einer gewissen Wehmut kann ich mich nicht entschlagen im Gedanken an jene Zeit; ich hätte mehr davon haben können,

wenn ich nur mehr gewollt hätte. Erst nach Jahren ist mir völlig aufgegangen, was ich an jener Zeit hatte, mit den Jahren wurde auch der teure Lehrer mir mehr und mehr Freund, der mich mit voller Liebe umfaßte. Mit welch leuchtender Freude geleitete er mich später einmal bei einer Festpredigt zu seiner Kanzel, unter der ich so oft gesessen — und dann welch ein Augenblick, als ich, sein Konfirmand, vom Pferde steigend, ihn in der Thomaskirche unter der Zahl der Geistlichen sah, die General Werder entgegenkamen, ihm die Stadt zu befehlen — und er mich segnete in der stillen Sakristei, ehe ich in der Kirche die erste Rede zum Einzuge hielt! Ich habe ihn noch später gesehen: die kräftige Gestalt zerfallen, der Geist gebrochen — aber welch friedevoller Abendsonnenschein lagerte über ihm! Das alles muß ich zusammendenken, wenn ich jener Zeit gedenke.

Die Konfirmation selbst war ergreifend, das Lied, das wir sangen — ich lasse es noch bei jeder Konfirmation singen. Als ich niederkniete am Altar, hörte ich nur das Wort, das einst der Konfirmationsspruch der Mutter gewesen: „Der Gott des Friedens heilige euch durch und durch und euer Geist ganz samt der Seele und Leib müsse behalten werden unsträflich auf die Zukunft unsres Herrn Jesu Christi.“ Beide Eltern hatten mich begleitet, und ich nahm mir's vor, ihnen ein treues Kind zu werden. Wenn ich jetzt Kinder zu konfirmieren habe, dann steht jene Zeit mir vor Augen — als eine große Mahnung, Geduld zu haben

und warten zu lernen. Ist mir erst nach Jahren der stille Segen jener Zeit aufgegangen, mußte so viel Regen und Sonnenschein erst kommen, um den Samen aufgehen zu lassen — soll ich nicht bei andern zuwarten, ist nicht alles Saat auf Hoffnung, Wintersaat, die des Frühlings harrt?

Im Unterricht saß aber neben mir noch ein leiblicher Vetter — der Sohn jenes Onkels in der alten Austerlitzergasse, von dem ich im „untersten Stockwerk" erzählte. Dort verbrachte ich meist die Sonntage. Im Hause war auch da die Tante die Sonne, die mit ihrem Strahle alles wärmte, was in ihre Nähe kam. Sie war die Schwester unsrer Mutter; klein von Gestalt, aber die seelenvollen blauen Augen, mit denen sie einen anschaute, ließen gleich eine Hoheit, Reinheit und Adel des innern Menschen ahnen, vor dem man sich willig beugte. In ihrer Nähe ward's einem wunderbar wohl, eine Liebesfülle drang ungesucht einem entgegen, eine Geduld und eine Entsagung schmückte sie, deren Größe nur die ahnten, die sie und ihr Leben kannten. Wenn sie sang, selbst noch in alten Tagen, so drang es durchs Herz, so seelenvoll und tief — und welche reine, edle Begeisterung, welche Gesinnung hat sie ihren Kindern ins Herz gelegt! Zu den besten Erinnerungen meines Lebens zähle ich sie, und wie ergriff mich's, als ich bei der Belagerung sah, daß eine unserer Parallelen quer durch den Kirchhof ihr Grab gestreift — sie, die einst in den Freiheitstagen in Bremen einem Jüngling sich verlobt, der in der Schlacht

bei Bellealliance gefallen! Nun gruben deutsche Soldaten die Wege an ihrem Grabe vorbei, um Straßburg, die verlorene Braut, zu gewinnen! Mit jenem Vetter verband mich seit den Tagen der Konfirmation Freundschaft und Liebe — und heuer, als eben Kaiser Friedrich die Augen geschlossen, senkten wir ihn ein neben sein Mütterlein, und ich durfte noch den letzten Gruß nachrufen.

So verband mich auch dort in den Tagen der Konfirmation Freundschaft mit der ältesten Tochter meines Lehrers. Sie korrigierte die Hefte von uns Jungen und gab mir da so manch guten Rat zur Ausarbeitung. Nach dem stillen, schweigsamen Essen, das ich oftmals nach der Konfirmationsstunde mitmachte, saßen wir noch zusammen; war sie doch gerade noch einmal so alt damals als ich, und konnte mir schon eine treue Beraterin sein. Sie ist's geblieben bis an ihren Heimgang, und welche Treue hat sie an mir bewiesen! Das alles nahm ich von Straßburg als Konfirmationsgeschenk mit, herrlicher als alles was ich sonst bekam, herrlicher selbst als der „Messias" von Klopstock, den mir der Pate schenkte (ich bin auch einer von denen, die ihn rühmen, aber nicht ganz gelesen). So segne ich jene Zeit in allem, was sie mir gebracht — und beuge mich bei all dem, was ich drin versäumt, und was sie mir hätte werden können.

Heimgekehrt, mußte ich mich erst wieder ins tägliche Leben finden. War es doch eine andere Welt, in der ich gelebt, oft herausgehoben in eine andere Lebensluft, als fühlte ich etwas von dem: „Ich muß sein in dem was

meines Vaters ist.“ Dieses „Muß“ ist ja kein äußerer Zwang, sondern der innerste Trieb der Seele, das Erfassen ihrer ewigen wahrhaften Bestimmung; es ist der Zwang, der den Blütenkelch dem Lichte sich zuwenden, der die Schwalbe den Süden suchen läßt. Und nun wieder hinein in das Alltagsleben, von der heiligen Höhe herab! Es fehlte mir aber nicht an Händen, die das stille Feuer im Herzen anfachten. Im Hause verkehrte der Prälat der evangelischen Kirche, der würdige Herr Franz Hüffell, zu dessen Predigt wir gingen, so oft er predigte. Mir machte der Mann, der in den Tagen seiner Vollkraft eine hohe geistliche Würde besaß, in seinem goldenen Prälatenkreuze, das er an goldener Kette über der Brust trug, in seiner ganzen Haltung und Sprache einen tiefen Eindruck. Mehr noch durchschütterte das junge Herz der „geistliche Ministerialrat“ Bähr in seiner Predigt. Erst ruhig und klar die Gedanken entwickelnd, begann die Rede, um dann, sich steigernd, den Hörer fortzureißen. Einfache, schlichte Leute verstanden ihn gerade so gut als die Gebildeten; das Ergreifende seiner Stimme, die den ganzen Menschen erfaßte, ging durch die Seele, und begeistert und gehoben ging das junge Herz heim. Dazu kamen die feurigen Predigten meines Lehrers Peter, der einem den Nachmittagsschlaf gründlich austreiben konnte, kurz an Anregung hat’s nicht gefehlt — aber an Treue, das Kapital festzuhalten. Wie vieles wird wieder überwuchert und erdrückt in einem fünfzehnjährigen Knaben!

Einer Jugendfreude aber darf ich nicht vergessen, die wir vollauf genossen im Hause eines Jugendbekannten der Mutter, in dem Hause auf dem Hellberg bei Ettlingen. Der Herr des Hauses, ein Bremer Kaufherr, der beste Typus seiner Zunft, und neben ihm seine Frau, ein begeistertes bremisches Kind, die das durch den frühen Tod der ersten Gattin verwaiste Haus wieder mit Lust und Leben füllte. Wieviel frohe Stunden gab's da oben im Sommer und im Winter in der Waldhornstraße. Da mußte immer etwas „geleistet" werden an Geist, Bildung und Unterhaltung. Spiele und Aufführungen wurden ersonnen, alles in hübscher Form; es war ein Stück „strammen" Nordens, das in unsern etwas verbummelten Süden ragte, und so habe ich früh schon die Studien machen können auf meine jetzige, nordische Heimat hin.

Zum Schlusse führe ich den Leser noch einmal im Fluge durch die Schule bis zum Flügelregen des jungen Mannes zur Universität hin. Dies verflossene Kapitel aber bleibt mir im Herzen stehen als eine stille Saatzeit, deren Frucht erst nach manchem Wintereis und Sturm reifen sollte, voll Dank gegen die treuen Säleute, voll Beschämung fürs eigene Herz und voll Lob gegen Gott, der schließlich den Segen aus jenen Stunden neu erblühen ließ!

Sechstes Kapitel.

Allerlei Windzug in der Welt, und allerlei Abschied im Hause; allerhand Schulkreuz und Ausfliegen zur Hochschule.

Die stillen dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts waren verflossen; mit den vierzigern aber brach so manches in die Welt herein, das man in seiner Jugend wohl fühlte, aber nicht verstand. Wie man in seinem kleinen Lebensgang oft hinterher die Hand des lieben Gottes versteht, so ist's im großen Gang der Völker auch — es muß sich alles erst einmal ausgewirkt und ausgelebt haben, ehe man's in seiner Tragweite versteht. Der neue König von Preußen mit seinen großen Plänen, die Unruhe und der Rumor drüben in Frankreich, das nach dem Rheine trachtete, die Schar junger Dichter, die kühn, voll Begeisterung von einem einigen deutschen Vaterlande sangen, der Sänger- und Turnerbund, die Reden in den Ständekammern — das alles deutete auf ein Neues hin, das kommen wollte. Die Luft war schwül, und die Welt glich immer mehr einem überheizten Dampfkessel, der zu zerspringen drohte. Das atmete man so ungeahnt ein. Nur sah ich manchmal an der Eltern sorgenvoller Stirne, daß die Zeit keine sonnige war. — Der frühere Kreis fing an sich zu lichten, Politik und Religion trennten die Leute und selbst auch Freunde von einander; die frühere Harmlosigkeit, die freilich auch ein gut Teil Gleichgültigkeit war,

war verschwunden. Dazu schloß sich mit dem Tode der Schwester des Vaters — einer treuen lieben Tante, die schnell einem Typhus erlag — ein liebes Haus; auch die drei Großmütter waren heimgegangen und mit ihnen ein Stück Jugend gesunken. Nun bildeten die Eltern das neue Geschlecht; die alte Generation, an die man sich wie das Epheu heraufgeschlungen, war dahin. Die Freunde und Vettern mußten in den erwählten Beruf und zogen weg, und der älteste, unser Karl Lindemann-Frommel, fing schon so verdächtig an als Künstler zu singen:

Kennst du das Land,
Wo die Zitronen blühen? —

Er war völlig „ausgewachsen" und machte schon als „gentleman" die Gesellschaften mit, trug sogar einen Frack und Cylinder — während wir noch in den Niederungen der Gesellschaft uns aufhielten. Er blieb frischweg auf, während wir noch, heraus aus der Gesellschaft, ins Bett mußten und doch mit ihm in einer Stube kampierten. Da wurde ihm drum mancher Schabernack bereitet, ihm die sämtlichen Klassiker, die er sich angeschafft, auf eine hohe Beuge gestellt und hoch oben drauf sein Cylinderhut, und das alles auf dem Nachttisch etabliert und ihm das Licht ausgeblasen. Wehe wenn er sich im Bett rührte, denn plumps, auf einmal fiel ihm der ganze Turm auf den Kopf. Das gab dann immer eine nächtliche Exekution, denn er zog den Missethäter aus dem Bette und bestrafte ihn exem-

plarisch. Auch die Cousinen erlaubten sich gegen den feinen Jüngling, der immer „à quatre épingles“ war, manchen Scherz. So luden sie ihn einst mit verstellter Schrift zum Diner ein zu jenem gestrengen Bremer Kaufherrn, auf punkt eins. Er kam auch mit fahrplanmäßiger Richtigkeit angegangen und meldete sich in feinster Toilette bei der Dame des Hauses, die ihn etwas verwundert empfing. Das Gespräch dehnte sich, der Hausherr kam auch und lächelte halb verbindlich: „Sieh da, Herr Lindemann“ — dann kamen die Kinder, die schrecklichen Wahrheitsbekenner, und riefen: „die Suppe steht schon so lang auf dem Tisch.“ Aber er wankte nicht. Endlich sagte die Dame: „Ja, wenn Sie vorlieb nehmen wollen.“ — „Ja bin ich denn nicht geladen?“ „Nicht daß ich wüßte, aber es macht nichts, kommen Sie nur.“ Nun zog er die Einladung heraus, richtig da stand: „Erster April.“ Er war also von den boshaften Mädchen richtig als „Aprilennarr“ eingeladen worden und mit heimlicher Freude hatten sie ihn arglos in seinem Spatzenfrack hinwandeln sehen. Nun gab's aber was! und doch war er nicht schlecht gefahren, er erzählte von einer Menge von Hochgenüssen, die er dort empfangen. Kurz trotz der dumpfen Zeit ging noch mancher fröhliche Scherz, manch schöne Aufführung am Karolustag (28. Januar) mit selbstverfaßten Gedichten zu Ehren des Vaters durch unsre Tage hin.

In der Schule ging's so passabel; von Klasse zu

Klasse, so meist in der goldenen Mittelstraße etwas abseits vom Katheder, aber auch abseits von dem finstern Orkus, wo die letzten saßen. Wir hatten manche Originale unter den Lehrern, und Schalkheit sitzt dem Knaben im Nacken. Noch lange blieben einem die Attribute, mit denen man beehrt wurde, im Gedächtnis, die manchmal klassisch waren und bei denen man sich bei aller Wehmut doch das Lachen verbeißen mußte. Wenn z. B. ein sonst sehr liebenswürdiger Mann im höchsten Affekt öfter den wohlgemeinten, leider unausführbaren Rat gab: „Gehe an den Mississippi und verfaule daselbst“ — so überstieg das doch unsere Anschauungen von der Aufgabe des Daseins. Aber gelernt haben wir trotzdem, und stille Freuden gab es auch neben dem Thränenbrot. Denn solch ein Bubenkopf entspricht eben oft nicht dem „Normalkopf“, den sie im Oberstudienrat hatten, in welchem alles hübsch egal zusammenpassen sollte. Da waren gewisse Fächer, in denen man „kaum Befriedigendes“ leistete — nämlich nur in den Augen der „Herren Lehrer“, durchaus nicht in den eigenen. Es kommt dann so eine Zeit, da ergreift einen, wie sie's heutzutage heißen: „die Schulmelancholie“ — alles wird zur Last, und man giebt das Vertrauen zu sich selbst auf. So ging mir's — und das will ich zu Trost allen besorgten Müttern im deutschen Reich sagen, deren Kinder eben „Teutonen“ sind, deren Schädel sich erst später entwickelt. Es kommt ein Zeitalter der Zerstreutheit, des Kampfes auch mit dem Körper, der nur wie ein schlecht-

gemachter Rock an einem herumhängt. Kein Baum wächst gleichmäßig jedes Jahres; was Leben hat, geht durch Hemmnis, Stillstand und Kampf, nur die Maschine macht in einem Trumm weiter. Da gilt's Geduld haben von seiten der Lehrer, der Eltern und des jungen Herrleins selbst und sich aufraffen. So war auch ich zu einer Art gelinder Verzweiflung gelangt, als es immer mehr dem besagten Orkus zuging. Ich wollte fort und Künstler oder ein braver Handwerker werden — nur heraus aus dem Gefängnisse. Besorgt hatte die Mutter einen der Lehrer gefragt, ob ich's denn noch zu einem Pfarrer überhaupt bringen würde. Der antwortete: „Nun ja, eine Bauernpredigt wird er noch hinbringen — im übrigen verweise ich Sie auf einen bekannten Herrn, dem man ja auch nichts zugetraut hat auf der Schule, und nun wissen Sie ja" — „So soll mein Kind nicht werden — wenn er nur gut für die Bauern predigt, soll's mir die höchste Freude sein," fiel lebhaft die Mutter ein.

Den nächsten Sonntag nahm mich die Mutter hinaus zu dem alten Pfarrer in Spöck, den hörte ich predigen — damals gerade sein unvergleichliches Bild von der Eisenbahn und dem Rufe ins Reich Gottes. Ja, dachte ich, wenn du einmal so predigen kannst — ist's schon gut. Er nahm mich auf seine Stube und sprach treuherzig mit mir und sagte endlich: „Ach was, du wirst kein Schuster, sondern ein Pfarrer. Bet' du nur, das ist halb studiert." Das hab' ich dem Manne nie vergessen. Ich ging mit neuem Mut dran und gab meine Lieb-

habereien auf, die mich zerstreuten, lernte Hebräisch und fertigte Aufsätze nach der Schwierigkeit. So kam die Prima — da wurde man „Sie“ und „Herr“ genannt; nur einige Professoren fielen manchmal aus der Rolle und sagten auch: „Er“ oder „Ihr“. — Aber der „gesiezte Esel“ war eigentlich schmerzlicher als der „geduzte“. Warum auch nicht das „Du“ beibehalten, so lang man in der Werkstatt neben dem Meister sitzt!

Einmal kam's zu einem großen Krach. Die Klasse war schlecht präpariert, weil man „alles“ repetieren sollte — und das heißt dann so viel als „gar nichts“. Ein Teil des Lehrerkollegiums war anwesend bei dieser glänzenden Leistung — da entfuhren dem olympischen Zeus, der in Gestalt unsres Direktors oben thronte, Donner und Blitze, die tief unter den „humanioribus“ standen und wovon wir uns sämtlich, wie die Gefährten des Odysseus durch den Zauberstab der Circe, in eine zoologische Sphäre versetzt fühlten. — Das war des Guten zu viel. Wir ratschlagten und verfaßten eine Klageschrift „an das hochpreisliche Ministerium“, die nach unsrer Meinung höchst nobel war und sandten sie ab. Bruder Karl hatte sie abgeschrieben. Da kam zwei Tage darnach das Ungewitter. Wir wurden einzeln zitiert, keiner verriet. Da kam ich selbst vor. Die Richter fragten: „Wissen Sie vielleicht, wer die Schrift verfaßt hat und abgesandt?“ „Ja, das weiß ich. Ich selbst. Ich dachte, es sei ehrenwerter, den Direktor bei seiner Behörde zu verklagen, als ihn in der Stadt zu

verklatschen" (die Sache hatte nämlich großes Aufsehen gemacht). Ich mußte abtreten. Am Abend wurde ich vor den Direktor zitiert. Furchtlos trat ich ein. Er kam mir entgegen, streckte mir beide Hände zu und sagte: „Mein lieber junger Freund — ich danke Ihnen. Wenn ich mich wieder vergessen sollte, dann kommen Sie einen Tag nachher zu mir und sagen es mir, und verklagen mich nicht mehr bei der Behörde. Aber es soll alles vergessen und vergeben sein, sagen Sie das Ihren Mitschülern. Es thut mir leid, was ich gesagt, mögen sie vergeben, wie ich völlig vergeben habe." — Da stand ich nun als der Geschlagene und Überwundene vor dem greisen Lehrer. Die Thränen traten mir ins Auge — aber seit jener Stunde sind wir die besten Freunde geworden. Seine Bibliothek stellte er mir zur Verfügung, ich durfte ihn um Rat bei allem fragen. Es war ja unüberlegt von uns — aber das eine war mir aus der Septima geblieben: Gelogen wird unter keinen Umständen mehr.

Nun war es noch wenige Monate, mit einem anständigen Platz und gutem Zeugnis feierte ich den letzten Tag. Der Frack ward vom Schneider gebracht, und der Cylinder — so machte ich nach zwölfjährigem Dienst mit „Universitätsberechtigungsschein" die Abschiedsvisite. — Den Lehrern Holtzmann, Gerstner, Zandt, Maurer, Gockel, Vierordt bin ich später nahe getreten, einzelne gaben mir das Recht des traulichen Du — bis zu ihrem Lebensende. Wie vieles danke ich ihnen noch im Grabe.

Bruder Lindemann war nach Italien gezogen, Bruder Max, der als Künstler schon in Vaters Atelier arbeitete, war, in der Zeit seiner Konfirmation mächtig ergriffen, zum Studium zurückgekehrt. Da legte sich Schwester Bianca, die stille und traute, aufs Krankenlager. Ein Schleimfieber, das nervös wurde, hatte sie, die immer zarte, im blühenden Jungfrauenalter ergriffen. Ihr Heimgang, so glaubensvoll und ergeben, ihr schönes Bild im Tode mit dem Myrtenkranz auf dem Haupt und ihrem Konfirmationskreuz am schwarzen Samtbande auf der Brust — haben mich begleitet in die gefahrvollen Wogen, in die nun mein Lebensschifflein steuern sollte. Wenig Wochen darauf saß ich in dem Postwagen, der von Frankfurt a. M. nach Halle fuhr. Hinter mir sanken die achtzehn Jahre einer sonnigen Jugend — im Herzen aber steht mir heute noch jugendfrisch das Elternhaus mit seinem Odem der Ewigkeit, mit seiner unvergleichlichen Liebe und Treue in der Zeit.

Drei Erzählungen für die deutsche Jugend.

1. Den deutschen Buben zu Nutz und Trost.

Aus den Erinnerungen des Onkels Nr. 5*).

Nun ist's aber endlich hohe Zeit, daß der Onkel Nr. 5, der bisher so ein rechtes fünftes Rad am Wagen war, sich aufmacht und schreibt in den Kinderfreund. Alle Vorstellungen, Drohungen und Bitten unsres gemeinsamen Hamburger Freundes sind abgeprallt, nicht an meinem Herzen (denn das zerfloß wie Butter an der Sonne), aber an den Menschenkindern, die mir keine Ruhe lassen. Wenn man schreibt, ist man wie ein Telegraphist, den man nicht stören darf; aber was will der arme Mann machen, wenn ihm einer den ganzen Apparat

*) Onkel Nr. 5 wurde der Verfasser als fünfter Redakteur des deutschen Kinderfreunds genannt.

zusammenschlägt und den Draht durchschneidet? So geht mir's. Ob mich einer dann fünf Minuten stört oder sechs Stunden, das ist ganz einerlei — der Strom ist eben fort und die Maschine kaput.

Heut aber ist der erste November, der alte Allerheiligentag, und da lassen mich vielleicht die Leute in Ruhe. So will ich denn einmal anfangen.

Ob eins von euch einmal in der Stadt Karlsruhe war im badischen Land, oder davon gehört hat im Geographiebuch? Nun, das ist ein schönes, schmuckes Städtlein, in der Mitte liegt das Schloß des Großherzogs, und wie in einem Fächer laufen die Straßen von dem Schlosse aus; hinter dem Schlosse liegt ein großer Wald, und darin sind auch die Straßen gelichtet, denn eigentlich sollte rings um das Schloß die ganze Stadt liegen. Aber den Leuten ist's Geld ausgegangen, und so ist nur die Hälfte ausgebaut. Dem Erbauer der Stadt, dem alten Markgrafen Karl, hat's nämlich einmal, als er ermüdet von der Jagd unter einer großen Eiche eingeschlafen war, wundersam geträumt, er sähe solch eine Stadt, in deren Mitte das Schloß liegt. Böse Zungen, die es leider überall giebt, haben drum behauptet, man sähe es der Stadt an, daß sie so ein bischen im Dusel des Traumes entstanden, denn sonst hätte man an den nahen Rhein gebaut. Aber das ist nicht wahr. Es muß auch Städte geben, die im Land liegen, sonst ist's dort ganz öde. — Dort bin ich geboren und zwar in einem Jahre, wo's recht vielen, aber schlechten

Wein gegeben hat; vielleicht ist der Menschenjahrgang auch so gewesen, und daher erklärt sich die Schreibfaulheit des Onkels Nr. 5.

Nun habe ich freilich in einem Büchlein: „Aus dem untersten Stockwerk“ (das der Herr Steinkopf in Stuttgart ohne gute Worte, aber um leidige fünfundsiebzig Pfennige gern verkauft) schon manches aus der Jugendzeit erzählt und darf nichts davon verraten, sonst hängt er mir ein Halseisen um als „Schriftstehler.“ Aber so etliches habe ich doch nicht drin gesagt und darf's euch nun frisch und frei erzählen, aus dem ersten Stock, nämlich aus dem siebenten bis achtzehnten Jahr. Ich dachte nämlich, ein Mensch logiert zuerst in seinem Leben so im Souterrain oder Keller vom ersten bis zum siebenten Jahre und führt hinten in der Kinderstube sein verborgenes Dasein, das allerhand Bauklötze, Puppen mit und ohne Köpfe, Bleisoldaten, Säbel und Flinten, Küchen und Kaufläden und was dergleichen Sachen mehr sind, mit ihm teilen. Aus dieser Verborgenheit wird man nur hervorgeholt, wenn dann und wann einmal ein Onkel kommt, dem man eine Patschhand geben und mehrere andere brotlose Künste zu Liebe produzieren soll. Das ist einem manchmal aber gar nicht recht, und man wäre hundertmal lieber hinten in seinem „Stall“ geblieben, als sich mit dem großen Schwamm übers Gesicht fahren, die Tatzen waschen und eine Schürze anziehen zu lassen und in das schöne Staatszimmer zu wandern. Kurz, man zählt noch nicht mit und hat noch

gar nichts in der Welt zu bedeuten. Nun kommt aber das siebente Jahr oder gar schon das sechste, und da wird man ans Licht geholt, das heißt: in die Schule kommandiert. — Von dieser Zeit will ich denn anfangen, ein Stücklein weiter zu erzählen und einmal im eigentlichen Sinne des Worts „aus der Schule schwatzen.“ Seid ihr lieben, jungen Leser des Kinderfreunds doch meist auch schon in der Schule und habt's schon weiter gebracht als zum „mensa, mensae, der Tisch, des Tisches,“ oder was sonst andere schwierige Tischlerarbeiten sind, und könnt euch drum denken, was alles der Onkel 5 für Freuden und Leiden in der Schule erlebt hat. So will ich denn das erste Kapitel betiteln:

I. Das Lyceum illustre oder der Froschteich.

Nicht wahr, das sind zwei wunderliche Worte! Denn heutzusage weiß man von einem Lyceum nichts mehr, und daß dasselbe auf karlsruhisch übersetzt: „Froschteich“ hieß, erst recht nicht. Und doch war dem so. Von altersher führte das jetzige Gymnasium den lateinischen Namen, der vom Griechischen abstammt. In Athen gab's nämlich ein dem Apollo Lykeios geweihtes Gymnasium, das viele berühmte und nicht berühmte Insassen hatte, und daher bekam auch unser Gymnasium seinen Namen, wiewohl weit und breit in der Umgegend nichts von einem Apollo zu sehen war. Der Karlsruher, der aber sich nicht viel mit diesem griechischen Heidengott außer Dienst Kopfbrechens machte, nannte diese unsere lateinische Schule

kurzweg recht unmanierlich den „Froschteich“ — und uns, die wir drin saßen „Frösche“ und die Herren Lehrer und Professoren erst recht unmanierlich: „Teichphilister.“ Es hatte ja etwas von einem Froschteich, das ist wahr; wenn man vorbeiging und die Büblein hineinspringen und sich in den großen Gängen unwiederbringlich verlieren sah, und dann aus den Klassen heraus lautieren, buchstabieren, singen oder lateinische Verse herskandieren (d. h. im Takt aufsagen) hörte. Das lautete allerdings wie aus einem Froschteich heraus. — Unser besagter Teich bestand aus zwei großen Gebäuden, in deren Mitte die große Stadtkirche gebaut war und sie geradezu teilte. Daher war alles ziemlich dunkel, denn die Kirche hatte kein Licht und die Schulstuben auch wenig, und wir Frösche hatten erst recht keins im Kopfe, was das Allerbedauerlichste war. In dem einen Flügel wohnte der Direktor — zu meiner Zeit ein altes, zusammengegangenes Männlein mit schwarzseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen und langem Rock. Er war zugleich Kirchenrat und seiner Zeit ein sehr gelehrter Herr. Zu dem brachte mich meine selige Mutter im Jahr 1834. Ich hatte einen Kronenthaler in der Hand (etwa 4 Mark 50 Pf. auf reichsdeutsch), und hielt ihn eingewickelt krampfhaft, um ihn ja nicht zu verlieren, denn der mußte als Eintrittsgeld bezahlt werden. Der alte, kleine Herr machte vor der Mutter einen tiefen Bückling und kniff mich in die Backen, nahm mir meinen Kronenthaler aus der Hand und gab mir dafür einen

Schein, worauf stand, daß ich würdig befunden worden wäre, in das Lyceum einzutreten. Er ermahnte mich, ja recht fleißig zu sein, dann könne aus mir noch ein braver, gesitteter Mensch werden, denn dazu wäre das Lyceum da. Ich gab ihm die Hand und wunderte mich über seine Schnallenschule, die mein Vater nicht trug, und die mir höchst merkwürdig und verdächtig vorkamen. Wie ich wieder heraus war, klammerte ich mich an die Mutter an, denn ich hatte so ein dunkles Gefühl, daß es jetzt in den Froschteich ginge, von dem mir mein Bruder Karl allerhand Wunderbares uud auch Schreckensvolles gesagt hatte. Da gäb's zum Beispiel Däbslein auf die Fingerspitzen mit einem Lineal, oder mit einem hispanischen Röhrlein Hosenspannen über die Bank weg, und ganz oben auf dem Speicher oder Boden gäb's ein finsteres Loch, das heiße man den Carcer, da hinein kämen aber nur die groben Verbrecher. Dort säßen sie bei Wasser und Brot und schliefen auf einer harten Pritsche. — Ach, mir ahnte damals nicht, daß ich auch einmal da oben hinaufwandern müßte als Missethäter, wovon der geneigte Leser noch später hören wird. — Zuerst ging's zum Schuldiener, der den schlimmen Namen Pontius führte und in einem kleinen Anbau des Lyceums wohnte. Noch besser ist mir sein Nachfolger bekannt, der lange „Maler", ein großer ehemaliger Dragonerwachtmeister. Der hatte in seiner Stube außer seinem alten Säbel ein paar spanische Röhrlein hängen von verschiedener Dicke, je nach den Klassen und der

Bosheit. Der grüßte die Mutter auch und versprach ihr, acht auf mich zu haben, wenn's in der Zwischenstunde einmal eine Prügelei auf dem Hofe absetze, oder mich ein Jähhunger ankäme, denn er hatte allerhand Eßwaren auf Lager. Das war der Hauptmann im Lyceum und konnte zuhauen, wenn's not that, daß man's noch lange spürte. Glücklicherweise habe ich aber nie seine nähere Bekanntschaft darin gemacht. Von da ging's zum alten Rat König. Das war ein Mann in schneeweißem Haar, mit freundlichen hellen, blauen Augen, einem dunkelblauen Rock und weißer Halsbinde, und einem großen Berlock an der Uhr. Da geht mir doch das Herz auf, wenn ich an den alten, würdigen Herrn denke, wie der so freundlich mich auf den Schoß nahm, weil er sah, daß ich mich vor den vielen Buben fürchtete, die schon da herumsaßen auf ihren Bänken und ihre Schiefertafeln vor sich hatten. Nun war die Vorstellung zu Ende. Zum erstenmale hörte ich die älteren Knaben singen: „Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang gleichermaßen." Mit seiner schönen Baßstimme sang es der ehrwürdige Greis den Buben erst vor. So habe ich es nie wieder singen hören, so viele hundertmal ich's nun schon in der Kirche habe singen lassen. Freilich hörte ich es mit den lauschenden Ohren des Kindesherzens, denn die richtigen Ohren hat der Mensch nicht im Kopfe, sondern im Herzen. — Zwölf Jahre bin ich nun jeden Tag dorthin gewandelt und habe manche Schuhsohle auf dem Wege zerrissen

und manchen Ellbogen durchgejuckt, und manche Hose durchgerutscht an den Knieen und dort, wo das beste Sitz- und Hiebfleisch ist.

So war ich denn richtiger großherzoglich badischer Duodezimaner geworden, so ein rechtes Duodezformat von einem gelehrten Menschen, gerade in die Tasche zu stecken. Ich weiß nicht, ich hatte mich zuvor auf die Schule so sehr gefreut, und mein kleines Herz klopfte unter dem schwarzen Sammetwams, als ich endlich hingeführt wurde, und doch nach acht Tagen hatte ich schon ein Gefühl, daß ich da lieber herausmöchte. Zu Haus war's doch viel schöner unter all den Bildern und Gipsköpfen, während in der Schule nur langweilige geographische Karten hingen mit allerhand großen Punkten drauf, und statt der Gipsköpfe stand nur so ein großer runder Kopf da, den man Globus nannte, der hatte aber keine Augen und Ohren und keinen Mund. Bald sollte auch etwas von dem Furchtbaren, das Bruder Karl mir erzählt hatte, eintreffen. Einer von den Mitschülern, der einen größeren Hunger nach Knoblauchwurst als nach Weisheit hatte, brachte eine solche mit und konnte es sich nicht versagen, mitten in der Stunde davon zu essen. Aber der Knoblauch hatte einen starken Duft und der Herr Rat eine feine Nase. Plötzlich unterbrach er sich, pustete mit der Nase und sagte: „Da ißt einer Knoblauchwurst. Der soll aufstehen.“ Aber keiner stand auf, auch der Wurstbesitzer nicht. Das ging dem Herrn Rat doch über die Bäume, und es begann von oben herunter

eine gründliche Hosenvisitation. Brrrr! was kam da nicht alles zum Vorschein! Da hatte einer eine blanke Schere in der Tasche, der andere eine Schnupftabaksdose, drin ein Spautzteufel war, der heraussprang beim Prisenehmen, der dritte hatte den ganzen Schlüsselbund seiner Mutter eingesteckt. Mir schlug das Herz, denn ich hatte in den weiten Pumphöslein eine kleine Puppe meiner Schwester in aller Geschwindigkeit eingesteckt; die hatte ein so niedliches Gesicht, blaue Augen und gelbe Locken, und ich dachte, wenn ich die in der Tasche hätte, könnte mir nichts Unangenehmes begegnen. Es war so eine Art guter Hausgeist. Glücklicherweise aber saß ich als Neuangekommener noch ganz in den untersten Regionen, wo noch tiefes Dunkel der Unwissenheit lagerte, und der schon aufgeklärte Wurstbesitzer ziemlich weit oben. Der kam nun an die Reihe. Er hatte die Wurstzipfel zwar unter die Bank geworfen, aber seine Tasche roch so unwiderleglich nach Knoblauch, daß er des Verbrechens überführt wurde, und zwar des doppelten: a) des Wurstessens während der Stunde und b) des Sitzenbleibens und Leugnens. Der Herr Rat schloß darum langsam das große Pult auf und langte mit ernsthafter Miene so etwas heraus, was aufs allerfatalste einem hispanischen Röhrlein glich. Der Wurstesser erblaßte sichtlich, als er dies Instrument sah und fing mörderlich an zu heulen, denn eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß dies Röhrlein nähere Bekanntschaft mit einem gewissen Teil seines Körpers machen werde. Mit einem wahrhaft be-

wundernswerten Kunstgriff hatte der Rat dem Wurstesser, trotzdem er strampelte wie ein Fisch an der Angel, in aller Gemütsruhe sechse übergezogen, ehe er sich nur recht besinnen konnte, und trotzdem er nach jedem Hieb genau auf die geschlagene Stelle hinfuhr, um sie zu reiben. Dann wurde er in die Ecke gestellt. Das machte mir einen tiefen Eindruck. Am meisten aber bedauerte ich schließlich den weggeworfenen Wurstzipfel, den jedoch der Malefikant am Schluß der Stunde hervorholte, den gelehrten Schulstaub fleißig unter der Pumpe im Hofe reinigte und zum Trost seiner Schmerzen mit Appetit aufzehrte. Aber Knoblauchwurstessen ist mir seit jener denkwürdigen Stunde als etwas sehr Häßliches erschienen. Daß solches vorkommen konnte, hatte freilich seinen Grund.

In der untersten Klasse saßen nämlich allerlei dunkle Geister zusammen, die erst später am Licht der Wissenschaft sortiert wurden, denn das Lyceum war ein großes Sieb mit vielen Löchern, da wurde jahraus, jahrein gerüttelt und geschüttelt, und die Jungens plumpsten nur so durch, und ganz wenige blieben in der Prima noch liegen. Von den sechsundachtzig Büblein, die mit mir in der Duodecima saßen, sind meines Wissens nur noch drei mit mir oben am Sonnentempel der Wissenschaft angekommen, die andern hatten sich so „verkrümelt", um später als brave Bürger, Hutmacher, Posamentiere, Schirmfabrikanten, Friseure aufzutauchen. Einen aber fand ich unter den Droschkiers wieder an der Eisen-

bahn — und der redete mich also an: „Herr Emil, fahren Sie doch mit mir, wir sind ja im Lyceum beim Rat König selig z'ammen g'wesen“ — und ich fuhr stolz mit dem rosselenkenden weiland Duodezimaner durch die Stadt und zwar billig, denn er fuhr umsonst und wollte durchaus nichts nehmen. Aber beim Abschied machte er ein so wehmütiges Gesicht, als wollte er sagen: „Wie sind doch die Lebenswege so verschieden — ich hab's nur zum Droschkenkutscher gebracht, und doch saßen wir einst auf einer Bank und haben den fatalen Wurstesser schreien hören!“

Nun gab's aber allerhand Buben, mit denen man trotz der großen Zahl in „nähere Beziehung“ trat, das heißt Kameraden aus der Nachbarschaft, die denselben Schulweg hatten. Die wurden abgeholt oder heimgebracht, und aus alledem kam dann so das „Umgehen“ heraus. Da geht nun die Wahl nicht immer nach der inneren Vortrefflichkeit und Güte, sondern auch manchmal nach dem Magen. So weiß ich, daß es bei einem immer frisches Kartoffelbrot gab, was bei uns im Hause nie vorkam, denn unsere Mutter konnte 1. kein Kartoffelbrot und 2. kein *frisches* Brot leiden, weil sie's für gemeinschädlich und das altbackene für viel besser hielt, was wir jedoch nur mit Schwierigkeit glauben konnten. Darum zog's mich zu dem frischen kartoffelbrotbesitzenden Jungen und seinen Eltern sehr hin. Andere konnten auch schön spielen und wußten immer neue Variationen in die alten Spiele zu bringen, so daß ihr

Umgang sehr wünschenswert erschien. Die Eltern ließen diesen Umgang zwar zeitweilig zu, weil's eben nicht zu ändern war; suchten uns aber doch beizubringen, daß die Freundschaft auf etwas Tieferem sich gründen müsse, als auf Kartoffelbrot und andere eßbare Herrlichkeiten.

Der amüsanteste, aber darum auch gefährlichste Kamerad war der sogenannte „Theaterdone“ — (Theateranton), der Sohn eines berühmten Opernsängers und einer sehr berühmten Mutter, die gleichfalls Schauspielerin ersten Ranges war. In diesem Hause war's vollends schön. — Was lag da nicht alles herum von Ritterhelmen und prachtvollen Roben, von Pudern und Schminken! Dort gab's auch die besten Leckerbissen, weil nebenan der berühmteste Konditor der Stadt wohnte. Kamen wir, so deklamierte die Frau Mutter: „Jeanette, holen Sie 'mal für die lieben Kinder eine Merinkentorte!“ Uns lief schon beim bloßen Wort das Wasser im Munde zusammen. — Der „Done“ war, wie gesagt, ein höchst amüsanter Kerl. Er hatte eine für sein Alter überaus große Habichtsnase im Gesicht, zurückgestrichenes, langes Haar und blitzende, blaue Augen. Gelenkiger wie ein Bajazzo konnte er noch mit zehn Jahren den Fuß frei bis zum Kopf heraufheben und sich damit hinter dem Ohr kratzen, was bekanntlich sonst nur die Säuglinge können. Dies Leibstück wurde manchmal in der Stunde zum besten gegeben — daneben sang er wie eine Lerche und konnte alle Arien aus den Opern, da er alle Abende im Theater war. Dorthin nahm er die näheren Schul-

kameraden mit, namentlich wenn's ein Stück gab, in welchem Jungens nötig waren. In der Zauberflöte z. B. brauchte man öfter etliche, um die Löwen zu machen, einen für das Vorderteil und den andern für das Hinterteil. Sie wurden in eine Löwenhaut eingenäht, mit den Füßen in der Mitte zusammengebunden, und mit den Händen liefen sie. Lange wurde erst probiert, bis es ging, dieweil der eine vor sich und der andere hinter sich gehen mußte. Bei einer Vorstellung trat aber einmal von ungefähr einer den andern, und nun begann im Löwenbauch ein böses Strampeln und Kämpfen; der Löwe ging zu gleicher Zeit vorwärts, nach hinten und vorn, bis die Löwenhaut platzte und unter wuchtigen Hieben des Löwenbändigers Papageno die beiden Jungen herausfielen, was ein allgemeines Halloh gab. — Wir durften aber nicht hin, weil's die Eltern nicht für gut hielten, worin sie auch völlig recht hatten. Denn der Kopf wurde einem rein verdreht, wenn man den „Done" nur erzählen hörte.

Das richtige Gegenteil dieser Helden war der sogenannte „Preßkopf", ein Junge mit Namen Schmidt, der immer der erste saß. Er war der Sohn eines unbemittelten, kleinen Beamten und sehr auf die Gunst der Lehrer angewiesen, wollte er überhaupt das Gymnasium durchmachen. Durch alle Klassen hat er darum den ersten Platz behauptet. Wegen seines fleißigen Lernens wurde er mit obigem Titel beehrt, denn „Pressen" hieß auf Karlsruher Schuldeutsch: Arbeiten und war

gleichbedeutend mit „Schanzen“. Da er nun immer vortrefflich Bescheid wußte, nebenbei aber ein furchtsamer Junge war, so wurde er von den größeren und stärkeren Faulpelzen schlimm mißhandelt, wenn er ihnen nicht zu Willen war. Er mußte besonders in den höheren Klassen immer eine halbe Stunde vor Beginn der Stunde erscheinen, um „Vortrag“ zu halten, d. h. alle seine Präparationen vorzulesen, damit die andern sie abschrieben. Da er aber nebenbei ein Konfusionsrat ersten Ranges war, passierte es ihm bisweilen, daß er auf falsche Fährte geriet und dann heillose Verwirrung anrichtete, weil die meisten von ihm falsch abgeschrieben hatten. Die Herren Professoren (so hießen die höheren Lehrer) waren dann jedesmal höchst verwundert, daß alle auf denselben Fehler gefallen seien und meinten, das könne doch nicht mit rechten Dingen zugehen, worin sie sehr recht hatten.

Noch eines Paares muß ich gedenken, das mir in gutem Gedächtnis geblieben ist. Es war ein Brüderpaar, das alltäglich aus einer benachbarten, kleinen Stadt gewandert kam, zu der von uns aus eine große Pappelallee führte, die an Langweiligkeit alles Dagewesene weit übertraf. Beide zeichneten sich dadurch aus, daß sie in gelben Fräcken mit vatermörderischen Hemdkragen, die hoch aufstanden, und soliden Stulpenstiefeln einherkamen. Sie sahen ziemlich wie die Kanarienvögel aus. Ihr Begleiter aus derselben Stadt trug dafür einen dunkelblauen Frack mit Goldknöpfen, war aus höherem Stande als die

Gelben und wurde darum „Amtmann“ tituliert. Die Kanarienvögel waren Söhne eines ehrbaren Schlachters und darum nicht bloß selbst an ihrem Leibe, sondern auch in ihren Schulranzen reichlich mit Speck versehen. Sie mußten den Proviant auf den ganzen Tag mitnehmen, da sie über Mittag nicht heimgingen wie wir. Sie waren darum ebenso berühmt durch ihre Fleischwaren, wie durch ihre wundersamen Fräcke. Es mochte Wetter sein, wie's wollte, die drei Fräcke, die gelben mit dem blauen, kamen alle Tage aus Wissensdurst zu uns, und ich wunderte mich manchmal bloß darüber, daß ihnen die Sache nicht nachgerade leid wurde. Aber ihr Vater, der Metzgermeister, glaubte doch, daß seine Buben zu was Besserem da wären als zum Kalbschlachten und Wurstmachen. Sie schlachteten dafür den armen Cornelius Nepos und wurstelten Aufsätze zusammen in den großen Papierdarm hinein, daß es manchmal zum Erbarmen war und nicht selten der Professor rief: „Ihr Fremdlinge und Hintersassen“ (dieweil sie nicht aus Karlsruhe waren), „schafft euch in die ‚Metzig‘ (ins Schlachthaus), ihr schindet und schändet die Wissenschaft!“ Aber das lief alles spurlos an ihrem soliden gelben Frackbuckel hinunter. NB. Die Fräcke waren nämlich aus einem unverwüstlichen Stoffe, sie hielten trotz all' der Speckflecken und ihrem wahrhaft ambrosischen Duft jahrelang aus. Jeder schätzte sich glücklich, nicht in ihre nächste Nähe zu kommen, und nur einige ganz unverbesserliche Hungerleider zog's zu ihren Würsten in der Zwischenstunde hin. — Sie

machten in der Wissenschaft weiter und kamen so bis in den bellum civile des Julius Cäsar hinein — dann ging ihnen die „Puste“ aus mitsamt dem Licht des Gymnasiums illustre. Aber der Blaufrackige hielt durch und ist mir später ein lieber Freund geworden.

In der Dezima war's — da hatte ich mich also nach zwei Jahren so weit emporgeschwungen, daß ich bei der großen Prüfung, woselbst in Gegenwart sämtlicher Lehrer, die der geneigte Leser schon als „Teichphilister“ kennt und der Abgesandten des hohen Oberstudienrats, sowie aller Eltern der Frösche die Preise ausgeteilt wurden — als der fünfte unter beiläufig achtzig Schülern des Prämiums wert befunden wurde. Was war das für ein Tag! Ich mit gebrannten langen Locken, an denen mich die Buben, namentlich die ungebildeten ausländischen Kanarienvögel zupften, in blauer Jacke mit goldenen Knöpfen, weit ausgebogenem Hemdkragen, sollte vorkommen, vor all' die Leute treten und zum Lohn meines hingebenden Fleißes eine Silbermünze empfangen! Ja, unter einem tiefen Kompliment wurde sie in Empfang genommen, die Münze mit dem Bild des Sonnentempels und eines dahinwandelnden tapferen Infanteristen in altrömischem Stil. Viel beneidet und viel gelobt von allen Tanten, kam ich mir selber ganz fremd vor — und beschloß darum, nach dieser öffentlichen Weltstellung mich wieder ins Privatleben zurückzuziehen, d. h. das war das erste- — und das letztemal, daß ich da vornehin

gekrochen bin. Nie mehr ist mir's geglückt, und keiner Tante habe ich mehr eine Freude bereitet, was gewiß schmerzlich war. Ich bekam aber doch wie alle Durchgefallenen später mein großes Doppelmilchbrot, das der Schuldiener ohne Rücksicht auf Fleiß und Gaben mildthätig austeilte. Wenn man das richtig im Magen hatte, verging einem gleich fürs nächste Jahr der Hunger nach Wissenschaft, und man war froh, wenn man zum Milchbrot kam, was leider in den höheren Klassen aufhörte.

Was uns „Lateiner" namentlich betraf, das waren die Kämpfe mit den sogenannten „deutschen Brocken", d. h. den Schülern aus den deutschen Volksschulen. Die konnten uns Lateiner nicht ausstehen, und wenn sie ein paar erwischen konnten, kamen die nicht ungegerbt davon. Das wurde denn geklagt, und endlich zwischen beiden Heerlagern eine große Völkerschlacht im Walde angesagt. Jede Partei hatte ihre Führer, warf ihre Schanzgräben auf, und dann ging's mit Knütteln und Steinhageln zum Sturm über. Die Deutschen verfügten über große Kerls, die zum Teil barhäuptig und barfüßig mit struppigem Haar uns denselben Schrecken einflößten, wie einst die Cimbern und Teutonen den Kriegern des Marius. Wir mußten uns erst an den Anblick gewöhnen, bis wir zugriffen. Dafür hatten wir die „Intelligenz" auf unserer Seite, den regelrechten Angriff nach römischem Systeme, in dreifacher Schlachtordnung vorzurücken und die deutschen Brocken zu umgehen. Schließlich wurden die Besiegten gebunden bis zum Stadtthore gebracht und dann los-

gelassen. — Tags darauf gab's dann in beiderseitigen Schulen große Untersuchung, wobei, was das schönste war, der Unterricht ausfiel. — Die schlimmsten Rädelsführer und Generalstäbler marschierten in den Carcer, der hoch oben auf dem Dachboden in einem festen, finstern Verschlag bestand, zu dem nur spärliches Licht durchdrang, um all die Inschriften früherer Übelthäter zu lesen, die sie in die Wände gekratzt, um ihr „Dagewesensein“ und ihre „Unschuld“ zu bezeugen. — Damit endete die Geschichte und manchmal noch mit einem Zeitungsartikel in dem lokalen Käsblättlein, worin diese Kämpfe als völlig unzeitgemäß und unwissenschaftlich bezeichnet wurden. — Nach Jahr und Tag fand trotz solcher Belehrung wieder eine Hermannsschlacht im Haardtwalde statt.

Ein Ereignis aber griff tief in unser junges Leben ein. Wir mochten so eben Quartaner sein (die heutigen Tertianer), als wir zu Freunden geladen wurden zum Nachmittagsspiel. Es war ein prächtiger Spielplatz in dem Hofe, der mit Bäumen bepflanzt war. In der Mitte stand ein Brunnen, der als Mittelpunkt für alle Spiele, als Anschlagsplatz galt. Wir hatten schon etliche Stunden froh gespielt, als ein Junge, erhitzt vom Jagen, auf den Brunnen zulief, an welchem den ganzen Nachmittag hindurch schon weidlich herumgerissen und herumgepumpt worden war. Mochte der Brunnenstock schon angefault gewesen sein in der Tiefe, kurz, der Junge, der uns allen so lieb war, rannte daran und umfaßte ihn, aber

im selben Momente brach der morsche Brunnen zusammen, die hohe, viele Zentner schwere Brunnenröhre neigte sich, fiel und erschlug vor unsern Augen den Jungen. Eine tiefe, klaffende Wunde in der Stirn, in die ein Eisen der Brunnenröhre gedrungen, war die Ursache seines Todes. Entsetzt und jammernd umstanden wir den Kameraden, ratlos, was wir machen sollten, bis auf unser Wehrufen die Leute kamen und den Jungen unter der Röhre hervorzogen. Alle Belebungsversuche waren umsonst, langsam hauchte der hübsche, schwarzäugige Junge sein Leben aus. Ich sehe immer noch seine vor Schrecken starre Mutter an seinem Sarge, das Taschentuch vor die Augen führend, und den langen Zug der Kameraden, die je zwei und zwei durch die Straßen hinter dem reichbekränzten Sarge gingen. Viele Wochen sind vergangen, ehe ich wieder froh werden konnte; mir kam der blasse Junge mit der klaffenden Wunde in der Stirn nicht aus dem Sinn. Und doch ist's gut, wenn einem solch Bild nicht erspart bleibt, und man merkt, daß man auch als Büblein beten soll: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende — Hin geht die Zeit, her kommt der Tod! — Damit will ich einstweilen die erste Schulzeit beschließen, denn das andere könnt ihr in den goldnen Jugendtagen und im untersten Stockwerk lesen. So lebt denn wohl und hütet euch vor Wurstessen, vor Löwenhäuten und vor andern schlimmen Dingen, die ich euch erzählt habe — und macht's besser in der Schule als euer treuer Onkel Nr. 5.

---

2. Die Donnermühle im Murgthal.

Eine Jugenderinnerung.*)

Allen Respekt vor der Eisenbahn, mit der man heutzutage durch unser schönes Land saust, von Mannheim bis Konstanz in einem Tage, und nicht einmal not hat, dem Lokomotivführer noch ein Stücklein Geld extra in die Hand zu drücken, damit er recht laufen läßt und zufährt. Da sieht man freilich bei dieser geschwinden Gelegenheit recht viel. Aber wer zu viel sieht, sieht schließlich gar nichts mehr; akkurat wie in einer großen Weltausstellung, wo's einem zuletzt vor lauter Sehen ganz schwarz vor den Augen wird. Und das Schönste liegt auch nicht immer an den Stationen, sondern ein paar Stündlein abseits, dort tief in den Bergen, die man im Duft von ferne flimmern sieht. Drum, wer unser Land recht kennen und lieben lernen will, muß auf Schusters Rappen wandern, sich seitwärts von der Eisenbahn halten und kann dann, wie einst jener pfälzische Bauer, stolz der Eisenbahn zurufen: „Pfeif' du nor, ich fahr' doch net mit.“ — So war's zu unserer Zeit, und hoffentlich ist's heutzutage auch noch nicht ausgestorben bei den Buben, daß man weiß, wozu man seine Füße am Leibe hängen hat. Oder hat unser Landsmann, der

*) Deutscher Kinderfreund, Jahrgang 1885. August und September. Nro. 11 und 12.

selige Prälat Hebel, umsonst im Schatzkästlein die Geschichte erzählt von jenem Mann, der einen bösen Lindwurm im Leibe hatte, den er durch Marschieren gründlich wegkurierte? Darum ging's allemal, wenn der „Froschteich abgelassen", d. h. die Schule geschlossen wurde, hinaus und hinauf, bald selbander, bald selbviert oder selbacht, „irgend wohin" — entweder Pforzheim zu, durch den dichten Wald am „Sieh dich für" vorbei, wo's einem besonders gruselte von wegen der Räuber, oder Herrenalb, Baden-Baden oder Tryberg zu. So ward auch oft ins Murgthal hineingewandert. Der Weg von Karlsruhe nach Malsch war zwar nicht romantisch, denn da standen nur Äpfel- und Birnbäume an der staubigen Chaussee, und was darauf gewachsen, war nicht einmal reif, und wenn's gewesen wäre, so durfte man erst recht nicht „bengeln". Dann zeigte sich der berühmte Ort Muggensturm, der Name kam uns jedesmal absonderlich vor, und keiner von all den Lateinern konnte darauf kommen, trotz aller Weisheit, woher der Ort so hieß. Denn „Mucken" gab's im Sommer überall in den Dörfern, daß es oft ganz schwarz war auf den Wirtsbänken und mancher in der Suppe noch einen Braten mit verschluckte, der nicht auf dem Speisezettel stand. Dann kam man nach Kuppenheim mit seinem schlanken Kirchturm. Wer Lust hatte, konnte dort seitwärts schwenken, hinüber nach der „Favorite", dem kleinen Lustschlößlein der Markgräfin Sybille. Ja, dort gab's allerhand zu sehen: das Schlößlein, das mit

Muscheln und Kieselsteinen aus dem Rhein, die einst arme Kinder gesucht und gebracht, von außen ganz bedeckt war; dann drin die wunderlichen Möbel und die Küche mit dem blanken Zinn und dem merkwürdigen Porzellan; dann das eiserne Büßerhemd und die Geißel der Markgräfin, die sie in der Fastenzeit brauchte. Das alles war ja wissenswürdig. Aber das beste war, daß einer von uns den dortigen Kastellan als einen weitläufigen Onkel begrüßte, der uns Buben dann, gerührt von diesem Gruß, mit frischgemolkener Milch und Schweizerkäse traktierte. Denn was ist das schönste Schloß, wenn der Magen dabei knurrt! Dann ging's weiter nach Rothenfels zum Gute des seligen Markgrafen Wilhelm. Erst wurde die Elisabethquelle versucht, und jeder trank einen Becher von dem eisenhaltigen Wasser und überließ es demselben, im Magen mit der Kuhmilch und dem Schweizerkäse fertig zu werden. In das große Hotel wurde aber nicht eingekehrt, denn da liefen uns zu viel Kellner herum, die ganz den Eindruck machten, als könnten sie eine arge Zeche machen, darum wurde mannhaft weiter gezogen. So ging's nach Gaggenau, am Amalienberg vorbei; dort war die Landstraße aus dem Felsen gesprengt, und der Wanderer konnte auf lateinisch sich gründlich davon überzeugen durch einen in den Felsen eingehauenen Vers:

Ex rupe fracta
Haec via facta.

Und damit auch der nicht lateinisch redende Handwerks-

bursche gleich der Inschrift Sinn verstand, war auch die schöne Übersetzung beigefügt:

Diesen Felsen sprengte man
Und legte einen Fahrweg an.

Nur der lateinische Vers wurde als wissenswürdig ins Notizbuch geschrieben, um ihn einmal geeigneten Orts als klassisches Latein anzubringen. Dann wurde die Glashütte besehen mit den Männern am Hochofen, die im Schweiß ihres Angesichts das flüssige Glas schwangen, und endlich kam man todmüde nach Gernsbach in den Stern. Es war schon spät, als dieser Stern auf Erden uns entgegenleuchtete, in welchem unten die Honoratioren des Städtleins saßen und ihre langen Pfeifen rauchten. Der Sternwirt wußte schon, wo uns der Schuh, oder vielmehr der Stiefel drückte und sagte ganz väterlich: „Wollen die Herrschaften nicht ihre Stiefel ausziehen?“ Soweit des Sternwirts Pantoffeln reichten, in denen wir schwimmen konnten, weil sie zu groß waren, schlüpfte jeder hinein, und die andern blieben in Strümpfen sitzen und steckten sie schamhaft unter die Tischbank. — Wir schliefen bis in den hellen Tag hinein als Belohnung für die Anstrengung. Dann wurde das Städtlein nach allen Richtungen besehen, das schöne, altertümliche Rathaus und die Flößerei in der Murg, und nachmittags ging's hinauf nach Ebersteinschloß an der Klingelkapelle vorbei. Ja, dort droben war's schön nach dem steilen Steigen, denn den Fahrweg gehen galt für unehrenhaft, sondern geradewegs hinauf den schmalen Fuß-

steig über die glatten Fichtennadeln weg, über die mancher hinpurzelte. Erst wurde vor dem Schloß ein ordentlicher Kaffee getrunken, wobei die Butterbrote die Hauptsache waren. Das Schloß war so recht etwas für uns Buben. Das waren andere Rüstungen da droben, als wir sie hatten. Die unsern waren nicht vom Waffenschmied, sondern vom Buchbinder gemacht, aus Pappendeckel, und unsere Säbel machte der Schreiner. Aber hier war alles echt. Zu gern hätten wir mal eins von den „Dingern" probiert, aber wir hörten die Mahnung: „Meine Herrschaften, man sieht hier mit den Augen und nicht mit den Händen." Und die herrlichen Glasfenster mit ihren glühenden Farben! Aber das Köstlichste war doch die Aussicht von dem Altan aus hinab ins Thal und hinaus zu den blauen Vogesen hinüber. Ja, dort oben lag der „Kaltenbronn", wo's noch Auerhähne gab in dem weiten Forst, und der alte Bediente erzählte, wie man den Auerhahn fange, und was das für ein großes, starkes „Vieh" sei. Da wären wir auch ums Leben gern einmal mitgegangen, so in der stillen Nacht, um den Auerhahn balzen zu hören, und dann einen mitzubringen, womöglich lebendig. Nachdem wir so unser Wissen in Rüstungen und Jagden bereichert hatten, wurde herabgestiegen und in der Murg gebadet. Wir hätten zwar gern da oben noch „Eberblut" getrunken zur Herzstärkung und zum Andenken, aber ein Blick auf die Weinkarte vertrieb uns alle Lust. Durch das Trinkgeld an den Bedienten war unser Geld zum

Trinken von Eberblut zu Wasser geworden. Aber das Bad in der Murg kostete keinen Pfennig und war herrlich, wenn einem so zwischen den Beinen ein Murgfisch durchsegelte.

Am folgenden Tage wurde beschlossen, da etliche sich böse Blasen gelaufen hatten und marode waren, mit einem Leiterwagen, den der Posthalter stellen wollte, hinauf nach Forbach und Schönmünzach zu fahren. Morgens um sechs Uhr hielt schon ein alter Postillion mit seinen zwei mutigen Braunen vor dem Stern. So ein Postillion gehört zwar heute zum aussterbenden Geschlecht und bald wird man am Grabe des letzten stehen. Unsere badischen Postillione sahen dazu recht schmuck aus in ihren gelben Fräcken und den silbernen Aufschlägen, dem steifen Hut mit der breiten Silberborte, den weißledernen Hosen und den hohen Kanonenstiefeln. Über dem kurzen Frack hing an breiter, dicker, rotgelber Schnur mit Trobbeln das blanke Posthorn. Wir faßten gleich Vertrauen zu dem Manne, der sich ordentlich den Mund abwischte und dann sein Horn ansetzte und zum Ergötzen der Nachbarschaft vor dem Stern die Morgenreveille blies mit dem Liede: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“ Schnell waren wir unten, der Sternwirt holte einen Stuhl, damit wir ordentlich drauf kämen, notabene nicht aufs Pferd, sondern auf die Strohsäcke. Vor dem Orte draußen zündete der Postillion seine Ulmerpfeife mit schönem silbernem Beschlage an, denn drin in Gernsbach zu rauchen, verbot ihm sein postilliönlicher

Anstand. Nun ging's erst lustig voran, an Weißenbach und Langenbrand vorbei, immer hinauf, oft kerzengerade in die Höhe und ganz langsam, aber das war uns gerade recht, denn da konnten wir den alten Postillion recht nach Herzenslust ausfragen. Dem alten Mann muß das Herz aufgegangen sein über unserm lustigen Plaudern, denn über das alte Gesicht mit seinen vielen Falten und Furchen leuchtete es wie Sonnenschein über einem zerrissenen Felsen. Da erzählte er denn, wie er unter den badischen weißen Husaren gestanden und mit nach Rußland gezogen unter dem Markgrafen Wilhelm und an der Beresina auch fast mit umgekommen wäre, wie so viele seiner Kameraden. Daher sei ihm seine Nase noch verfroren und sähe so rot aus, und nicht, wie die „Herren“ etwa meinen könnten, vom Schöppleintrinken, denn dazu habe er kein Geld. Vom seligen Markgrafen Karl Friedrich konnte er auch erzählen, den er als Bub noch manchmal in Karlsruhe im Schloß gesehen, und was das für ein leutseliger Herr gewesen. Aber der Glanzpunkt seines Lebens war, wie er den Großherzog Leopold aufs Ebersteiner Schloß gefahren, vierspännig, und der Großherzog ihm noch extra zwei Kronenthaler in die Hand gedrückt und ihm gesagt: „Hör' Er, Er muß mich immer fahren, denn so wie Er kann's doch keiner, selbst nicht einmal mein Leibkutscher in Karlsruh'.“ — „Ja,“ sagte der Postillion, „das freut mich halt, und wenn ich hundert Jahr alt werd', daß der gnädige Herr so zu mir gesagt hat.“

In Gauspach war der Wirt sein Schwager, und er meinte, daß es dort gut einkehren wäre und auch nicht so teuer wie „im Städtle drin, in Forbach". Wir kehrten ein und fanden auch alles preiswürdig, und lachten vor allem über den Schwager, der uns die Suppe hinstellte mit den Worten: „Guten Appendick!" Das war uns doch neu, daß sich das Wort so „verdickt" hatte, und wir konnten wie echte Buben nicht aus dem Lachen herauskommen. Unser Postillion saß nicht wie wir im „Herrenstüble", sondern ließ es sich „kostenfrei" beim Herrn Schwager trefflich schmecken. Wozu hat man auch einen Schwager in Gauspach!

Forbach, das wir bald erreichten, lag über der Murg. Eine interessante alte Holzbrücke, die ganz zugedeckt war, so daß man wie in einem Hohlweg hindurchfuhr, spannte sich höchst malerisch über den Fluß hinüber. Das donnerte da drin, als wir mit unserm Leiterwagen durchfuhren durch diese hohle Gasse! Das kleine Städtlein mit seinen engen Straßen bergauf bergab ist so recht der Mittelpunkt für den Holzhandel im Murgthal gewesen. Da kamen die „Herren" zusammen, oft weither, und namentlich zur Zeit der Holzschwallung war's dort recht voll. Da erzählte der alte Postillion wieder, wen er alles da hinaufgefahren, und wie sie sämtlich mit ihm so zufrieden gewesen. „Ja, ihr Herren, das solltet ihr euch einmal ansehen, wenn so die hohen Stämme vom Berg herunter ihre Purzelbäume schlagen, wenn der große Teich oben losgelassen

wird und herabbraust vom Berggipfel in die Murg hinein. Das ist etwas wert!" Es war recht heiß am Nachmittage, und wir hatten ja Zeit, drum wurde oberhalb Forbach am Waldrande Halt gemacht. Das „Gauspacher Diner" war schon längst mitsamt dem „Appendick" im Magen verschwunden, wir zogen heraus, was wir mitgenommen. Der Postillion setzte sich zu uns, und wir baten ihn zu erzählen. — „Ja, da könnt ich den Herrn viel verzählen! Soll ich vielleicht vom alten Napoleon selig oder von der Beresina oder aus der Gegend was erzählen!" — Nun der alte Napoleon war mitsamt der Beresina in unsern Augen schon genugsam abgehandelt worden, drum erscholl der Ruf: „Ja, aus der Gegend!" Vielleicht vom „Grafensprung", oder von der „Engelskanzel", oder vom „Schulmeistersprung", oder von der „Donnermühle"? Das letzte leuchtete uns am meisten ein, denn das klang doch am schaurigsten. „Ach ja, von der Donnermühle, Herr Postillion!" sagte unser Kleinster, und es gruselte ihn schon von vornherein dabei. Der Postillion steckte seinen Ulmerkopf wieder an, und sein Zunder roch uns allen so lieblich in die Nasen, daß wir am liebsten mitgeraucht hätten, aber wie einer sagte: „Lauter Zundel!" „Nun also von der Donnermühle. Schaut, da droben liegt sie ganz hoch in der Schlucht dahinten, wo's ganz steil dann den Felsen hinaufgeht!" Wir schauten alle hin und fanden auch die Mühle, die richtig hoch über der Murg lag. „Sind schon viele hundert Jahre her, lang,

lang vor dem Markgraf Karl Friedrich selig, da war das weit und breit im Thal die berühmteste Mühle. Da wohnte ein Müller und eine Müllerin drauf, die hatten sich in der Kriegszeit da festgesetzt. Man wußte nicht, woher der Müller die Goldgulden hatte, die er an die Maurer und Zimmerleute auszahlen ließ, ganz blitzblank. Das war so ein finsterer Mann, der wenig gute Worte gab. Die Leute sagten, er habe im Kriege ein reiches Kloster mit plündern helfen, und daher sei das viele Geld. Er baute die Mühle stattlich auf mit acht Mahlgängen, und auch noch eine Ölmühle dazu. Und in der Mühle war's immer voll von Mahlgästen, die bis von Wildbad herüber kamen, denn selbigmal waren die Mühlen rar, und die Murg war so wild und ganz mit Bäumen zugewachsen, daß sich kein Mensch hinunter traute. Drum baute man die Mühlen in die Schlucht hinein, wo von oben die Quellen kamen. Aber in der Mühle war trotz des vielen Geldes kein Friede, und die Müllerin hat oft ihre blutigen Thränen geweint, wenn ihr Mann so herumfluchte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Seine Kinder hielt er hart und trieb sie hinaus ins Reich bis auf einen, der die Mühle übernehmen sollte. Da starb der alte Müller, und er soll auf dem Totenbett dem alten Kapuziner, der aus dem Kloster von Baden-Baden war und den er noch hat holen lassen, vieles gebeichtet haben. Der aber hat's mit ins Grab genommen, was ihm der alte Müller gesagt hat. Man hat sogar gesagt, der alte Müller hätte

versprochen, wenn er noch einmal gesund würde, eine Wallfahrt nach Jerusalem zu machen. Aber es war verspielt, und der Tod kam. Sein Sohn aber langte gleich nach dem Gelde, das der Vater unter einem Mahlgang hatte einmauern lassen, und fing ein lustiges Leben an. Der war viel bei den Flößern in Gernsbach und bei den vornehmen Herren in Wildbad drüben und heiratete noch ein reiches Mädchen aus Straßburg zu seinem Reichtum. Neben seine Mühle baute er noch ein schönes Haus und sagte dabei: „Bei mir muß es schöner sein, als beim Grafen von Eberstein.“ Aber er war ein gottloser, hartherziger Mensch, der keinem Armen was gönnte. Der alte Kapuziner kam manchmal über den Berg zu ihm und redete ihm ins Gewissen, aber er lachte ihn aus und sagte: Herr Pater, wenn Ihr in Eurem Kloster so viel zu beißen und so viel harte Thaler hättet, als ich in meiner Mühle, dann könntet Ihr froh sein. Ihr singt und meine Mühle klappert, bei mir läufts Geld wie Wasser, und kein Mahlgang steht still wie in Eurer Klostermühle drüben.“ Der Kapuziner kam immer weniger, weil's dem frommen Manne wehthat, solche Reden zu hören. Des Müllers Kinder waren alle pausbackig und trieben, was Gott verboten hat, bis auf einen, der immer gern für sich allein war oder bei dem alten Mahlknecht, der schon von Großvaters Zeiten her in der Mühle war und ihn oft auf den Schoß nahm und erzählte.

Da kam eines Abends, während es draußen stürmte

und regnete, daß man keinen Hund hätte hinausjagen mögen, ein armer Müllerbursch auf die Mühle zugewandert und bat um Arbeit. Der Müller fuhr ihn an und sagte: „Schert Euch von meiner Mühle weg, so einen leibarmen Kerl kann ich nicht gebrauchen.“ Da bat denn, als die Blitze immer heller wurden und der Donner in den Bergen knallte, wie damals an der Beresina die Kanonen, der Bursche nur um ein Nachtquartier. „Nein, fort müßt Ihr, Ihr seid Lumpenvolk, das meine Mühle ausspionieren will, fort mit Euch!“ Da weinte der Bursch, daß die hellen Thränen wie ein Bach über seine Wangen flossen und sagte, daß er von braven Eltern her wäre und kein Strauchdieb. Die Kinder waren alle über dem lauten Reden zusammengekommen und standen um den Vater herum. Und als der Bursche so jämmerlich bat, sagte der eine, der sonst immer still war: „Vater, laßt ihn doch hier, es regnet ja so arg da draußen.“ — „Schweig still, du Duckmäuser, du willst immer was anders haben als ich und wirst dein Lebtag kein rechter Müller. Fort muß er,“ — und damit stieß er ihn zur Thüre hinaus.

Aber wie er ein klein wenig weg war von der Mühle, da fiel ein heller, großer Blitz herunter, gerad auf das Wohnhaus und auf die Mühle zu, und gleich danach knallte es so fürchterlich, daß der ganze Erdboden zitterte. Die Mühle und das Haus standen in hellen Flammen. Da eilte der Bursche schnell zurück ins brennende Haus — da lag der Müller tot und rabenschwarz am Boden und seine Kinder um ihn her, nur der eine war nicht dabei.

Trotzdem die Flammen überall herausschlugen, ging doch der Bursche vor und fand den Buben beim alten Mahlknecht, der ganz vom Schrecken gelähmt war. Schnell nahm er den Mahlknecht auf die Achseln und den Buben unter den Arm und stieg zum Fenster hinaus ins Freie. Die Mühle war ganz abgebrannt und das Haus auch, trotzdem der Regen mörderlich hineinfiel. Aber vom Berge oben hatte sich ein großer Fels vorgelegt, just vor die Mühlräder, daß die stille standen, und das Wasser floß weitab den Berg hinunter. — Da nahm der fremde Bursche den jungen Müllerssohn an die Hand und auch den alten Mahlknecht und sagte: „Kommt, ihr beiden, denn ihr zwei seid allein fromm und brav von der Mühle und darum hat euch Gott durch mich errettet.“ Und dann zog er ein Beutelein voll goldener Dukaten aus dem Mantel und gab es dem Müllerkind und sagte: „Weil du für mich gebeten hast, so will ich dir das geben. Damit kannst du die Mühle wieder aufbauen. Aber du mußt sie an demselben Fleck wieder aufbauen wie die alte, nicht rechts noch links, wenn dir's wohl gehen soll. Deiner Mühle wird's nicht so herrlich gehen wie bei deinem Vater, du wirst manche Not haben mit dem Wasser, denn das fließt nun auch spärlich wegen des Felsen. Aber jedesmal, wenn ein Wetter am Himmel, und wenn es donnert und blitzt, dann wird deine Mühle Wasser genug haben, und alle Jahre wird, so oft du's brauchst, ein solch Wetter kommen, damit du nicht verzagst und verzweifelst. Sei nur mit wenigem zufrieden

und trau auf Gott, so wird's dir dennoch wohl gehen." So sagte der Bursche und gab beiden die Hand, und auf einmal, wie sie umschauten, war nichts mehr von ihm zu sehen. Das muß ein Engel Gottes gewesen sein, der sich so in einen Wanderburschen verkleidet hat, um das brave Kind und den Mahlknecht zu retten, — so sagen wenigstens alle Leute, und ich glaub's auch, wiewohl die Herren in Gernsbach im Stern einen auslachen, wenn man's erzählt.

So steht die Mühle noch bis auf den heutigen Tag, aber es hat dem Müller noch niemals gefehlt, und er hat immer zu mahlen gehabt, aber nur gerad so viel wie er braucht zum Leben. — So, ihr Herren, deswegen heißt man's die Donnermühle, weil sie nur recht Wasser hat beim Gewitter; wenn andere Leute Angst haben, dann freut sich drum der Müller, denn mitten im Gewitter und Regen läuft seine Mühle am besten. Es sind jetzt freilich andere Leut droben auf der Mühle, denn die alte Familie ist ausgestorben, aber der Müller erzählt's einem auch gern, wenn man zu ihm kommt. Es sind ganz brave Leut' und manchmal kommt der Müller zu meinem Schwager nach Gauspach und trinkt dort sein Schöpplein. Aber wenn's so am Himmel dunkel wird im Sommer von Wetterwolken, dann macht er immer, daß er heimkommt. Ja, ihr Herren, wenig und zufrieden ist besser, als viel Gut mit Unfrieden und Fluch."

Damit schloß der Postillion. Der Ulmerkopf war ausgegangen über seinem Erzählen, und er stopfte wieder

aufs neue. — Wir schauten noch lange hinüber nach der Donnermühle, und jeder hatte so seine eigenen Gedanken dabei. Aber derweil wir so saßen, hatten sich am Horizont so ein paar verdächtige Wölklein heraufgezogen, und der Postillion mahnte zum Einsteigen, damit wir noch vor dem Wetter nach Schönmünzach in die Post kämen. So ging's nun schnell den letzten Rest noch hinauf durch dichten, schönen Wald, und bald klatschte der Postillion vor der Post, als schon die ersten Tropfen fielen. Bald aber kam's in Strömen, und unsere Gedanken waren alle auf der Donnermühle, und wir hätten gar zu gern dort dem Müller mahlen helfen. In der Nacht fuhr der Postillion wieder heim, nachdem wir ihn „anständig" honoriert d. h. pro Mann zwölf Kreuzer Trinkgeld gegeben hatten. Wir aber gingen, nachdem wir da oben die Glashütte ordentlich in Augenschein genommen, über das „Zwickgäbele" weiter hinunter dem Mummelsee zu, um dann wieder fröhlich heimzukehren. —

Es sind nun vierzig Jahre darüber hingegangen, seitdem der Verfasser da oben gewesen. Der Postillion hat schon längst seine große, letzte Fahrt angetreten, und hoffentlich haben ihn die Engel selig heimkutschiert, den alten, treuen Mann. — Vor zwei Jahren fuhr ich aber auf dem neuen Wege wieder hinauf mit einem Postillion und fragte den nach der Donnermühle. Der wußte noch so dunkel etwas davon, aber nichts Rechtes mehr. Mir ist aber im Leben seit jener Zeit manchmal die Donnermühle zur rechten Zeit eingefallen.

Erstes Item: Das Wenige, das ein Gerechter hat, ist besser, denn großes Gut der Gottlosen.

Zweites Item: Wenn Gottes Wetter kommen und der Regen der Trübsal, mahlt mancher in seiner Haus- und Herzensmühle besser, als im Sonnenschein des Glücks.

Drittes Item: Wenn drum die Wetter kommen, dann traure nicht, 's ist allemal auch ein Segen dabei, und mach's dann wie der Donnermüller, der sein Schöpplein beim Gauspacher Schwager stehen ließ und machte, daß er heimkam, daß ihm der Segen nicht entging.

In der weiten Ferne aber denkt zum Schluß der Verfasser an seine schöne badische Heimat und an das Wort:

O du Heimatflur, o du Heimatflur!
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn, entfliehn im Traum!

---

3. Aus der Sommerfrische.

Etliches von eingedrückten Hüten, von hohen schlanken Tannen, vom Mümmlein im See.

Nun ist's aber hohe Zeit, daß sich der Onkel Frommel daran macht und antwortet, denn sonst kostet's zu viel Porto, und des Fragens wird immer mehr nach der Hutgeschichte.*) Ja, das ist so eine Sache mit der —

*) Verschiedene Blätter brachten die Nachricht, die Prinzen hätten sich auf des Verfassers Cylinderhut, den sie für einen Klapphut gehalten, gesetzt.

am liebsten ließe ich die Leute auf dem Glauben, daß sie wirklich mir passiert wäre, denn durch diese Geschichte bin ich das geworden, was ich immer als Kind werden wollte: nämlich ein „berühmter Mann." Jetzt bin ich's, hurrah! Und nun soll ich's doch wieder nicht werden, und die Leute sollen all' die Geschichten umsonst geschrieben haben, und selbst die Zeitschrift, die mich so „erbärmlich schön" (wie einst Hinz, des Murners Schwiegervater, den Takt schlug), abkonterfeit hat, die soll auch nicht recht bei Trost gewesen sein, als sie mich abmalte?! Das wäre doch zu arg. — Aber Wahrheit ist mehr als Berühmtheit — also die Geschichte ist passiert, nur leider gerade nicht mir. Denn so einen neuen Hut kriegen und sogar von unserm teuern Kaiser, das wäre in Berlin eine ganz absonderliche Freude. Stehlen doch die Diebe in Berlin nie die alten Hüte, sondern immer nur die neuen, und ich hätte dann den wieder, der mir einst auch so schnöde „fortgeschlichen worden" ist. Aber wie gesagt, die Geschichte ist nicht mir passiert; zwar hat mein Hut auch solche Buckeln und Dullen, als ob drei kleine Eitelfritze darauf gesessen hätten, aber ein Prinz hat sich leider nicht daran vergriffen. Also — es hat den Leuten so gerade in den Kram gepaßt, den Onkel Frommel, der allerdings manchmal die Ehre hatte, bei dem Kaiser zu sein und auch die Prinzen zu sehen, in die Hutaffaire hinein zu verwickeln, aus der er nun nicht mehr herauskommt, seitdem es schwarz auf weiß steht. Also, lieben Kinder, sagt nur, wenn man euch

fragt: „Ja, die Geschichte hätte eigentlich dem Onkel Frommel passieren müssen, weil der so einen verbuckelten Hut hat, und er dann einen neuen Hut bekommen hätte — aber sie ist ihm leider nicht passiert, sondern einem andern Herrn, dessen Name bei Hof zu erfahren ist: Portal XVI, rechts, siebzehn Treppen hoch, siebenundachtzigste Thüre links. Da sitzt nämlich so ein altes Mütterchen, wie weiland beim Dornröschen, und erzählt allerhand wundersame Geschichten. Die Hauptsache bei der Hutgeschichte bleibt aber doch, daß die Prinzen selbst recht „behütet“ werden, und im Leben niemandem den Hut eintreiben, als höchstens einmal den Franzosen, wenn diese wieder Lust haben sollten, herüberzukommen und uns beim Mittagsessen zu stören. — So viel vom Hut. Manchen Kindern habe ich schon geantwortet, namentlich auch den lieben Kindern in Esthland, weil die so weit wohnen, und habe ihnen dafür das Märchen geschickt, das ich zum Geburtstage unsers teuern Kronprinzen geschrieben habe*). Wenn ihr was Liebes thun wollt, dann könnt ihr mir einen „Silbermorgen“ senden zu dem Freibettchen, der für ein krankes Kind im Krankenhause verwendet werden, und das, wenn es die Frau Kaiserin erlaubt, „Kronprinz Friedrich Wilhelmbettchen“ heißen soll, damit immer ein krankes Kind frei darin liegen kann. Denkt, so ein Freibettchen kostet 10000 ℳ. Da werdet Ihr denken, das ist wohl aus lauter Gold,

*) Zum sechsten Geburtstag des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Ein Frühlingsmärchen (bei E. S. Mittler u. Sohn, Berlin).

Samt und Seide, weil es so heidenmäßig viel kostet. Ach nein, das ist ganz einfach aus Eisen. Aber damit das Kind frei darin liegen kann, und nichts zu bezahlen braucht, deswegen muß so viel Geld her. Rechnet einmal aus, was die Zinsen von 10000 ℳ ausmachen zu drei Prozent, und dann ist's gerade so viel, wie ein Kind das Jahr hindurch an Verpflegung kostet. Wer es zuerst von euch ausrechnet, der bekommt etwas recht Schönes von mir. Also, das ist der zweite Streich und der dritte kommt sogleich. — Ich bin nämlich hier oben auf dem Schwarzwald, von dem ihr gewiß schon gehört habt. Der ist aber nicht etwa schwarz angestrichen, sondern das kommt von den dunkeln Tannen her, die in ihm wachsen. Die sind in der Nähe schön grün, dann weiter fort werden sie blau, und wenn man ganz weit davon ist, sehen sie ganz schwarz aus. Da ist es nun herrlich da oben, — wo nur ein Haus steht und sonst lauter Bäume ringsum — während es in Berlin gerade umgekehrt ist, kein Wunder, daß dann die Leute hier oben herauf kommen, dreitausend Fuß hoch übers Meer, weil sie die Häuser gründlich satt haben und einmal Bäume sehen wollen und die Luft schnappen, die namentlich aus den Tannenbäumen strömt. Nicht wahr, wie köstlich duftet schon so ein einziges Christbäumchen im Zimmer um Weihnachten, und nun denkt euch einmal so Millionen von Tannenbäumen, die manchmal viel höher sind als ein sehr hohes Haus, alle bei einander, meilenweit nichts als Christbäume — das muß

einmal duften! Da saugen denn die Menschen den Duft ein in ihre müde Brust, und die Wangen werden rot davon und die Augen wieder hell, weil sie immer in das Grün schauen und nicht auf die weißen Wände der Häuser. Aber wenn man so durch den hohen Tannenwald geht, da kommen einem so allerhand Gedanken. Da denke ich einmal, wie schön gerade so eine Tanne wächst, als ob sie ein Rekrut wäre, dem der Unteroffizier so eins in den Buckel gegeben, damit er sich gerade hält. Und doch sagt niemand dem kleinen Tännlein was, wie euch Kindern die Mutter so oft sagen muß: „Halt dich doch gerad!“ Sie hat auch keinen Pfahl neben sich wie andere Bäume, an die man sie bindet, wie die Kinder manchmal einen Hofmeister oder eine Gouvernante haben — sondern sie wächst edel frei empor, hebt das Haupt, ihre Krone, so fröhlich zum Himmel, und mit den Zweigen giebt sie unten den Schatten dem Wanderer. Sollte nicht auch so ein Menschenkind sein Haupt kühn zu seinem Vater im Himmel heben und Sonnenschein und Tau von ihm holen im Glauben, und dann in der Liebe den Menschen Schatten geben, der sie erquickt und schützt vor den sengenden Strahlen? Singt doch Paul Gerhardt:

Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ — Wo er ist,
Stets sich lassen schauen!

Sodann haben die Bäume es am besten, die recht tief Wurzel fassen können und im weichen, kühlen Grunde

ruhen, wo unten hin an die Wurzeln die Wasser aus der Tiefe dringen, und wo das grüne, weiche Moos sie bis zum Stamm hin deckt. Aber auch selbst da, wo oft nur Gestein ist, geht doch eine Tanne auf, wenn auch nicht so groß, und kriegt doch auch Sonnenschein und Regen. So denke ich an die Kinder, die es zu Hause recht gut haben und warm gebettet sind; wo liebe Eltern sie zu allem Guten anhalten, ihnen von der Liebe Gottes sagen und sie mit väterlicher und mütterlicher Liebe zudecken, daß sie unter sich wurzeln und über sich wachsen können. — Und ich denke auch an andere Kinder, die das nicht so haben, denen Vater und Mutter vielleicht weggestorben sind. Aber wiewohl sie auf hartem Gestein aufwachsen, so wachsen sie doch. Darum sei jeder mit seinem Los zufrieden, so wie's die Tannen auch sind.

Und dann habe ich Tannen gesehen, die waren krank; nicht grün, sondern grau. Was war da geschehen? Da hatten sich Flechten um den Stamm des Baumes gelegt, und nach und nach sind sie heraufgekrochen und haben die Zweige erfaßt bis zur Krone hinauf und dem armen Baum das Leben ausgesogen. So denke ich, geht's manchem Büblein und Mägdlein auch; die grünen eine Weile, und dann fangen sie zu welken an, weil die Sünden anfangen, wie die bösen Flechten sich an den Baum zu ranken: Zorn, Heftigkeit, Ungehorsam, Lüge, und wie sie weiter heißen, die Faulheit vor allem, die aller Laster Anfang ist, saugen den Baum aus, daß er

zuletzt ganz jämmerlich wird. — Und darnach denke ich daran, daß die Tannen bei all ihrem stolzen Wuchs sich doch so schön beugen können, wie der feste Stamm doch so nachgiebt, wenn der Sturm kommt, und selten eine Tanne vom Sturm geborsten wird. Da habe ich denn so meine Gedanken dabei, daß ein Mensch, wenn er auch sein Haupt kühn hebt, sich doch auch soll beugen können und fein demütig sein vor Gott und Menschen, und wenn einmal der Sturmwind der Trübsal und der Wetter Gottes kommt, daß er dann sich beugen soll in Ergebung. Wer sich vor Gott beugen kann, den zerbricht er nicht.

Und wiederum habe ich den Förster durch den Wald gehen sehen und die Bäume bezeichnen, die im Winter sollen umgehauen werden. Da nimmt er eine Axt und schlägt so ein Stück Rinde durch bis aufs Mark hinein. Da dachte ich, daß auch so mancher Mensch ausgezeichnet wird, daß es nicht mehr lange mit ihm dauert. Da kommen allerhand Krankheiten und Schwachheiten, ein Husten oder andere Schmerzen, die sagen ihm, daß er sich fertig machen soll. Wenn nur die Leute das merken wollten, dann würden sie einander viel mehr lieb haben und denken: Wer weiß, wie bald — das Glöcklein schallt! —

Wenn man so durch die Tannen geht, da ist's so still wie in einer Kirche. Man hört keinen Laut, nur oben in den Kronen, da rauscht es leise, als wollten sich die Tannen was erzählen. Wenn man nun so ein Ohr nicht bloß am Kopf, sondern wie jeder rechte Mensch

auch eins im Herzen hat, da hört man mancherlei. Da ist es gerade, als wollten sie einander fragen: „Was wird wohl aus uns werden? Immer können wir doch nicht im Walde stehen, wie unsere „alte Tante". — Diese „alte Tante" wohnt nämlich nahe bei dem Forsthause mitten im Walde. Sie ist wohlbeleibt, so daß eben zwei Männer sie umspannen können, und wunderbar, sie hat wenigstens zehn Füße, die so fest sind, daß man darauf treten kann. Sie ist sehr groß, die Tante, fast hundertundfünfzig Fuß hoch, also viel größer als der größte Riese von den Grenadieren der Leibkompagnie in Potsdam und größer auch als der Doktor im Seemannsspital in Hamburg, der ebenso lang als lieb ist. Der Oberteil der Tante ist noch trotz ihres Alters ganz passabel jung, und ihr Kopf wackelt auch nicht wie bei alten Leuten. Das ist dem Förster seine „alte Tante" — die hält er in Ehren und hütet sie, daß ihr kein Leid geschieht, und daß der Oberförster nicht an einem schönen Tage sagt: „So, jetzt muß sie ausziehen und fort!" — Ihr merkt schon, wen ich meine, denn die alte Tante ist eine — Tanne, die größte im ganzen Schwarzwald, nun könnt ihr es euch schon denken. — Also die Tannen sagen sich: „So alt wie die werden wir doch nicht, und wir haben auch schon erlebt, daß von unsern Brüdern im Walde so manche fortgeholt worden sind. Was wird aus uns werden?"

Ja, ihr lieben Tannen! Es geht nun bei euch gerade so, wie wenn ich ein altes Schulprogramm durch-

lese, wo hinten die Namen der Büblein stehen, die bei einander gesessen haben auf der Schulbank. Wenn man nach dreißig Jahren das durchliest, da wird's einem wunderbar zu Mute. Was sind sie doch alle geworden, oder zum Teil auch nicht geworden! Der eine ging hinaus in die weite, weite Welt; der andere blieb zu Hause und ward ein Biedermann; der dritte ein berühmter Mann mit Ordenssternen und allen Ehren, und der andere blieb sein Lebelang ein armer Kerl. So geht's, denk' ich, den Tannen auch, und ich höre, wie sie nach Jahren im stillen Wald des Nachts wieder einmal zusammenkommen und erzählen, was aus ihnen geworden. Und die eine sagt: „Denkt — mich hat man aus dem Walde geholt und hinuntergefahren auf einem Wagen mit Ochsen, was mir sehr wenig gefallen hat, denn diese Equipage ist sehr langweilig. Aber dann haben sie mich auf die Eisenbahn gebracht; welcher Klasse ich da gefahren bin, weiß ich nicht mehr. Aber es ging sehr schnell. Und dann kam ich bis hinunter nach Holland ans Meer. Ich wurde recht gehobelt, was die Menschen sonst „gebildet" heißen, denn man nennt einen ungebildeten Menschen auch einen ungehobelten Menschen; — und dann wurde ich auf ein Schiff gebracht. Mitten hinein und oben hinauf baute einer ein Nest, aber viel größer als das, welches das Eichhörnchen einst oben in meinen Zweigen gebaut hat. Und dann ging's hinaus aufs weite Meer nach Java und Surinam, da habe ich wunderschöne Bäume gesehen, aber keine Tannen —

und habe Heimweh gekriegt nach dem Schwarzwald, das könnt ihr glauben. Und manchmal hat es gesaust, ganz anders als wenn der Schwabenwind kommt, aber ich habe mich hübsch gebogen, und der Sturm hat mir nichts gemacht. Ach, Kinder — die Welt ist schön und groß, aber, wißt ihr, so schön wie im lieben Heimatland war's doch nicht!"

Und eine andere erzählte: „Der Sägemüller kam, der drunten im Thal, wo das Wasser sein Rad treibt, eine Säge hat, die schnitten mein ganzes Herz in lauter Stücke. Und da fielen die blanken Bretter nur so ab, und ein Tischler holte mich und machte einen Schrank aus mir. Da hängt der Bauer seinen Sonntagsstaat hinein, und die Bäuerin auch, und er sagt jedesmal: „Das Tannenholz riecht doch so gut, als wenn es gerade aus dem Wald käme, drum kommen keine Motten in meine Kleider." Aber es ist recht langweilig, so ein Kleiderkasten zu sein, da wär's netter doch, er hätte mich zu der Wiege genommen, die in der Nebenstube steht. Da hört man doch ein Kindlein schreien und die Mutter singen, und das ist doch unterhaltlich."

Wieder eine andere erzählte: „Ich bin in meiner Jugend schon aus meiner Familie gerissen. Um Weihnachten kam der Forstgehilfe und hat so an mir herumprobiert, wie ein Zahnarzt an den Menschenkindern, und wubb — da war ich heraus und kam in die Stadt zu einer vornehmen Frau. Und viele Menschen kamen und hingen Lichter und Sterne, Äpfel und Nüsse und Gold-

flitter an meine Zweige — ach, ich sage euch, ich habe mich gar nicht mehr gekannt, es war gerade, als ob ein armes Bauernkind eine Prinzessin würde. Und dann haben sie mich hineingenommen in ein warmes Gemach — und viele frohe Menschen reichten sich unter mir die Hände, etliche sah ich auch weinen, und ich dachte mir: Was werden die Menschen wohl haben? Aber hoch oben auf meiner Spitze, da war ein holder Engel mit Flügeln, ach so schön! Und der hatte ein Blatt in der Hand, und darauf stand geschrieben: ‚Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen‘ — da hab ich denn so ein bißchen ahnen können, daß den Menschen was Liebes und Gutes passiert sein mußte.“ — Kurz so haben sie fortgemacht noch die halbe Nacht durch. Darum, seht ihr, ist es so schön im grünen Tann zu wandern, weil man allerlei hört, was man nicht auf den Straßen erfährt.

Aber hoch hinauf über den Waldkopf — den sie den Riesen- und Hochkopf nennen, geht's zu einem tiefen, stillen See. Der liegt von Tannen umschlossen, und am Tage spiegelt sich die Sonne, und in der Nacht der Mond und die Sterne darin. Das ist der Mummelsee und daher so genannt, weil darin die Mümmlein, d. h. die Seejungfern sind, die des Nachts heraufkommen und im See herumplätschern und spielen. Manchmal sind sie auch aus dem See herausgegangen zu den Menschen ins Dorf, und haben ihnen wunderschöne Geschichten erzählt, während die Mägdlein gesponnen haben. Und manchmal

fanden die Bauernmädchen, wenn die Mümmlein dagewesen waren, einen schönen goldenen Faden in ihrer Kunkel Flachs. Aber um zwölf Uhr nachts mußten sie immer wieder im See sein, sonst durften sie nicht wiederkommen. Da haben ihnen einmal die jungen Burschen die Uhr falsch gestellt, und sie sind zu spät nach Hause gekommen, und da hat der alte Seekönig es ihnen verboten, wieder zu den Menschen zu gehen. Seitdem kommt kein Mümmlein mehr heraus zu den Menschen, nur dann und wann kommen sie mal an die Oberfläche des Sees, wenn niemand da ist. — Nun, das erzählen sich die Leute dort, aber es wird niemand gestraft, wenn er's nicht glaubt und sagt, daß es nur so ein Märlein sei. —

Nun aber ist's genug vom Hut und von den Tannen und von den Mümmlein. Es hat schwer genug gehalten, sie alle unter einen Hut zu bringen. Aber nun behüte euch Gott! — Jeder von euch Jungen werde so eine schöne Schwarzwaldtanne mit tiefer Wurzel, mit grünen Zweigen und lichter Krone. Und wenn ihr auch keine Seemümmlein werden könnt, ihr lieben Mädchen, so werdet doch allewege gute, liebe Jungfräulein, daß ihr überall so liebe Gäste seid, wie die Mümmlein, und überall den goldenen Faden der Liebe in unser Leben flechtet, wie sie es gethan! Gehabt euch wohl und denkt an euren

Onkel Frommel.

Der Ratschreiber.*)

Eine Dorfgeschichte aus der ersten Amtsführung des Verfassers.

Mit fünf Bildern von Oskar Pletsch.

Erstes Kapitel.

Fahr nicht so hoch her, stolzer Mann,
Du hast das letzte Hemd nicht an!

Nicht weit vom grünen Rhein, versteckt in Weiden und Erlenbüschen, liegt ein altes Dorf, aber stattlich und sauber trotz seines Alters. War's doch einst ein Klosterdorf, und unter dem Krummstabe allerwege gut wohnen. Alte Linden standen an der Straße vor den Häusern; in den Häusern selbst alles schmuck und blank; kernfest und auf die Dauer, zeugte Haus und Hof von einer wahrhaft guten, alten Zeit und behäbigem Reichtum. Hinter dem Felde dehnte sich ein großer Wald, der der Gemeinde gehörte und ihren Reichtum begründete. Alte Sitten gingen im Dorfe. Wenn der Sommertag kam — der Sonntag Lätare, — zog alles ledige Volk hinaus

*) Vorstehende Erzählung ist auch besonders gedruckt im Verlag des Rauhen Hauses in Hamburg erschienen.

12*

in den Wald. Zuvor frugen zwei reichbebänderte Burschen beim Pfarrer an mit den Worten: „Hochwürdiger Herr, ist's erlaubt, den Sommertag zu feiern?“ worauf der Pfarrer ihnen ein Glas Wein verabreichen und einen Gulden für Bänder geben mußte und antwortete: „Es ist euch erlaubt, sofern ihr keinen Unfug treibt.“ Gegen vier Uhr kam die Jugend geordnet paarweise gehend wieder. In der Mitte schritten der Winter und der Sommer. Der Winter in Stroh gehüllt, das Gesicht mit Mehl bestrichen, der Sommer in grünen Tannenreisern und Bändern, mit kohlschwarzem Gesicht. Unter dem Gesang eines geistlichen Liedes zogen sie von Haus zu Haus und forderten die Sommerbrezeln, Eier und Butter und füllten die großen Körbe. An dem Kreuzweg im Dorfe stellten sie sich im Kreise auf, und der Kampf zwischen Winter und Sommer begann. Die beiden rannten auf einander, bis endlich der Winter unterlag. Dann wurde der Sommer entkleidet, und der Winter, der am Boden lag, mit den grünen Reisern zugedeckt. In Reihen tanzten die Burschen und Mädchen, bis zu den Kindern herab sich an der Hand fassend, den Sommerreigen unter dem Lied:

Tra ri ro,
Der Sommer der ist do!

Dann setzten sie sich auf die Wiese und verzehrten das Gut, das sie eingesammelt. — Ebenso ging's in der Nacht vom letzten April auf den ersten Mai unruhig zu. Auf einer großen Linde vor dem Dorfe saß ein Bursche

mit einem langen Horn aus Bast gewunden. Der rief des Nachts um zwölf Uhr:

Hört ihr gemeinen Bürgersleut',
Was der König von Holland schreit!

und proklamierte dann vom hohen Sitze herunter alle die Paare, die im kommenden Jahre sich verheiraten sollten. Freilich fehlte dabei auch der boshafte Witz nicht, der manchen leichtfertigen Burschen traf. Es war eine Art Gericht, das hier gehalten ward. Die beste Sitte aber war, daß unmittelbar nach dem Gottesdienst eine Predigt gelesen ward aus dem alten Predigtbuche des seligen Brastberger. Knechte und Mägde, die Kinder, alle hörten zu. Ein treffliches Gesangbuch mit kernhaften Liedern, das „Starkenbuch," — der „Himmelsweg" standen neben der Bibel auf dem Sims, alles solid in Schweinsleder gebunden. So hatte sich Gottesfurcht und Zucht und fröhliche Sitte vererbt. Leute kamen wenig in den Ort; der einzige Handelsjude, der Lämmle, durfte am Tage wohl feilhalten, aber des Nachts nicht dableiben, sondern mußte bei Sonnenuntergang wieder aus den Grenzen gehen. Denn hart waren sie auch dabei, die Leute, und eifersüchtig aufs alte ererbte Recht.

Das ging noch alles bis so in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts. Da zog so nach und nach ein anderer Geist ein; und wenn auch die Alten sich wehrten, so ließ doch manches Haus von der guten, alten Sitte. Eben in diese Zeit fällt die Geschichte des Ratschreibers. Der geneigte Leser aber muß sich's gefallen

lassen, ehe er ihn kennen lernt, etwas von seinem Geschlecht zu hören, und in den Anfang des Jahrhunderts mit mir zurückgehen. Des Ratschreibers Vater war Vogt (heutzutage Bürgermeister) und seiner Zeit ein gewaltiger Mann im Dorfe, der seine sechs Schuhe sieben Zoll rheinisch maß. Die alten Leute konnten sich seiner noch gut erinnern, wie er durch die Gassen schritt, so gerade wie der Bolz aus dem Blasrohr. Er ging nie anders aus als in ledernen Hosen und hohen Wasserstiefeln, und die Sage ging von ihm, wie weiland von dem Thüringer Landgrafen Ludwig, daß, wenn er im Schloßhofe die Sporen anlegte, man's im ganzen Lande schon klirren hörte. So hörte man auch des Vogts Schritt und das Pfeifen seiner Haselgerte, von der er sich nie trennte. Nicht nur mancher unbärtige Bursche, sondern auch mancher Bürgersmann hat sie denn auch zu fühlen bekommen, wenn's not that, so daß die Leute im Scherz sagten: „Dem Vogt seine Haselrute trägt mehr rote und weiße Haselnüsse, als der größte Haselbaum."

Aber er war ein hochfahrend Menschenkind und gar oft der ungerechte Richter im Evangelium, der weder Gott noch Menschen fürchtete. Alle Welt, die über ihm stand, lobte ihn, und das verdarb ihn. Denn wenn der Tadel schon schwer zu vertragen ist, so ist es das Lob noch viel mehr. War im Amtsstädtlein irgend ein Ehrentag oder sonst so was, so wurde er eingeladen; kam eine hohe Herrschaft in die Amtsstadt, so mußte der Vogt, weil er so stattlich aussah, immer der erste bei der

Deputation sein. Da hörte er viel schöne Worte über seine Größe und doch konnte er nichts dafür, denn die mißt einem Menschen bekanntlich sein Herrgott an. Die Amtleute hatten ihn samt und sonders gern und drückten auch ein Auge zu über seine Rechtspflege, die er allerdings weniger aus dem Landrecht, als aus dem Faustrecht studiert hatte. Hatten zum Exempel zwei Männer Streit, so ließ er's nie zum Prozeß kommen, sondern er und sein Haselstecken waren Advokat und Richter zugleich und seine Rede war dabei: „Ich will euch die Prozeßkosten ersparen." Er stellte den einen vor den Tisch und den andern hinter den Tisch und er saß in der Mitte. Erst redete er gütlich und wenn's so vorüber ging, war's ihm doppelt recht; aber wenn die Leute hartköpfig waren, hob er seine Gerte stillschweigend auf, und das wirkte am meisten. Oder wenn zwei Weibsleute Zank hatten, so schlug er sie nicht, sondern sperrte sie zusammen in eine Stube und zwar so lange, bis sie sich versöhnten. Im Anfang mochten sie sich wohl noch schelten und auch schlagen, wenn's aber still ward im Bürgergehorsam, so schaute er durchs Gitter und frug: „Seid ihr jetzt wieder gut," und wenn's so war, so ließ er sie heraus, und wenn nicht, so ließ er den unversöhnlichen Teil so lange sitzen, bis er die Hand zur Versöhnung bot. Am schärfsten ging er aber mit denen um, die, sei es einem Kind oder einem Mann, einen Übernamen gaben. „Denn," sagte er, „das giebt Feindschaften für Zeit und Ewigkeit."

So war denn auch seine Erziehung im Hause; es ging darin alles schnurgerade wie seine Haselgerte. Die Kinder fürchteten den Vater, aber sie liebten ihn nicht. Des Morgens wurde zwar der Morgensegen gelesen und abends bei der Betglocke mußten alle Kinder da sein und zwar durfte keins in vollem Atem gesprungen kommen, daß man es ihm im Beten anmerkte, sonst gab's reichlich Schläge. Das, was er aber den Kindern fest ins Herz band, war leider nicht Gottes Wort, wohl aber der Hochmut. Alle Kinder im Ort mußten wissen, daß sie des Vogts Kinder waren; sein großer Bub bekam mit dem Pfarrersbuben, der in demselben Alter war, einen besonderen Unterricht, damit er gescheiter würde, als das dumme Bauernvolk; denn mit dem Buben wollte er hoch hinaus. Wer aber mit seinem Buben recht hoch hinaus will, der soll ihn für den Himmel erziehen, denn höher hinaus als den giebt's doch nichts.

In seiner ganzen Verwandtschaft litt er nicht, daß eines unter seinem Stande heiratete, wenn auch gleich Herzensneigung dabei war. Das heißt, es durfte keines einen heiraten, der weniger hatte, als er selber. Denn im Orte gab's auch einen Adel, wie in der vornehmen Stadt, aber der berechnete sich auf die, die mit zwei Gäulen oder mit einem Gaul, oder mit zwei Kühen oder einer Kuh fuhren. Wenn ein Pferdbauer eine Kuhbäuerin heiratete, so war ihm das ein Greuel, und er gedachte nicht daran, daß einst der reiche Boas die arme Ruth geheiratet hatte. Aber in seiner Verwandt-

schaft litt er's nicht, und unterschrieb das Hochzeitspapier nicht. Und wenn ihm gesagt ward, daß dem oder jener das Herz darüber bräche, antwortete er: „Pferd und Kuh zackern schlecht zusammen." So hielt er, wie er sich ausdrückte, sein Geschlecht „sauber", wie mancher Freiherr in der Stadt. Aber das gab den Familienstolz in die Kinder hinein, denn das alles wurde vor den Kindern verhandelt. Und Kinder passen immer auf das am allermeisten auf, was sie von Haut und Haar nichts angeht.

Drum mochte auch sein Bub, der Franz, nicht gern hinter dem Pflug drein und lieber auf dem vollen Heuwagen den Knechten kommandieren, als die leeren laden helfen. Die köstliche Bauernarbeit war ihm nicht vornehm. Schon war's dem Vogt versprochen, daß sein Bub, wenn er einmal ausgelernt hätte und aus der Schule wär', zu dem Amtmann kommen sollte als Schreiber, der ihn herrichten wollte, da starb mitten drin der Vogt schnell weg. Er hatte sich bei einer Schlägerei unter den Burschen sehr geärgert, und drüber traf den jähzornigen Mann der Schlag. Wiewohl doch alle sich vor dem Manne fürchteten, so fürchtete sich der Tod nicht vor ihm, sondern faßte ihn, und aus war's, wie wenn der Sturmwind ein Neunerlicht ausbläst. Bei seiner Leiche ging den Leuten der Mund auf. Was sie sich nicht bei seinen Lebzeiten von ihm zu denken getrauten, sagten sie dem toten Manne ins Angesicht nach. Alle seine Fehler erzählten sie sich haarklein auf dem

Kirchweg zum Kirchhof. Aber an das, was er im Ort Gutes gethan, wie er Zucht gehalten und manchem durchgeholfen, daran dachte niemand. Der Amtmann ging mit zur Leiche, es war ihm aber ärger, daß er seinen Vogt verloren, als daß die Kinder ihren Vater verloren hatten. An sein Versprechen von wegen des Buben dachte er nicht mehr, und im Heimweg sann er nur darauf, wen er zum Vogt machen wollte; und das machte ihm warm.

Als der Vater gestorben war, kam der Vormund ins Haus und nahm das Inventar auf. Es war ein schönes Stück Geld vorhanden, denn des Vogts Äcker lagen auf den besten Gewannen. Der Vormund war ein Mann von altem Schlag und machte nicht viel Wort noch Wesens. Dem Buben riet er zum Ackersmann, denn „der Bauer allein ist ein freier Mann“, pflegte er zu sagen, „und was der Pflug erwirbt, die Feder verdirbt,“ das war sein zweites Wort. „Schlag dir die Schreibereien aus dem Kopf,“ sagte er zu dem jungen Burschen, als der ihm Schwierigkeiten machen wollte, „unsereins versteht's doch immer nur halb. Die Bauern sehen dich an wie einen halben Juden und von oben her bist du doch wenig geachtet. Ein Bauernschreiber ist weder Fisch noch Fleisch und merk dir das alte Sprichwort: „Wen der Teufel unter uns Bauern verderben will, dem giebt er ein Amt.“ Als der Bube aber durchaus kein Bauer werden wollte, so that er ihn zum Handwerk. Ein Küfer sollte er werden,

und das ward er auch. Seine Wanderjahre waren bald um, denn er zog ein paar Stunden aufwärts ins Land und dann kam er wieder. Das schöne Stück väterliches Vermögen nahm er und kaufte eine Wirtschaft, machte ein Schild daran und schrieb darauf: „Zur vollen Kante". In sein Haus holte er sich bald auch eine Frau. Sie war vermöglich und aus dem Überrhein her, aber schaffen und arbeiten war sie nicht gewohnt. „Das braucht sie auch nicht," hatte er gesagt. Ihr hübsches Gesicht und die vielen hübschen Gesichter auf ihren Guldenstücken waren ihm lieber für seine Wirtschaft. Dafür konnte sie aber reden, trotz einem Professor und kam vom Hundertsten ins Tausendste, aber immer wieder aufs erste zurück, und wenn man sie unterbrechen wollte, konnte sie einen gar artig vertröften und sprechen: „Vergessen Sie ja ihr' Red' nicht, aber meine Sach' war so." In seiner Wirtschaft ging's gut, und an Zuspruch fehlte es nicht. Denn bald hatte sich eine Anzahl Stammgäste versammelt, die hinten auf der Bank, die rings um die Ecke am Ofen lief, Posto faßte, sich nahe aneinander herdrückte und die Köpfe zusammenstreckte und nicht wich, bis der Wächter mit dem Spieß hereinlangte, sein Horn ansetzte und blies:

Hört, ihr Leut', und laßt euch sagen:
Unser Glock hat eilfe g'schlagen,
Nur eilf Jünger blieben treu,
Judas Kuß ist immer neu.

Was aber die Leute hinzog, das war nicht allein

der gute Wein, sondern die gute Unterhaltung, die man dort fand. Denn der Franz las viele Bücher. Wenn des Morgens die Stube leer war, holte er sie aus seinem Schrank heraus und las eifrig drin. Die meisten hatte er vom Pfarrer geliehen. Statt daß ihm dieser aber ein gut Erbauungsbuch oder eine schöne deutsche Historie gegeben hätte, lieh er ihm allerhand Gedichte, Ritter- und Räubergeschichten. Die erzählte am Abend der Franz oder las sie vor, und das hatte man bis daher noch nicht gehört im Ort, und vielen gingen die Pfeifen aus vor lauter Zuhören. Im Heimweg aber sagte mancher zum andern: „der Franz ist ein Staatskerl, der ist mehr wie der Pfarrer und Lehrer miteinander, denn so unterhaltlich ist's doch nirgends."

Zu der Gesellschaft, die hinter der Bank regelmäßig zusammenkam, gehörte allerlei Volk. Vornehmlich füllte der Feldscher alle Abend dort seinen Platz aus. Er war hereingewandert, und weil kein Feldscher im Ort war, hatte man ihn angenommen. Seine Kenntnisse waren nicht weit her; dafür hatte er aber allerlei wunderliche Arzneibücher, in denen viele Krankheiten abgebildet waren, die holte er und zeigte sie zum Trost den Kranken. Nebenbei ließ er sich sehr gern „Herr Dokter" nennen; aber wenn der Physikus ins Ort kam, verbat er sich's höflichst. Er rühmte sich, des Physikus rechte Hand zu sein, und sprach immer „ich und der Herr Physikus" oder auch, wenn ein Kranker operiert worden war: „Heut' haben wir einen interessanten Fall gehabt." Er

warf viel mit lateinischen Brocken um sich, aber es passierte ihm manchmal, daß er sie falsch verstand. So sprach er immer vom „Reformatismus“, wenn er vom Rheumatismus sprach. Seine Blutigel hatten vollauf zu thun, denn er hatte nur ein Paar, die an allen Köpfen und Herzen fungierten, und mancher hätte wegen langer Dienstzeit eine silberne Schnalle oder so was tragen können. Die Bauern rasierte er flugs, aber mit Unterschied; denn bei den Vornehmen nahm er die guten Messer und bei den Armen die stumpfen; aber Bart ist Bart, und wenn der geneigte Leser selber einen hat, so weiß er aus eigener Erfahrung, wie das thut, wenn man sich mit einem stumpfen Messer plagen muß. Der Feldscher hielt ein gut Teil von sich und sehr wenig von den Bauern, er ließ es aber nicht merken, sondern konnte jedem prächtig nach dem Maule reden und lobte, während er rasierte, diesem seinen schönen Tabak und jenem sein Vieh, wie's unstreitig das schönste sei. Am besten ging's ihm in der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr von der Leber, wo sich's um sein „Douceur“ (Trinkgeld) handelte. Er seifte somit die Leute doppelt ein, mit der gewöhnlichen Seife, wie sie der Seifensieder macht, und mit der Seife des eiteln Weltlobs, und welches die schlimmere ist, weiß der liebe Leser selber. Von der Kirche dachte er sehr niedrig und sein Hauptwort, was er immer im Munde führte, war: „Der Pfarrer und ich haben denselben Kirchenstuhl“, d. h. wenn der Pfarrer in der Kirche ist, so bin ich

nicht drin. Das deuchte ihm höchst aufgeklärt. Er wußte eine Menge abgedroschener Doktors-Anekdoten mit fadem und faulem Witz, die er hundertmale zum besten gab, aber die, wie er meinte, immer wieder gefielen. Das war einer der Hauptgäste.

Der andere war ein Doktor, der eigentlich eine Stunde weit vom Orte wegwohnte. Einst stand er in besseren Verhältnissen und war seiner Zeit ein geschickter Arzt, aber durch den Trunk sehr herabgekommen. Doch hatte er viel zu thun, denn es kostete bei ihm nicht viel. Seine Kuren und Rezepte schlugen durch. Nur mußte jeder für seine Rezepte die paar Kreuzer blank hinbezahlen, die er gleich im Ort mitnahm. Wenn er dann die Runde gemacht hatte, setzte er sich abends zum Kantenwirt hin und ließ sich Wein und Branntwein geben. Im tiefsten Grunde war ihm die dortige Gesellschaft verhaßt, und vornehmlich der Feldscher, den er als einen Fuchsschwänzer hatte kennen lernen, weil er's im Geheimen mit dem Physikus, seinem Nebenbuhler, hielt. Er stand in seiner Bildung weit über der Sippschaft, aber seinem Charakter und Wesen war sie recht; denn er konnte sich da nach Herzenslust gehen lassen. Den beißenden Witz, den er am Leibe hatte, ließ er nach Belieben los, vornehmlich auf die Kirche und die Pfarrer, und auf den Hof und die Regierung war er übel zu sprechen. Denn die hatten nach seiner Meinung zusammen gewirkt, als er um seines Trunkes willen vom Amt gekommen.

Neben ihm saß gewöhnlich der Ortsschlosser, ein gewichster und viel gereister Mensch. Seine Züge waren auffallend fein, die Stimme hoch, hell und durchdringend. Man sah's ihm auf den ersten Blick an, daß er kein Bauernkind war; aus der Stadt hatte er eine feinere Manier, aber auch ein gelbes, verlebtes Gesicht mitgebracht. Er konnte hübsch Guitarre spielen und dazu singen oder pfeifen. Wenn ihm das Gespräch langweilig vorkam, nahm er seine Guitarre und sang ein leichtfertig Lied, und die letzten Zeilen vom Lied sang die ganze Gesellschaft im Chor mit und trommelte mit den Fäusten auf den Tisch dazu. Da ward's dann dem Schlosser im Herzen wohl dabei.

An der andern Ecke vom Tisch saß der Schmiedjoseph, ein hochgewachsener, stämmiger Mann. Der war auch gewandert und hatte allerlei dabei aufgelesen, was nicht zum Handwerk gehörte, was er aber um so fleißiger nebenher trieb. Wer ihm fest ins Auge hinein sah, mußte inne werden, daß es drunten im Herzen nicht geheuer war. Denn die Augen, die einer im Kopf hat, sind bei den meisten nicht nur die Guckfenster in die Welt hinaus, sondern auch die Guckfenster ins Herz hinunter. Wenn er lachte, war's auch so sonderbar und merkwürdig, und das Lachen ist auch ein Stück von der Menschenseele. In seiner Schmiede plauderte er mehr, als er drauf los hieb, und des Morgens um elf verzapfte er den süßen Branntwein, den er vorrätig im Fäßlein hatte.

Er hatte auch viel Bücher gelesen und konnte manchesmal den Franz selber korrigieren.

In der Ecke saß noch einer, der sich sehr gut auf den Prozeß verstand und beinahe schon einmal den ganzen Gemeinderat ins Zuchthaus gebracht hätte. Der wußte allerhand Schliche und Pfiffe, als ob er das Recht aus dem Fundament studiert hätte, und machte den Bauern die Schriften, einerlei ob die Sache recht oder schlecht war. Man hieß ihn „Napoleon“, weil er immer von dem Gesetzbuch, das „Code Napoleon“ heißt, redete. Noch mancher saß da drunten, der mit anderen feil hielt, aber sich wenig hervorthat. Die reichen Bauern gingen nicht hin, denn sie hielten nichts von der ganzen Sippschaft, aber nicht aus dem Grund, weil die ganze Sippschaft nichts Rechtes war, sondern weil sie nichts Rechtes hatte. Denn beim reichen Bauer ist alles, was kein Geld hat, Lumpengesindel. Nur der kleine Bauer kam zum Franz und horchte andächtig und fleißig zu und war seelenfroh, wenn die „an der scharfen Ecke“ auch mit seinesgleichen sprachen, und freute sich, wenn er auch dann und wann ein Wörtlein mit hineinreden durfte, und meinte wunderweis, was er Gescheites gesagt hätte, und trank auch wohl zum Lohn für seine Gescheitheit über den Durst und über den Beutel.

Zu einem dieser kleinen Bauern, der spät abends vom Franz heim kam, sagte einst seine Frau: „Hammarx (Johann Markus), wie steht's mit dem Judenlämmchen? weißt du, daß morgen der Verfalltag vom Zins ist

und noch kein roter Kreuzer bei einander? diesmal gilt's unsere zweite Kuh, hast du kein Geld?" „Laß mich mit Fried," sagte der Hammarx, „das geht dich nichts an."

„Aber doch geht's mich an und deine armen Kinder, Hammarx! Seit du abends zum Franz gehst, ist kein Segen mehr im Haus; du bet'st nimmer morgens und nimmer abends und 's Essen schmeckt dir nimmer bei mir, und des Sonntags gehst du in keine Kirche mehr, es ist kein Wunder, wenn unser Herrgott einkehrt."

„Evekathrine! sei still, sonst geht's zu bösen Häusern! ich bet' für mich und brauch' kein Starkebuch und auch keinen Pfarrer, und wenn's mir schlecht geht, so geht's andern auch schlecht, und das ist mein Trost. Unsereins kommt doch zu nichts, wenn man sich noch so arg schindet und plagt. Der Mensch muß auch seine Freud haben. Wenn du einmal abends beim Franz wärst, thätst du auch nicht so einfältig reden." Die Evekathrine schwieg still und trocknete sich mit dem Schürzenzipfel die vollen Thränen aus den Augen. Am andern Morgen aber vor Tag holte der Judenlämmle schon die zweite Kuh und führte sie in aller Stille weg.

So war's abends beim Franz und morgens beim Hammarx.

Zweites Kapitel.

Selbstrat, Schalksrat!
Weltrat, wilder Rat.
Gottes Rat, guter Rat.

Zwischen diesem Kapitel und dem vorigen liegen ein paar lange Jahre. Der Feldscher läuft noch herum und seift die Leute ein, der Schlosser pfeift auch noch seine alten Stücke, der Schmied macht noch seine großen Augen und lacht so merkwürdig, und der Krämer prozessiert auch noch. Aber nur wenn du die Kante suchst, schauen dich die Leute groß an. Das Haus ist noch da, aber es ist kein Schild mehr dran, und der Franz wohnt auch nicht mehr drin, und daß es so gekommen ist, ist just kein blaues Wunder.

Der alte Vogt hatte nämlich abgedankt und ein neuer war an seine Stelle gekommen. Dessen Bruder hatte selbst eine Wirtschaft, und alle kleinen und großen Bauern gingen nun statt zu dem Franz zu dem Hirschwirt und fanden bei dem Hirschwirt alles besser als bei dem Franz. Der Hauptstolz war, daß des Vogts Bruder einschenkte, und wenn der Vogt selber in die Stube trat, da rückten sie alle weiter hinauf, um desto besser gesehen zu werden und ihren „Guten Abend, Herr Vogt", recht deutlich anbringen zu können. So blieb dem Franz nur seine Gesellschaft, die sich an der scharfen Ecke versammelte. Aber die zahlte nicht gern, und er mußte manchmal seine Kinder hinschicken, um die Schuldigkeit einfordern zu

lassen. Das war den Gästen aber nicht sonderlich angenehm. Denn „Borgen macht Freundschaft, aber wiederfordern macht Feindschaft.“ Zuletzt wurde der Franz selber sein bester Gast und schenkte sich von seinem eigenen Wein ein, lobte ihn weidlich und ließ auch manchen umsonst mittrinken. Auf die Länge aber ging's nicht. Denn die Weinhändler von drüben kamen, und wenn sie nach abgelaufener Borgfrist ihr Geld eintrieben, war immer Not, und ein Acker nach dem andern kam unter den Hammer. Da machte der Franz seiner Frau den Vorschlag, sie wollten die Wirtschaft lieber aufgeben und er wolle sich ein neues Haus bauen statt „der alten Lotterfalle“, wie er sich ausdrückte. Das war aber seines seligen Vaters Haus, von dem er also sprach. —

Aber beim Bauen hat sich schon mancher verblutet, der ein reicher Mann war, und der Franz befolgte nicht den guten Rat im Evangelio von dem Manne, der sitzt und rechnet, ob er es habe hinauszuführen. So stand das Haus wohl unter Dach, und sein und der Frau Name stand dran, aber kein gottseliger Spruch dabei wie auf den anderen Thürpfosten im Dorfe. Er wollte ein Haus herstellen wie kein zweites im Ort war, nach seinem eigenen Plan, ganz wie's ihm gefiel. Aber als der zweite Stock darauf sollte, fehlte es am Geld, und er mußte flugs das Dach darauf setzen.

So zog er mit seinen sieben Kindern ein, die ihm während der Zeit geboren worden waren. Zum Einstand kamen seine ehemaligen Stammgäste; sie thaten sich gütlich

auf seinen Zuspruch hin und bedauerten es, daß der Schild „zur vollen Kante“ nicht mehr am Leben wäre. „Es war halt doch eine schöne Zeit,“ meinte der Feldscher, „denn besseren Wein und schönere Unterhaltung gab's doch nirgends als beim Franz.“ Dasselbe Kompliment hatte er aber gerade gestern beim Hirschwirt auch gemacht, denn er rasierte ihn alle Tage.

Da begab sich's, daß der alte Ratschreiber im Ort seine Füße zusammenlegte und starb. Nach der Leiche ging alles in den Hirsch, wer nicht gerade zum Leichenimbis eingeladen war. Und dort wurde beraten, wer jetzt den neuen Ratschreiber abgeben sollte. Zum erstenmal — denn er mochte den Hirschwirt nicht leiden — ging auch der Franz hin. „Ich mein',“ sagte der Schlosser am ersten Tisch, „man sollt' einen nehmen, der recht gewichst ist und keinen Bauer.“ „Das mein' ich auch,“ sagte der Schmiedejoseph, „das versteht sich von selbst.“ „Da braucht's kein langes Besinnens,“ sagte einer von den Kleinbauern, „dort sitzt einer, der wär' recht“ und deutete auf den Franz, „der ist durch in den Büchern und ist ihm nichts verborgen im Schreiben und Rechnen und es ist ein Einheimischer und kein Fremder.“ „Ja, und für seine sieben Kinder wär's auch ein Glück, er könnte sich besser durchbringen,“ meinte ein Vierter. So ging die Rede hin und her. Der Franz that, wie wenn er von allem kein Wörtlein hörte, aber er horchte fein auf. Einer hatte noch still zugehört, das war der Vogt. Nachdem er herum gehorcht hatte, ging er heim. Des Abends aber kam sein Bruder

zu ihm und sagte zu ihm: „Julles, wer wird denn den Ratschreiber geben?" „Weiß ich's?" sagte der Vogt, „das wird sich schon ausweisen. Weißt du einen?" — „Ja, ich wüßt' einen — ich meine der Franz wär' recht." „Der Franz," sagte der Vogt, „der ist durchtrieben." „Gerade deswegen," sagte der Hirschwirt, „horch Bruder, du weißt, daß bei euch auch nicht alles eben hergeht, und es könnt' euch einer leicht in die Karten gucken. Da ist's am besten, man läßt so einen mitspielen, dann schad't er nichts. Zudem ist er uns spinnenfeind von wegen der Wirtschaft und daß er seinen Schild hat einziehen müssen. Und er hat einen bösen Anhang. Solchen Leuten ist nicht zu trauen. Die spüren jeden alten toten Hund auf, und werfen ihn einem vor die Thür. Einem bösen Hund muß man aber zwei Brocken hinwerfen. Nimm dich in acht — das ist mein Rat." Und damit ging er fort.

In derselben Nacht aber ließ der Vogt den Franz noch holen, schloß die Thüre zu und hieß ihn sich setzen. Dem Franz war's heiß und kalt geworden, und sein Herz klopfte ihm, als ob er schon Ratschreiber wäre.

„Ich habe Euch rufen lassen, Franz, um Euch was zu fragen," sagte der Vogt.

„Das wär'," sagte der Franz.

„Ihr wißt, daß der alte Ratschreiber tot ist, und wir brauchen einen neuen. Da hab' ich an Euch gedacht. Ihr seid durch im Schreiben und Rechnen und in den Büchern. Zudem habt Ihr eine starke Familie, und ich schaue immer auf solche Leut', denen ich helfen

kann. Es kommt nur auf ein Wort von mir an bei Amt, und Ihr seid's. Ihr könnt Euch ein schön Stück Geld verdienen, wenn Ihr fleißig seid. Zudem kriegt Ihr noch den Accisdienst, wenn Ihr Euch gut haltet; der wirft auch sein Teil noch ab. Was meint Ihr dazu?"

Dem Franz klopfte hörbar das Herz, und er sagte: „Wenn der Herr Vogt keinen anderen weiß, so hätte ich nichts dagegen."

„Wegen dem — andere giebt's genug, Franz, die mit allen Fingern darnach schlecken. Ich hätt' schon ein schön Stück Geld haben können von einem, noch ehe der alte Ratschreiber recht kalt war, wenn ich ihn gewollt hätt' — aber das sind meine Sachen nicht. Mir ist der Mann die Hauptsache, drum hab' ich's Euch angeboten. Wenn Ihr also wollt, so ist die Sache fertig. Doch sollt Ihr's noch überlegen. Es pressiert nicht. Überlegt's Euch einmal. Aber sagt niemand was davon. Ihr könnt jetzt gehen."

Der Franz dankte dem Vogt und ging hinaus. Es war eine dunkle Nacht. Am liebsten hätt' er den gewußt, der gern Ratschreiber hätte werden wollen. Er dachte an den und jenen, aber an den Rechten kam er nicht, und doch war er ihm so nahe.

Der Ratsdiener konnte aber seinen Mund nicht halten, und des Abends erzählte er ganz im Vertrauen, daß er den Franz zum Vogt bestellt hätte. Und im Vertrauen ging das immer weiter, bis es das halbe Dorf wußte.

Da kam's auch hinaus in ein stilles Haus. Des

Nachts ging dort die hintere Gartenthür auf, aus der man auf dem Feldweg ums ganze Ort ungesehen gehen konnte. Ein Weib trat heraus. Das Tuch dicht über den Kopf geschlagen, huschte sie schnell hinter den Gärten



vorbei, bis sie wieder an einer Gartenthür stand. Sie mußte dort bekannt sein, denn sie langte darüber hin und hängte den Schlüssel ab, der innen lag und schloß auf und ging durch den Garten mit seinen Blumen, auf die der Vollmond sein volles Licht goß. Dort hinter

eine große Malvenstaude trat sie, kniete nieder und sprach: „Ach lieber himmlischer Vater, Dich ruf' ich unter freiem Himmel an, hilf mir und gieb mir Mut und dem Franz ein andres Herz." — Schnell stand sie auf und ging entschlossen über den Hof ins Haus und stand mit einemmale in der Stube. Die Kinder hatten eben abgegessen und waren ins Bett gegangen, die Schüsseln standen noch auf dem Tisch. An einem Schreibtisch saß der Franz und schrieb. Er wandte sich um, als die Frau das Tuch zurückschlug und freundlich „Guten Abend bei einander" sagte. Die Frau des Franz war aufgestanden und ihr entgegengegangen mit den Worten: „Noch so spät, Schwägerin, das ist ja eine große Ehr'." Die Schwägerin setzte sich. Das Licht fiel voll in ihr Gesicht. Das waren starke, ernste Züge, mit tiefen Furchen und Falten durchzogen, das Auge aber mild, und ein Strahl Liebe floß daraus. „Es hat mich was hergetrieben," sagte sie nach einer langen Pause, „das steht mit mir auf und geht mit mir schlafen und kann's nicht klein kriegen."

„Was denn," sagte der Franz, „sag's nur."

„Ich habe gehört, du thät'st Ratschreiber werden, Franz, ist das wahr?"

„Nun und wenn's wär'" — sagte der Franz, „hätt'st du vielleicht was dagegen?"

„So kann ich nichts dagegen haben, was du thust, aber ich hab' dich warnen wollen. Bedenk's, Franz."

„Dazu brauch' ich dich nicht — und ohnedem sollt

ihr Weiber euch nicht in unsere Mannssachen mischen, das steht euch nicht an und das versteht ihr auch nicht."

„Nun, so viel ich aber versteh', darf ich doch sagen und zudem haben mir's auch noch Männer gesagt, die's gut mit dir meinen."

„Ja, schön gut meinen, bleib' mir nur mit denen daheim! Ihr könnt nicht anders, als mit euren Ochsen und Gäulen im Acker wühlen und am Sonntag hinter der Bibel sitzen und meint, es müßt jeder ein so elendig Leben führen wie ihr."

„Franz, es ist dir ja nur zum Guten geredet, hör' mich nur an, dann kannst du ja noch immer thun, was du willst."

„Nun, so mach'," sagte der Franz.

„Sieh', Franz, erinner' dich an unsern Vater selig, was dem sein Amt eingebracht hat! Nichts als lauter Haß und Feindschaft. Warum? So geht's, wenn man dem Bauer ein Amt giebt. Erst hat man mit den Leuten gelebt als ihresgleichen, und auf einmal ist man hoch drüber und soll befehlen. Und das Amt verlangt, man soll recht kurz und grob sein, daß die Leut' Furcht kriegen und das giebt nichts als lauter Feind'! Wenn du einmal an einen kommst von deinen alten Zechbrüdern und dem den Rost herunterfegen sollst, oder ihn einklagen und ans Amt berichten, wirst du sehen, was es giebt. Dicke Freundschaft, dicke Feindschaft, wann's aus'nander geht; die werden dir's eintränken."

„Bist du am End'?" sagte der Franz.

„Noch nicht ganz, mir ist's noch um was zu thun, Franz, ich bin bald fertig, hab' nur noch Geduld. Sieh', so ein Amt hat viel Gefahr und Verleitung zu allerhand. Guck', der Hochmutsteufel hat dich schon weggebracht von der Kante und vom ehrlichen Handwerk, und die Schreiberei bringt dich noch weiter von deinem Herrgott weg. Da heißt's auch, Herrendienst geht vor Gottesdienst, am Sonntag in der zugeschlossenen Ratsstub' schaffen, und dein Platz in der Kirche bleibt leer. Da heißt's: Herr Ratschreiber hinten und vornen, und das thut einem wohl und man meint, man sei von besserm Getüch als andere Leut', und der Hochmut kommt immer vor dem Fall. — Laß mich nur ausreden. Da kommt so manches, was krumm und bucklig ist, und was du glatt machen sollst und kommst in allerhand Versuchung 'nein und kannst nimmer hinter sich noch vor sich. — Vergangene Nacht hat mir's geträumt, wie du Ratschreiber wär'st, und ich wär' am Fenster vorbei und hätt' dir geklopft, du hätt'st aber nicht aufgeschaut noch dein' Kopf gehoben; und bald darauf wäre einer gekommen, den ich noch nie gesehen hab', mit einem dicken Schnurrbart, und hätt' dir gewinkt und du wärst mit ihm immer weiter fort durch eine Ortschaft nach der anderen bis zuletzt in ein großes Haus, und wie du 'nein bist, ist eine schwere, eiserne Thür zugefahren und ich hab' dich am Rock gehalten und dich zurückziehen wollen; aber der Mann mit dem Schnurrbart hat gesagt: „der gehört unser," und durch den Stoß, den er mir gegeben hat,

bin ich verwacht. Franz, der Traum bedeut't nichts Gut's — guck, ich will lieber das Hemd vom Leib hergeben und ein paar von euren Kindern nehmen, als daß du ins Verderben rennst."

Der Franz hatte schon ein paarmal den Mund aufgethan, um ihr in die Rede zu fallen. Aber die Schwester sprach in einem Atemzuge fort. Nur bei dem Traum fror es ihn, denn so ungläubig er sonst war, so hielt er doch etwas auf Träume. Als er sich aber ein wenig erholt hatte vom ersten Eindruck, sagte er: „Du kommst zu spät, meine Sache ist schon fertig, eben hab' ich dem Vogt geschrieben und die Sache richtig gemacht, ich bin zu gut für einen Bauern und mag nicht mit ein paar miserablen Kühen aufs Feld fahren, dazu bin ich nicht erzogen worden. Und wenn ich nicht Ratschreiber werd', so wird's doch ein anderer, es muß doch einen geben. Zudem verdiene ich ein schön Stück Geld, habe meine Äcker und mein Holz aus dem Wald und kann meine Kinder was lernen lassen, daß sie sich in ihrem Leben nicht zu schinden brauchen. Ich brauch gottlob und Dank eure Hilfe nicht, und kann meine Kinder selber verhalten. Ich habe die Leute kennen lernen und weiß jeden Vogel zu locken, und was den Hochmut angeht, so ist das die alte Leier, die ich schon hunderttausendmal gehört hab', wegen der hättest du können daheim bleiben mit samt den Männern, die's gut mit mir meinen. Ich will mein' Sach' schon selber durchfechten und brauch' keinen Menschen und auch deinen Herrgott nicht."

Die Schwester stand vor ihm und sah ihm mit einem Blick voll Mitleid in die Augen. „Franz,“ sagte sie, „ist das dein letztes Wort? überleg's nur einmal heute nacht, ehe du die Schrift abschickst, und überleg's, was du alleweil gesagt hast von unserm Herrgott. Wenn du's aber doch thust, da will ich warten, bis du heruntergeschmissen wirst und den großen Fall thust, weil du dein Haus auf Sand gebaut hast. Dann hörst du vielleicht eher auf mich.“ „Frau Schwägerin,“ sagte sie, indem sie sich an seine Frau wandte, „reden Sie ihm doch ab, er soll's nicht thun.“

Im kalten Ton sagte die Schwägerin: „Das sind seine Sachen, die geh'n mich nichts an.“

Die Schwester sagte gute Nacht und schlug das große Tuch um den Kopf und schlich heim, wie sie gekommen war. Eben blies der Wächter die zehnte Stunde, und sie hörte ihn singen:

„Zehn Gerechte waren nicht
Dort bei Sodoms Strafgericht.“

Ihr aber war's ums Herz, als zöge ihr Bruder hinab zu den Leuten von Sodom. Daheim stand der Franz und sein Weib im Schweigen. Endlich schlug er eine helle Lache auf und sagte: „Ist sie fort, die Kopfhängerin? die kann's besser wie sechs Pfarrer.“ „Laß sie schwätzen,“ sagte seine Frau, „wenn sie genug geschwätzt hat, ist sie von selber wieder still.“

Aber des Nachts schlief der Franz unruhig und träumte laut von der eisernen Thür, die zugefahren war,

und hörte sie auch plötzlich wirklich zufahren, so daß er vom Schlag und vom Knall aufwachte. Es war aber nur der Laden, den der Sturmwind mit Macht zugeworfen hatte.

Am folgenden Morgen stand er frühe schon vor dem Vogt und unterschrieb das Papier, wonach er nach Recht und Gewissen laut Diensteid sein Amt als Ratschreiber und Accisor versehen sollte.

Drittes Kapitel.

Vorgessen Brot
Bringt Kummer und Not!

Ein paar Jahre sind wieder drüber hin. Beim Hirschwirt sitzen der Schmiedjoseph, der Schlosser und der Feldscher und noch ein paar Bauern. Gerade war der Tabak verkauft worden, und das klingende Geld hatten sie eben auf der Ratstube geholt. Erst wollten sie eins trinken, eh' es heimging.

„Wißt ihr was Neues?“ sagte der Schlosser.

„Was denn?“ riefen sie alle aus einem Mund.

„Ei,“ sagt der Schlosser, „dem Ratschreiber seine Große trägt einen Hut mit roten Blumen und weltslange Bänder d'ran. Ich bin ihr heut nachgeschlichen. Erst ist sie vors Ort hinaus mit dem bloßen Kopf, dann hat sie sich draußen umgeschaut, ob nirgends einer um den Weg wär' und dann — wubb dich — hat sie unter dem Halstuch den Hut vorgezogen und aufgesetzt; dann

hat sie keinen mehr angeschaut, bis sie in die Stadt gekommen ist. Ich bin ihr aber hinten durch den Wald immer nachgelaufen und hab' alles sehen können."

„Ja," sagte der Schmiedjoseph, „da könnt' man noch viel sagen von dem Staat, den die anhängen haben. Die zweite, die hat auch eine Vorstecknadel wie einen Kronenthaler so groß und drauf ist einer abgemalt mit gebrenntem Haar und gewichstem Schnurrbart und einem schwarzen Tuchrock und mit einer Uhrenkett'. Ich möcht' nur wissen, wo die das Geld herkriegen?"

„Das möcht' ich auch wissen," sagte einer von den reichen Bauern und langte nach seiner Gurte. „Äcker hat er wenig und daheim sind's viel Mäuler. Im Hause wird nichts gesponnen, und doch wird nichts als frisch Bäckerbrot gegessen und alle Tage Fleisch. Was sich unser eins in einem Monat nicht erlaubt und am Mund abspart, das erlaubt der sich alle Tage."

„Der wär ein rechter Esel, wenn er's nicht thät," sagte der Schlosser, „wer's lang hat, läßt's lang hängen," sagt man als. „Und wo er's Geld herkriegt, das könnt' ich auch sagen, wenn ich's sagen wollt'."

„Sag's," sprach der Schmiedjoseph.

„'S wird nichts gesagt," antwortete der Schlosser, mit den Augen blinzelnd und mit einem vielsagenden Lächeln, „das wird sich alles ausweisen."

Da fing der Feldscher auch an, der zu unterst saß. „Horcht," sagte er, „den bringt der Hochmut noch um. „Habt ihr's nicht gesehen, wie er unser einen nicht mehr

anguckt und kaum die Zeit bietet, wenn man ihn grüßt?"
„Das brauchst du mir nicht erst zu sagen," sagte der Schmiedjoseph, „das ist eine alte Sache, und mich hat er vorab auf'm Korn. Letzthin hat er mich ans Amt bericht't wegen dem Branntweinschenken. Er muß seine Feder tüchtig gespitzt haben, denn an einem schönen Morgen, wie ich an gar nichts von der Welt denke, steht euch so ein Gensdarm in der Schmiede und sieht uns zu beim Trinken. Wer die Gläser nimmt und in die dunkle Kammer geht und das Fäßle vorzieht unter den Brettern und mir nichts dir nichts alles mitnimmt, ist mein Gensdarm. Den Platz hat ihm aber der Franz verraten, das hat mir der Vogt selber gesagt. Denn das hat der Gensdarm nicht aus den Fingerspitzen suckeln und nicht riechen können. Aber es ist gut, es wird ihm mit Zins heimbezahlt, wartet nur."

„Weißt du, warum du dem Ratschreiber feind bist?" sagte der Schlosser.

„Ich wüßt nicht," sagte der Schmiedjoseph.

„Aber ich weiß," sagte der Schlosser. „Weil du selber hast Ratschreiber werden wollen und beim Vogt ein schön Stück Geld hast springen lassen. Gelt so ist's?"

Der Schmied war dunkelrot. Grell sah das Weiße aus den Augen heraus, als wollt' er den Schlosser durchbohren. Aber schnell faßte er sich und sprach mit schrecklichem Lachen: „O du einfältiger Schlossersg'sell, glaubst du auch noch so dummes Zeug, du dauerst mich."

„Nun," sagte der Schlosser, „brauchst nicht bös zu

werden, 's ist nur, daß man davon sagt. Nichts Gewisses weiß man nicht, und was man weiß, das sagt man nicht, heißt's als. Ich hab' nur so was läuten hören."

Zum Glück für den Schlosser fing der Feldscher wieder zu reden an, denn sonst wären die beiden hintereinander gekommen. „Aber wieder vom Franz was," sagte der Feldscher, „es ist doch elend, wie der's den Leuten macht. Vor keinem Menschen, selbst vor dem Pfarrer nicht, thut er die Kapp' mehr herunter. Die armen Leute thut er plagen und den Reichen zieht er's Geld aus dem Sack. Es kann keiner seinen Acker protokolliert bekommen, wenn er nicht tüchtig spendiert." „Es mag ihn kein Mensch," sagte einer von den reichen Bauern. „Wer hat den nur zum Ratschreiber gemacht? So einen, der gar nichts hat?"

„Das ist eine schöne Gesellschaft," sagte ein anderer. „Letzten Sonntag während der Predigt kommt eine Chaise voller Schreiber, und die halten g'rad an der Kirche. Mein Polizeidiener muß aber hinauf in die Kirche und den Vogt und den Ratschreiber holen und sagen ‚'s pressiert arg.' Und der nicht faul, pockelt die Kirchenstieg hinauf und schwätzt so laut, daß man's in der halben Kirch' hat hören können. Und die zwei poltern die Treppe herunter, und drunten steht der Omnibus, und der dicke Amtsschreiber ruft: ‚Als herein, ihr Herrn, bei uns ist auch Kirch'', und fort sind sie gefahren in die Stadt und abends benebelt heimgekommen. Das ist alles von wegen dem guten Beispiel. Es ist

eine wahre Schande, die Kirche ist also nur gut fürs Bauernvolk."

„Das muß doch ein schön Stück Geld kosten, das Wirtshäuseln, denn das könnt ihr euch ja an euren fünf Fingern abzählen, daß die keine Rüben drin essen," sagte der Schmied.

„Ja, die trinkeh auch keinen Essig, und wenn sie abends voll sind, dann giebt's morgens so ein Sauer-essen, um den Magen wieder zu rangieren." „Das geht alles aus unserem Sack, ihr Leut'," fügte der Schlosser noch hinzu. „Aber an mich traut sich der Ratschreiber nicht, den hab' ich am Bändel wie einen Schoßhund."

„Mit dem nimmt's noch ein bös End', das werdet ihr sehen," sagte einer von den reichen Bauern, indem er sich behaglich seine Pfeife stopfte.

So ging's noch eine Weile fort über den Franz. Hinter dem großen Ofen aber saß einer, der hatte gethan, als schliefe er hinter seinem Bierglas, aber er paßte doch auf, so daß ihm kein Wörtlein entfiel. Schweigend stand er auf, nachdem er seine Schuldigkeit unters Glas geschoben hatte. 'S war ein fremder Mann, den keiner kannte, und drum schob keiner sich einen Riegel vor den Mund.

Zu derselbigen Zeit aber ging ein anderer Mann das Dorf hinunter mit schnellen Schritten, bis er endlich an einem Laden klopfte. Der Laden ging langsam auf und eine Stimme rief: „Wer ist da?"

„Wer wird da sein," sagte der Mann draußen, „der

Vetter von drüben herüber, wenn Sie's gütigst erlauben, Frau Bas."

„Was tausend, Herr Vetter," sagte die Frau, „ich bitt' um Entschuldigung, ich mach' gleich auf."

Gleich darauf ging das Thor auf, und der Herr Vetter stand in des Ratschreibers Stube. „Ei, guck'n mal," sagte er, indem er sich umschaute, „wie schön sieht's bei euch aus! Alles nobel wie in der Stadt, das lieb' ich, ich kann das bauernmäßige Zeug nicht leiden. Der Spiegel, die Vorhäng', das Kanapeechen ist alles hübsch. Wo ist denn der Herr Vetter?"

„Er ist noch in der Gesellschaft bei den Herrn, es wird aber nicht mehr lang anstehen, so kommt er, nehmen Sie nur einstweilen Platz, Herr Vetter. Gretl, back dem Herrn Vetter ein paar Eier und hol' die übrigen Kotlett von heute Mittag."

„Eier und Kotlett," sagte der Vetter, „das ist mein Leibessen und ein bissel Senf oder Salat oder so was, das ist recht, Frau Bas, das ist ganz mein Gusto."

„Nun, wie geht's drüben?" sagte die Frau.

„Wie wird's gehen," sagte der Vetter, „wie man's treibt. Heut' so und morgen so — aber die Hauptsach ist: Geld vollauf. Die Frucht ist im Preis und der Wein und der Tabak gilt schön Geld, da kann man dabei bestehen. Das freut mich nur, daß wir in der Verwandtschaft angesehene Leut haben, und daß der Franz was ist."

„Ja, das muß man sagen, geehrt ist der Franz,

Herr Vetter. Wo was ist, da ist er dabei, bei Amt und überall. Morgen muß er gleich mit Ihnen eine Fahrt machen, wenn's Ihnen recht ist."

„Mir ist alles recht," sagte der Vetter, „wenn ich mich nur amüsier'."

Der Vetter schlief schon, als der Franz kam; die Frau erzählte ihm vom Vetter.

„Der kommt mir recht überzwerch, der reiche Geldprotz," sagte der Franz.

„Horch, schimpf' mein Vetter nicht, er ist aus meiner Verwandtschaft und ein angesehener Mann."

„Was hilft mich sein Ansehen, er hätt' können daheim bleiben mit seinem ewigen Maul."

„Franz, du weißt nicht, wozu der Vetter gut ist. Morgen will er mit dir wohin, da mußt du ihm ein bißchen den Bauch streichen und ihn freihalten."

„Ich den freihalten? mit was denn? Geld hab' ich kein's." „Das nutzt alles nichts," sagte die Frau, „ich könnt' mich nirgends mehr sehen lassen, wenn wir den Vetter nicht traktieren thäten. Ich sag' dir's noch einmal, veracht den Vetter nicht, er hat heut erzählt, er hätt' Geld wie Heu."

Der Franz ging zu Bett. „So!" sagte er nachdenklich, „Geld wie Heu!" Wie er morgens aufstand, war der Vetter schon da. Bald stand ein Bernerwägelchen vor dem Haus, und die zwei fuhren fort. Gar herablassend konnte der Ratschreiber den Leuten danken, wenn sie ihn grüßten. Im Amtsstädtlein sah der

Vetter alles Merkwürdige; dann restaurierte ein vorzügliches Essen ihren Magen und den von noch ein paar Herren aus dem Städtchen. Als der Vetter Anstalten machte zum Zahlen, drängte sich der Ratschreiber vor und sagte: „Nichts da, Herr Vetter, ich zahl's!“ und warf mehrere Großthalerstücke hin. „Nun, wir machen's wieder quitt,“ sagte der Vetter. Als der Wirt aber ein tiefes Kompliment machte und dem Herrn Ratschreiber viele Empfehlungen mitgab an seine Frau Liebste, und der Vetter hinaufgeholfen bekam vom Herrn Amtsschreiber selbst, da blies er lustig den Dampf aus seiner Cigarre und sagte: „Herr Vetter, Ihr seid ein gemachter Mann, Respekt davor, ein nobler Kerl, so hab' ich's gern.“ Er merkte aber nicht, wie der Franz zerstreut auf dem Wagen saß und sorgenvolle Furchen über seine Stirne sich herzogen, während die Nacht ihren Schleier dicht über die Gegend und das rollende Gespann warf.

Viertes Kapitel.

Freunde in der Not
Gehn hundert auf ein Lot.

In der Obereinnehmerei zu H. ging's unruhig her. Es war Ablieferungstag. Männer kamen und gingen und brachten die Geldlieferungen. Als alle Leute wieder fort waren und der Obereinnehmer sich eben behaglich seine Pfeife stopfte, um auszuruh'n, da klopft es und

herein trat der Mann, der jüngst so still am Wirtshaustisch gesessen. „Nun, Herr Sergeant, was bringen Sie Gutes?“ sagte der Obereinnehmer.

„Guts gerade nichts,“ sagte der Sergeant. „Gutes und Böses, wie man's nimmt. Es giebt halt viele schlechte Leut! Unter vielen giebt's allerhand.“

„Das ist richtig,“ sagte der Obereinnehmer. „Aber Sie wissen, daß ich die allgemeinen Wahrheiten nicht leiden kann. Heraus mit der Sprache, Herr Sergeant.“

„Wenn's sein muß, will ich's sagen. Da sitze ich vergangene Woche im Hirsch in B . . . . . und trink still meinen Schoppen. Gekannt hat mich keiner, denn ich war in Civil und war zum erstenmal im Ort, seitdem ich den Posten habe. Da sitzen Ihnen drüben am Tisch ein paar Bauern, und bei ihnen noch drei oder vier Kerl mit bärenmäßigen Gesichtern. Erst haben sie gedißelt, dann ist's aber immer lauter geworden; sie haben's von einem gehabt, den sie nur den Franz geheißen haben. Unter anderem kam auch die Rede auf seinen Staat und auf der Töchter ihren Staat, und woher er das Geld kriegen thät. Ich habe gethan, als wäre ich eingeschlafen über dem Gespräch, aber ich hab alles gehört, und dann hab' ich mich bei der Wirtin auf die Lauer gelegt. Die hat ihren vollen Kropf ausgeschüttet, und da hab' ich gehört, 's wär der Accisor und Ratschreiber gemeint. Drum hab' ich nur den Herrn Obereinnehmer ganz unmutmaßlich warnen wollen; Sie sollten einmal dem Accisor ein bißchen auf die Finger sehen, wenn er's Geld abliefert.“

„Was!“ sagte der Obereinnehmer, „der Accisor? So richtig wie der liefert keiner ab, das könnt Ihr gleich sehen, da liegt noch das Buch ganz warm da.“

„Mit Vergunst, Herr Obereinnehmer, wenn ich was in meinem Unverstand sagen dürft': ich geb' nicht viel drauf, wenn einer seine Rechnung so glatt hat. Alleweil laufen die meisten Dieb' in Fräck' und goldenen Ketten herum, bei denen ist auch alles glatt. Wenn's nur klappt unten, so ist oben alles recht, es kann aber deswegen doch einer ein Spitzbub sein. Da reißt einer Löcher auf und macht andere zu. Mir ist der Mann immer die Hauptsach und die Kontroll die Nebensach — aber man denkt als: der wird scharf kontrolliert, was kann er machen?“

„Sergeant, es mag etwas Wahres sein an dem, was Sie sagen, aber im ganzen ist's doch falsch, denn es geht nichts über unsre Kontroll. Da lauft kein roter Kreuzer durch. Erst kontrolliert der Einnehmer, dann ich und dann der Hauptkontrolleur und dann die Herren in der Hauptstadt bis hinauf, — wo so viel Augen sind, da ist's unmöglich, daß Eines einen betrügt.“ —

„Mit Verlaub,“ sagte der Sergeant, „die Kreuzer mögen richtig sein, aber der Mann nicht. Zudem sagt man nicht umsonst: ‚Viel Köch' versalzen den Brei.‘ — Selber hinfahren und von Zeit zu Zeit selber gucken, wie's steht, das wär' das Rechte.“

Der Obereinnehmer lachte mitleidig. „Nun, Herr Sergeant, Sie denken und reden, wie Ihnen der Schnabel

gewachsen ist, wir wollen sehen, wer Recht behält. Horchen Sie nur weiter über den Mann und sagen Sie mir's wieder."

„Offen gestanden," sagte der Sergeant, „das thu' ich eigentlich nicht gern. Ich mag nicht so herumhörcheln, ich pack' lieber meinen Mann aufs Korn und sag' ihm mein' Meinung fest ins Gesicht, noch ehe er den Karren umgeschmissen hat."

„Nun, das mögen Sie auch thun. Warnen Sie ihn. Es wär' mir leid um ihn. Doch horcht, hat's nicht eben geklopft?" „Herein," rief der Obereinnehmer, und herein trat der Schmiedjoseph. Der Sergeant war hinter ein großes Pult getreten, so daß man ihn nicht sah.

„Was ist Ihr Begehr," sagte der Obereinnehmer.

„Ich bin von B . . . . und dort ein Schmied. Und hätt' was zu reden mit dem Herrn Obereinnehmer."

„Nun sagt's, aber macht's kurz. Die Bureauzeit ist bald um."

„Ich will zwar nichts gesagt haben und meinem Nebenmenschen nicht schaden. Aber der Staat soll auch keinen Schaden leiden."

„Nun, was denn? und laßt Eure Redensarten weg. Nicht wahr, 's ist wegen dem Accisor?"

„So, der Herr Obereinnehmer haben's schon gehört? das ist mir um so lieber. Ja, es ist arg, wenn man dem zusieht. Erstens einmal den Staat und den Aufwand, den er treibt. Erst vor ein paar Tagen ist er mit seinem Vetter herumgefahren ein paar Tag' lang,

da haben sie allerhand getrunken, und der Ratschreiber hat alles bezahlt. Und dann ist er ungerecht. Den einen drückt er und den andern nicht. Da hat er einen, den Schlosser, der zahlt's ganze liebe Jahr nichts, und unsereins muß zahlen, wo's was giebt. Mit den Vornehmen hat er Geduld, und das gemeine Volk plagt er. Da soll ich wieder so einen Zettel zahlen und kann nicht."

„Zeigt einmal den Zettel her," sagte der Obereinnehmer und ging hin und nahm das Hauptbuch. „Gustav Gräber ist Euer Name?" „Ja," sagte der Schmiedjoseph. Nach einigem Blättern fand er ihn. „Ja, lieber Mann, Ihr seid noch mehr schuldig als das, da ist noch eine ganze Reihe von Posten im Ausstand."

„Was? ich soll noch mehr schuldig sein? ich hab' all mein' Sach' bezahlt," rief der Schmied erstaunt.

„Da guckt her" — und damit las er dem Schmiedjoseph eine Reihe von Posten her, die er nicht bezahlt hatte.

„Ich hab' alle Quittungen," sagte der Schmied.

„Nun, es ist gut. — Sergeant, wenn Sie ins Ort kommen, bringen Sie die Quittungen mit."

Der Sergeant richtete sich auf und hielt seinen Blick fest auf den Schmiedjoseph, der jetzt den Mann wiedererkannte, der dort am Tische saß, und blaß ward.

„Herr Obereinnehmer, ich werd's thun," sagte der Sergeant.

„So, Ihr könnt abtreten," sagte er zum Schmiedjoseph.

„Das sind Sachen," sagte der Obereinnehmer.

„Nun, wie ich gesagt hab'," sagte der Sergeant. „Aber, Herr Obereinnehmer, der Kerl ist grad' so schlecht wie der Ratschreiber."

„So, woher wissen Sie das?"

„Weil's purer Haß von dem ist, daß er kommt und klagt. Der hat einst zu seinen guten Freunden gehört. Er hat einen Schnapshandel getrieben, den ihm der Ratschreiber und Accisor gelegt hat. Und daher kommt der Haß. Das ist wieder ein Stück von dem ehrlichen Bauernvolk."

„Ich hätt' das nicht hinter dem Mann gesucht," sagte der Obereinnehmer.

„Hinter dem? den braucht man nur anzugucken. Ich will ihm aber meine Meinung schon sagen, wenn ich hinkomme."

„So, was wollen Sie ihm sagen?"

„Ich will ihm sagen, daß er ein schlechter Kerl ist. Wär' er hingegangen zu seinem Freund und hätt' ihn gewarnt zuvor, wär' besser gewesen, als so hinten herum zu kommen."

„Nun, Sergeant — es ist gut! gehen Sie schnell hin zum Herrn Amtmann, ich will gleich einmal wegen diesem Kameraden sprechen."

„Herr Obereinnehmer — mit Verlaub — doch nicht wegen dem Ratschreiber? O warten Sie noch ein wenig! es kann sich ein Mensch auch bessern, und unser Herrgott hat auch Geduld mit einem!"

„Ja, was! Herrgott hin, Herrgott her," sagte der

Obereinnehmer, „wenn er defraudiert hat, da marschiert er ins Zuchthaus, da hilft ihm kein Herrgott.“

„O Herr Obereinnehmer, seien Sie nicht auf einmal so scharf, Sie sind ja vorhin so nachsichtig gewesen. Allzu scharf schneid't nicht.“

„Nun, wir wollen sehen, ob was zu machen ist,“ sagte der Obereinnehmer, „ich glaub' aber schwerlich. Denn da könnte es am End' unsereins übel büßen. Sie können gehen,“ sagte der Obereinnehmer, dem das Gespräch nachgerade gefährlich vorkam. „Er wär' ganz recht,“ sagte der Obereinnehmer, indem er die Pfeife, die ihm ausgegangen war, wieder anzündete, „wenn er nur kein Pietist wäre. Er hat so was Offenes und Gerades, und unsereinem, der alle Tage sechsmal schwarz auf weiß angelogen wird, thut es wohl, auch so dann und wann die Wahrheit zu hören.“

Was aber der Sergeant vom Obereinnehmer dachte, das ward nicht laut, als nur in einem stillen Seufzer.

Ein paar Tage darauf stand der Sergeant vor des Ratschreibers Thüre. Er klopfte und trat ein.

„Ich habe mich bei dem Herrn Accisor und Ratschreiber nur empfehlen wollen,“ sagte der Sergeant. „Ich bin der neue Sergeant hier, in der Gegend stationiert.“

„Das freut mich,“ sagte der Ratschreiber. „Frau, hol' eine Flasche Wein und etwas zum Essen.“

„Wenn's für mich sein soll, — wegen mir machen Sie keine Umständ', ich nehm' nichts.“

„Nun 'n Schluck Wein werden Sie aber doch trinken?“ sagte der Ratschreiber.

„Nein! ich dank schön. Erstens trink ich morgens keinen, und zweitens leidet's der Dienst nicht.“

Das letzte Wort hatte den Franz etwas betroffen gemacht.

„Schön Wetter draußen,“ sagte der Franz.

„Ja,“ sagte der Sergeant, „Gott Lob und Dank, wenn's nur im Herzen auch immer so schön Wetter wär' und die Friedenssonne hineinschiene, aber da fehlt's als, Herr Ratschreiber.“

„Nun, allezeit kann man auch nicht immer lustig sein,“ sagte der Ratschreiber.

„Wie man's nimmt, Herr Ratschreiber. Wenn's sauber unter dem Brusttuch ist und ein Mensch aufrichtig herwandelt vor seinem Gott, dann kann man immer fröhlich sein, auch wenn's noch so hinderlich geht.“

„Ja, aber die Geschäfte,“ sagte der Ratschreiber, „die treiben ein'n viel davon ab.“ (Denn so klug war er schon, daß er des Sergeanten Denkart los hatte und ihn nicht vor den Kopf stoßen wollte.)

„Grade im Beruf,“ sagte der Sergeant, „kann man sein Christentum zeigen, ob's was ist oder nicht; da muß einer mit jedem Wort und jedem Kreuzer treu sein, sonst geb' ich nichts drauf.“ Namentlich das letzte Wort vom Kreuzer betonte der Sergeant so stark, daß es dem Ratschreiber heiß und kalt ward. „Das ist

richtig," sagte der Ratschreiber, „man muß sich heutzutag zusammen nehmen."

„Besonders wenn man ein Amt hat, wie Sie eins haben, lieber Mann" — sagte der Sergeant, „da giebt's viel Aufpasser. Da muß man sich auch in acht nehmen, daß man nichts von der Kasse in seine eigene Wirtschaft bringt, denn 's Geld lockt einen, und man denkt immer, es kommt wieder hinein. Drum heißt's alle Morgen beten: ‚Herr, führe uns nicht in Versuchung'. Es paßt aber einer auf, der uns besser nachrechnet als alle Revisor von der Welt, und den kennt Ihr auch. Das ist der, von dem der Psalm sagt: ‚Herr, du erforschest mich und erkennest mich'."

Der Ratschreiber stand auf und sagte: „Ich muß jetzt vor auf die Ratstube, ein andermal wollen wir wieder davon sprechen."

„Aha," dachte der Sergeant, „das ist der Landpfleger Felix im Bauernkamisol." „Nun zum Abschied laßt's mich klar heraussagen," sagte er. „Ich hab Euch nur bisher so auf den Zahn gefühlt. Aber Ihr habt einen Zahn im Maul, der Euch weh thut, Herr Ratschreiber. Reißt ihn heraus, sonst steckt er die andern an. Ich meine, Eure Rechnungen sind nicht ganz sauber und richtig, und Euer Geld auch nicht. Ich rat Ihnen zum Guten, wenn's fehlt, verkaufen Sie was, bis alles gedeckt ist, und geben Sie den Dienst ab, denn er ruiniert Sie."

Wäre der Franz ein Mann gewesen, so hätte er

sich bei der treuen Seele bedankt, aber so fuhr er auf und antwortete ihm im trotzigen Ton: „Das brauche



ich mir nicht sagen zu lassen, das verbitte ich mir. Gehen Sie zum Herrn Obereinnehmer, der wird Ihnen sagen, wo ich her bin und wo Sie her sind.“

„Nun, Herr Ratschreiber, ich hab zum Guten geredet, aber zum Schluß will ich doch noch ein Wort sprechen, weil Sie gesagt haben vom Obereinnehmer, daß ich zu dem gehen soll. Wie wär's, wenn ich

von dem herkäme? Gott sei mit Ihnen, Herr Ratschreiber, und helfe Ihnen!" und damit ließ er den Franz stehen.

Jetzt brach der starke Mann zusammen, erst so trotzig und jetzt so verzagt, wie das Menschenherz immer ist. Er setzte sich hin und weinte wie ein Kind. „Spring' dem Mann nach und bitt' ihn, er soll ein gut Wort einlegen, erklär's und sag' deine Sach', wie es gegangen ist," so hieß es in ihm.

Er war schon aufgestanden, aber er setzte sich wieder. „Du bist doch noch kein armer Mann, — der grüne Kerl, der thut nur so und ist auch einer von den Pietisten. Den haben sie am End nur verhetzt. Der will selber Accisor werden, denn er ist gewiß drunten bei meiner Schwester gewesen, die soll das Donnerwetter verschlagen," sagte er vor sich hin.

Eben klopfte es stark an die Thür. Der Franz erschrak bis ins tiefste Herz. Es war der Ratsdiener: „Herr Ratschreiber, Sie sollen ein wenig vorkommen aufs Rathaus. 'S giebt morgen wieder Jagd mit dem Amtmann. Da sollen die Treiber aufgestellt werden." Ein Stein war ihm vom Herzen gefallen. Aber er sollte bald wieder nur mit größerer Gewalt darauf rollen.

Fünftes Kapitel.

Freund hinterm Rücken
Ist ein' starke Brücken.

In der Spinnstube beim alten Heiligenpfleger saßen Frauen und Mädchen und junge Bursche traulich um den Lichtspan her, der weit im Zimmer seinen Glanz verbreitete. Viele waren's ihrer nicht, denn die jungen Leute im Orte meinten, der Heiligenpfleger sei zu altfränkisch und lasse einen nicht machen, was man wolle, da sei es lustiger drunten am Ende vom Dorf beim Feldscher, der habe den Grundsatz: leben und leben lassen; der sei auch auf der Universität gewesen und könne so allerhand Ränke und Schwänke erzählen, daß einem ganz wohlig dabei werde; da könne man sich auch etwas über den Spaß erlauben mit den Leuten, und da habe der Feldscher erst recht seine Freude daran. (Derselbe hatte nämlich auch eine eigene Wirtschaft „zur vollen Kante“ angefangen.)

Das litt natürlich der Heiligenpfleger nicht, denn er hatte mehr Tage im Leben gesehen, als der Feldscher mit samt seiner Universität und seinen vielen Zangen, die er von dem verganteten Doktor gekauft hatte. Der Heiligenpfleger hielt wenig auf ihn und auf seinesgleichen, denn er war erst eingewandert und hatte weder Vater noch Großvater im Ort gehabt, noch auf dem Kirchhofe liegen; „und so ein Mensch,“ pflegte der Heiligenpfleger

zu sagen, „hat keine Liebe zum Ort.“ Und der Ort stand ihm allerdings obenan; gleich nach dem lieben Gott kam er ihm, und manchmal auch vor ihm. Denn er war nicht umsonst seiner Zeit einmal fünfzehn Jahre lang Vogt, und das war sein Stolz, daß nur ein einzigmal während jener Zeit der Amtmann ins Ort zur Untersuchung gefahren kam, und dasmal nur wegen eines armen Ertrunkenen. Er hatte selber alles fertig gemacht „mit guten Worten und strengen Strafen,“ wie weiland der Ratsherr Tucher von Nürnberg. Für den Ort hatte er sich ritterlich gewehrt, daß ihm ja kein altes Recht noch alte Sitte geraubt wurde. Da er aber nicht mehr im Amt war, weil die jüngeren jetzt daran waren, so hielt er um so mehr auf Zucht in seinem eigenen Hause und litt kein ungerades und unschönes Wort.

In seinem Hause sah es aus wie mit seiner Zucht, altmodisch, aber solid und massiv. Sein Haus war wie eine kleine Festung; rings herum lief eine Mauer, so daß man aus den unteren Fenstern nicht ins Dorf sehen konnte. Als seine Kinder ihm einmal sagten, das sei doch traurig, daß man wegen der dummen Mauer nicht in den Ort hineinsehen könne, antwortete er ganz ruhig: „Dafür schaut einem auch keiner aus dem Ort herein.“ Er hätte zwar jeden kecklich hereinschauen lassen können, denn die Fenster waren alle blank und war keines vom Glaser aus der Papiermühle, das heißt, er hatte keine Scheiben von Zeitungspapier, wie so mancher, den's Geld dauerte. Der Boden war alle Tage mit frischem weißem

Sand bestreut, und der tannene Tisch war so schön weiß, als läge immer ein Tischtuch darauf. Der Ofen war unmäßig groß, denn er war ein Stück vom Herd und heizte die Schlafkammer noch mit. Im Dorfe heizten viele mit Steinkohlen, das konnte er aber nicht leiden. Er meinte, es sei nicht eingefeuert, wenn nicht so ein echter Buchenklotz einen Knall gab, daß man ordentlich zusammenfuhr. Auf dem Sims, der rings um die Stube lief, war all sein Steingut und die bunt bemalten Gläser aufgestellt. Aber dem Steingut dachte es gar nicht mehr, seit es das letztemal war, daß es gebraucht worden, denn es wurde immer auf Zinn gegessen und nur bei besonderen Gelegenheiten auf dem Steingut, was noch Erbstück seiner seligen Frau war. Die alte Heiligenpflegerin ist schon lange heimgegangen. Sie war eine gute, liebe Frau, die wie Sarah ihren Mann ihren Herrn nannte. Im Dorfe war sie noch im guten Andenken, denn sie hatte mancher armen Familie im Stillen durchgeholfen und ausgeglichen, wo ihr Mann zu hart war. Von ihr kam auch noch der alte Rosmarinstrauch her, der schönste im Ort, der im Sommer vor dem Fenster stand und im Winter vor der Thüre seinen festen Platz wie ein Stammgast hatte. Den Rosmarin hatte sie schon oft gebraucht im Hause, denn der Tod war schon oft eingekehrt. Der Tote kriegte einen Strauß aufs Herz und der Pfarrer einen ins Buch und die Träger ins Knopfloch und die Leidtragenden in die Hand. Hinter dem drillichenen Vorhang schlief der Heiligenpfleger und

in der Kammer neben daran die jüngste Tochter, die einzige, die noch zu Hause war. Obenauf hatte er noch eine Stube, in die kam er aber selten. Dort stand der Weißzeugschrank und ein paar gute Möbel samt einem neuen Bett. So blank es im Hause war, so blank war auch alles im Hofe. Über den Brunnen neigte sich ein großer Nußbaum, dessen Zweige bis an die Fenster im Oberstock gingen und den Eingang heimlich machten, denn der Brunnen stand am Hofthor. Von alters her waren Nester von allerhand Vögeln auf dem Nußbaum, die kein Knecht ausheben durfte, denn der alte Heiligenpfleger konnte mit ihnen plaudern, als wären sie seinesgleichen. Wenn der Nußbaum aber rauschte im Sturmwind und drinnen im Ofen der Buchenklotz knallte und die Stockuhr so langsam und deutlich ging, gerade wie dem Heiligenpfleger seine Rede, und die Räder surrten, da ward's den Leuten, die in der Spinnstube saßen, doch wohl. Denn der Heiligenpfleger konnte erzählen, trotz dem Feldscher, zwar nicht so schnell und so spaßhaft, aber handfester und so ernst, daß die Mädchen mit dem Rad und ihrem Atem einhielten und die Burschen die Pfeifen aus dem Munde thaten, damit sie besser hörten.

So war's auch an jenem Abend. Des Morgens war eine Beerdigung gewesen, die am Abend viel zu reden gab. Ein fremder Knecht, der unversehens schnell gestorben, war begraben worden; bei dem Feldscher galt er viel, denn er war sehr aufgeklärt und als Stromer viel herumgekommen von Jugend auf.

„Wißt ihr, woher der Knecht war, der heute morgen begraben wurde," fragte der Heiligenpfleger die Bursche.

„Wir wissen's nicht," sagten die Bursche, und schauten sich nach den Mädchen um, denn von diesen mußte es sicherlich eine wissen, und sie täuschten sich nicht. Dort unten saß die Grete aus der Mühle, die wurde dunkelrot im Gesicht, denn sie war schüchtern und zaghaft.

„Gret, erzähl's doch," riefen die andern aus einem Munde, „du weißt's."

„Wenn's sein muß, will ich's erzählen. Am verwichenen Sonntag, just nach der Kinderlehre, sind wir unser drei spazieren gegangen und haben in die Mühle hinunter gewollt. Wir haben uns so allerlei Gedanken gemacht, und die eine, die Elsbeth aus dem Grünenwinkel, hat gesagt, sie möchte lieber jetzt sterben, wo sie noch jung wäre, sie käme eher in den Himmel, weil's noch nahe an der Konfirmation wäre. Wir kommen so allgemach an den Kirchhof, da steht selbiger Knecht und sieht spöttisch auf uns von der Mauer herunter. ‚Ihr Jungfern, woher des Wegs,' sagte er, ‚seid nur nicht gar so fromm! Was gilt die Wett', ihr hättet wohl ebenso gern einen Tanz mit einem sauberen Burschen gemacht, als bei dem langweiligen Pfaffengeplapper euch müde zu stehen!' — ‚Red' nicht so lästerlich,' habe ich zu ihm gesagt, ‚es wäre besser, du wärst auch in die Kinderlehre gegangen und hättest gehört, was der Pfarrer vom Tod und von der Ewigkeit gesagt hat.' Da hat er einen hellen Lacher aufgeschlagen und gesagt: ‚O, ihr

unschuldigen Lämmlein, glaubt ihr auch noch an das dumme Zeug und laßt euch die jungen Jahr' verderben und das frische Blut versauern mit dem Altweiber=



Geschwätz! Schaut, wie der Baum fällt, so bleibt er liegen; derweil, bis daß er fällt, will ich lustig sein und mich meines Lebens freuen; wenn ich einmal tot bin, da bin ich tot, und da ist's mir einerlei, schmeißt man mich in den Rhein oder tragt man mich heulend auf den Kirchhof — meine Seele fragt nichts darnach, dann

ist alles aus und vorbei. Da guckt ihr 'mal herein, da hat die alte Bas Evmarie dem jungen Ding, das sie gestern begraben haben, eine schöne Krone gesetzt, sie funkelt so goldig, als ob sie mit dem armen Ding in den Himmel hinein sollt'. Sie hat wohl dem lieben Gott die Müh' sparen wollen, damit er droben eine Krone weniger braucht. Daß aber der Bas ihre Müh' nicht vergebens ist, sollt ihr gleich sehen, wie gut sie einem so schönen Burschen, wie mir, steht!' Und mit einemmal ist er heruntergesprungen in den Kirchhof hinein auf die Krone zu und reißt sie vom Kreuz weg. Ich ruf schnell: ‚Hanjörg, versuch' unsern Herrgott nicht!' Dem aber war die Rede Wasser auf die Mühl', er reißt die Krone vollends weg und setzt sie auf den Kopf und tanzt so auf dem Grab herum. Wir springen fort, als ob der Böse hinter uns drein wär'. Und geschaudert und gefroren hat's uns dabei. Keins hat mehr den Mund aufthun können zum Singen, so verschreckt sind wir alle gewesen. Am andern Tag hat's uns aber noch viel mehr geschaudert. Denn der Hanjörg ist im Bette gelegen und hat ringsherum, wo er die Krone aufgehabt hat, so Kopfweh gehabt, daß er häuserweit vor Schmerz geschrieen hat, und ein paar Stund' darauf war's aus mit ihm, und hatte ihm kein Doktor mehr helfen können."

„Das ist eine böse Geschichte," sagte der Heiligenpfleger, „das ist wieder einer von dem neuen Glauben gewesen, der nimmt immer ein böses End'. Es laufen

noch viel so herum in unserem Ort, daß Gott erbarm, die die Toten auf dem Kirchhof nicht in Ruhe lassen können, und denen doch das Herz im Leibe zittert, wenn sie am Kirchhof des Nachts vorüber müssen."

„Ihr habt recht, Heiligenpfleger," sagte einer der älteren Bursche, „bei denen heißt's ‚groß Maul und kleines Herz,' zu denen gehört auch der windige Schneiderfritz, der führt das Schwert mit dem Maul besser, als die Schere am Tuch, und doch ist er letzthin ausgezogen aus seiner Schneiderbautick, weil im Hinterhaus der alte Kasper gestorben ist und er sich gefürchtet hat vor dem alten Kasper seinem Geist."

„Das hab' ich eben sagen wollen," antwortete der Heiligenpfleger, „an etwas muß der Mensch glauben, glaubt er nicht an unsern Herrgott, so glaubt er an den Teufel. Die neue Sippschaft im Dorf will mir überhaupt nicht gefallen, das sind so übergescheite Leute. Früher war's anders. Da hat man keinen Fremden hereingelassen, das war die Hauptsache, denn die bringen wenig Segen; der Vogt war ein Bauer, der Schullehrer war ein Bauer, und der Ratschreiber war ein Bauer, und es ist auch gegangen. Heut' zu Tag' will jeder mehr sein, als er ist. Wo's hinwill mit dem übergescheiten Ding, das könnt ihr am Ratschreiber sehen, das ist auch so einer von den rechten. Jetzt muß ihm aber etwas sein, denn er grüßt einen und ist freundlich und das ist immer ein böses Zeichen. Mein Vater selig hat mir oft gesagt: ‚Christoph, merk' dir's: wenn ein

gestrenger Herr freundlich wird, dann kommt er sicher bald vom Amt.' Es geschäh' ihm recht, wenn er davon käme, denn die Hoffart ist zu groß. Der hat auch neumodische Bücher und so Gedichter gelesen, und das Zeug hat ihm den Kopf verrückt. Mich dauern nur seine sieben armen Kinder."

„Dauert er selbst Euch nicht auch, Heiligenpfleger?" sagte mit zaghafter Stimme ein Mägdlein, das eben frisch eintunkte, um den Faden zu netzen. „Andere Leut' haben ihn auch viel ins Unglück hineingerissen, die haben's auch zu verantworten."

„Ja, Grete, du magst recht haben," sagte der Heiligenpfleger, „so geht's mit der bösen Gesellschaft, wäre er davon geblieben; aber es giebt kein größer Kreuz, als das, was sich der Mensch selbst auferlegt, und wenn er's hat, so muß er's tragen, und was er sich einschenkt, das muß er auch austrinken. Jetzt sollen ihm seine Zechbrüder heraushelfen. Aber wißt ihr, wie's dem geht? Akkurat wie dem verlorenen Sohn. Wie der nichts mehr gehabt hat, haben ihn seine schönen Brüder hingeschickt, die Säue zu hüten, so geht's dem."

„Ihr habt recht," sagte die Müllers Gret, „aber doch hat der Vater den verlorenen Sohn wieder angenommen, und mein Altvater hat uns Kindern oft gesagt: ‚Der Doktor giebt keinen auf, so lang er noch einen Atemzug thut, und unser Herrgott auch keinen, so lange er noch schnaufen kann.'"

„Gretel, du red'st so, weil er in deine Freundschaft

geht," sagte einer der jungen Burschen, „du thät'st nicht so reden, wenn's ein anderer wär'."

„Doch ich thät so reden, Wilhelm, weil ich ein Christenmensch bin; hast du es nicht vernommen am vorigen Sonntag, wo der junge Pfarrer die Geschichte erzählt hat von dem schwarzen Neger, der bei seinem Herrn für den alten kranken Neger gebeten hat, er soll ihn doch kaufen? und hat ihn dann gepflegt und sich alles am Mund abgespart und ihm die besten Bissen gegeben, und hat sich vor ihn gestellt in der Sonnenhitze, und wie sein Herr ihn gefragt hat: ‚Wer ist das, ist's dein Vater?' hat er gesagt: ‚Nein, es ist nicht mein Vater;' und wie er ihn gefragt hat: ‚Ist's dein Verwandter?' hat er gesagt: ‚Es ist nicht mein Verwandter;' und wie er ihn gefragt hat: ‚Ist's dein Freund?' hat er gesagt: ‚Es ist nicht mein Freund,' und wie der Herr endlich bös geworden ist und gefragt hat: ‚Wer ist's denn?' da hat die treue Seel' gesagt: ‚Das ist mein Feind, der hat mich verkauft und mich meiner Mutter gestohlen, aber der Heiland hat gesagt: ‚Wenn deinen Feind hungert, so speise ihn, und wenn ihn dürstet, so tränke ihn.' Schau, so viel Lieb' muß ein Christenmensch auch haben, wie so ein schwarzer Heid."

„Gret', du bist ein halber Pfarrer," sagte der Bursche wieder, „das hast du von den frommen Brüdern gehört, die am Sonntag zusammenkommen." Wie der Heiligenpfleger aber merkte, daß es auf dies Kapitel kam, sagte

er zu den Leuten: „Horcht, es ist Zeit, daß ihr heimgeht, und ich bin müde. Behüt euch Gott!“

Im Heimweg aber weinte die Grete, denn ihr that's weh, daß man so über den Ratschreiber sprach, er ging allerdings nahe in ihre Freundschaft. Was ihr aber noch weher that, das war, daß sie merkte aus des Heiligenpflegers Rede, daß es nicht gut mit ihm stehen müßte, und des Nachts mußte sie viel an den Ratschreiber denken, aber der Ratschreiber dachte nicht an sie.

Sechstes Kapitel.

Welt ist Welt,
Wer sich dran hält, der fällt.

Der alte Heiligenpfleger saß gerade bei seinem Imbiß um zehn Uhr morgens. In der einen Hand hatte er das Messer, in der andern Schwartenmagen und Brot vor sich und ein paar eingeschlagene Eier. Das wußte man im Ort, daß er da am besten zu sprechen war. Wenn der Rauch aus seinem Schornstein aufstieg, machten sich immer etliche heran, die um den Heiligenpfleger herumschmusten, bis er sie ehrenhalber mitessen ließ. Denn er war von Haus aus geizig. Einmal hatte er eine tüchtige Lektion bekommen über seinen Geiz, und zwar von einer merkwürdigen Person. Er saß nämlich wieder einmal vor einem guten Stück Kalbsbraten und eingeschlagenen Eiern, da hört er draußen gehen und wittert einen Gast. Schnell nimmt er alle Schüsseln

weg und stellt sie auf sein Bett und zieht den drillichenen Vorhang vor, so daß man nichts sah. Der Nachbar trat ein und war sichtlich erstaunt, den Heiligenpfleger ohne was zu treffen — und sprach so allerhand vom schönen Wetter und vom Stand der Feldfrüchte u. s. w. und ob dem Herrn Heiligenpfleger sein Imbiß wohl bekommen sei. — „Ja,“ sagte der Heiligenpfleger, „ich bin heut' früher dran als sonst.“ Als der Nachbar aber aufstand und fortging — da lachte ihm der Heiligenpfleger nach und sagte: „Du bist heut' schön angeführt,“ und ging gemächlich nach dem Vorhang hin. Aber sieh' da — er kam eben recht, um zu sehen, wie seine Hauskatze sich statt mit der Serviette mit ihren Pfoten die Schnauze abwischte, und Braten und Eier rein und sauber abgeleckt waren. Mit einem schadenfrohen Blick, als wollte sie sagen: „das hat einmal geschmeckt,“ sah sie ihn noch mit ihren grünen Augen an und dann mit einem Satz zum Kammerfenster hinaus. Jetzt machte er sich doch Vorwürfe, daß er den Nachbar nicht hatte mitessen lassen, und nahm sich ein paar gute Vorsätze für die Zukunft.

So saß er heute auch wieder und hatte seine Thür nicht verriegelt, und ein Mann trat ein, den er sonst nicht gewohnt war zu sehen. Es war der Ratschreiber.

„Was treibt Euch her, Ratschreiber, in aller Früh',“ sagte der Heiligenpfleger.

„Ich hätt' ein Anliegen, Herr Heiligenpfleger.“

„Das wär?“ sagte der Heiligenpfleger, indem er

eben ein tüchtiges Stück Schwarzbrot aß und den blaß aussehenden Mann ansah.

„Ich hab' fragen wollen, ob beim Heiligenpfleger nicht Geld aufzunehmen wär' gegen Obligation!"

„Wenn sie gut ist," antwortete der Heiligenpfleger, „könnt's schon sein. Wie viel wollt Ihr denn?" —

„Nun etwa ein hunderte vier oder was mehr wär' mir anständig."

„So viel könnt Ihr haben. Habt Ihr die Papiere bei Euch?" —

„Ja," sagte der Ratschreiber, „da sind sie." — Der Heiligenpfleger sah sie aufmerksam und ruhig durch. —

„Ja, es wär' alles recht. Aber all' die Äcker sind schon auf Obligationen verpfändet, die habt Ihr all' eingeschrieben bekommen als Kaution, wie Ihr das Amt annahmt."

„So, daß ich doch nicht wüßt'," sagte der Franz.

„Nun, das ist Euch doch gesagt worden, ehe Ihr das Amt annahmt, das ist natürlich. Man traut einem nicht so viel Geld an ohne Sicherheit."

Verdutzt saß der Franz da, das hatte er rein vergessen.

„Könnt's denn nicht auf Handschrift sein? Es wird ja doch alles wieder angeschlagen, es bleibt noch ein gut Teil übrig."

„Ja, Ratschreiber, die Gesetzer erlauben's nicht. Ich thät's gern, aber es geht nicht."

Der Franz schwieg eine Weile. Dann faßte er sich Mut und sprach: „Nun, Herr Heiligenpfleger, wenn Sie

mir's vorstrecken thäten aus Ihrem Eigenen, Sie haben gewiß Geld da liegen. Ich bin augenblicklich in Verlegenheit. Die Leute halten nicht Wort mit dem Zahlen, und da steckt man drin."

„Ja, so geht mir's gerad' auch," sagte der Heiligenpfleger. „Man hat eben immer seine Sorgen, und es ist teure Zeit alleweil. Was kosten nur die Knechte und die Mägde, und bis die Umlage und die Steuern bezahlt sind, und wenn's Jahr herum ist, hat man doch wieder nichts."

„Sie haben aber doch für niemand zu sorgen," sagte der Ratschreiber, „und Sie kriegen ja Ihr Geld wieder."

„Ja, so sagt jeder, und am End' ist's doch nichts. Ich hab' mein gut Teil Erfahrungen mit teurem Lehrgeld zahlen müssen — und hab' mir darum vorgenommen, keiner Seele mehr zu helfen."

„Sie könnten aber doch bei mir eine Ausnahme machen von der Regel, Sie wissen es ja, wie es einem geht in so einem Amt."

„Ja, das weiß ich wohl, aber wie gesagt, es geht mir selber so, und unsereins muß sein' Sach' auch zusammenhalten, damit er zu was kommt. Es thut mir wirklich leid, daß ich da nicht helfen kann."

„Nun, wenn der Herr Heiligenpfleger nicht können, so geht's halt nicht, so muß ich eben gucken, wie's geht."

„Ich thät Euch raten, geht zum Judenlämmle, der hat viel Geld da liegen. Der thät's um ein paar Prozente mehr als gewöhnlich." —

„Am Jud sind wir noch nicht,“ sagte der Ratschreiber, „Herr Heiligenpfleger — für den guten Rat dank ich, den weiß ich selber. Adjes, Herr Heiligenpfleger.“ Und damit schritt er zur Stube hinaus.

„Habt ihr ihn gesehen“ — sagte der Heiligenpfleger für sich hin — „den hochmütigen Kerl! Wie der seinen Hochmut verbissen hat, bis er wieder herausgekommen ist! Der meint, ich thät ihm Geld geben, dem Nichtsthuer! Wär' er davon geblieben, der hochmütige Gesell. Aber es ist nichts als der Hochmut, der den noch umbringt. Da könnt' man noch schön weit kommen — und sein bissel Geld noch verlieren.“ Und dabei aß er gemütlich seinen Schwartenmagen dazu.

Nachdenklich war der Franz herausgegangen; das hatte er wohl durchgemerkt, daß der Heiligenpfleger nicht wollte, aber mit der Sprache nicht herausrückte. „So sind die Reichen,“ sagte er vor sich hin, „nichts als Blutigel, da ist kein Erbarmen.“

Er ging hinten herum durchs Dorf, gerade den Weg, den auch seine Schwester gekommen war. Hinten an ihrem Haus ging er vorbei; sie stand gerade in ihrem Garten und holte die Blumenwurzeln heraus, denn es war Spätjahr. Er sah über den Haag herein in ihr Gesicht und es zog ihn gewaltig, sie zu begrüßen. Sie sah so friedlich aus. „Sie hat doch recht gehabt, die Alte, es ist doch eine treue Seele, sie hat mich gewarnt selbigesmal — du sollst's ihr doch sagen, wo's fehlt,“ sagte er vor sich hin. Eben schaute die Schwester auf,

aber er duckte sich ins Gesträuch und schlich ein paar Schritte noch weiter, ehe er sich aufrichtete. Und so ging er nicht hinein.

An einem andern Garten blieb er stehen. Da war eine Werkstätte, drin hämmerte einer und pfiff lustig drauf los — der Franz trat in den Garten und stand vor dem Schlosser.

„Guten Morgen, Schlosser,“ sagte der Ratschreiber.

„Guck einmal, was für ein' Ehr', der Herr Ratschreiber kommen auch zu dem schmutzigen Schlosser, das hätt' ich mir nicht träumen lassen.“

„Nun man wird doch noch seinen alten, guten Freund besuchen dürfen, Schlosser, wenn's ein'n treibt.“

„Ja, das ist recht. So, du hast dich schon lang nicht mehr sehen lassen, Franz!“

„Geschäfte halten einen ab und noch vieles. Ich hab' aber heut ein' Angelegenheit, die mich hertreibt.“

„So,“ sagte der Schlosser, „was dann, wenn man's wissen darf?“

„Nun, dir kann ich's schon sagen, aber du hältst reines Maul, Schlosser.“

„Bei mir ist's aufgehoben wie im Grab, Franz!“

„Ich bin in Verlegenheit wegen ein paar lumpigen Gulden Geld,“ sagte der Ratschreiber. „Die Leut' zahlen nicht, und der Haushalt kost't viel — und viel Mäuler sind's daheim, die wollen gelebt haben. Aber wer kann da alles beischaffen!“

„Ich thät sie mir vom Hals schaffen, die Schreier,

thu sie fort in Dienst, die können auch was arbeiten. Thu eine nach H. und eine nach M., die verdienen schön Stück Geld, vielleicht bleibt auch eine hängen am Heiraten, sie haben ja all' hübsche Gesichter."

„Ich geb meine Kinder nicht fort, die sind zu gut zum Dienst und für das hab ich sie nicht erzogen. Ich wollt fragen, Schlosser, ob du nicht Bürg' wärst für 500 Gulden."

„Ja, lieber Freund, Bürg' sein, das heißt ein Esel sein in jetziger Zeit," sagte der Schlosser. „Weißt du, wie's heißt:

‚Den Bürgen
thut man würgen'.

„‚Nur nicht Bürg' stehen,' hat als der alte Schulz gesagt, ‚sonst alles recht gern.' Ich hab die Welt kennen lernen, da giebt's verschmitzte Kerl drin: da heißt toujours gewichst sein und alle zwei Augen aufsperren und den Kreuzer sechsmal umdrehen, ehe man ihn einsteckt, ob er echt ist, und zwölfmal, ehe man ihn ausgiebt, ob's nicht ein falscher ist. Das ist meine Kunst reich zu werden, hätt'st's auch so gemacht, Franz. Wart noch ein' Weil', bis der Tabak verkauft wird, da giebt's schön Geld und du kannst dem Juden noch so was einfließen lassen von wegen dem Protokollieren u. s. w. und einen Dienst thun — so giebt er dir auch mehr."

„Ja, ich thät's halt jetzt brauchen gleich — ich will dir meinen Tabak jetzt verkaufen um den halben Preis, wenn du's gleich bar hinlegst." —

„Ja, wer weiß, was noch über den Tabak kommt, vielleicht der Hagel, und dann ist's wieder hin, und ich bin um mein Geld. Warum pressiert's denn so arg? Gesteh's! gelt du hast Geld von der Kasse, sag's nur, ich verrat dich nicht."

„Dir will ich's sagen, weil du's geraten hast, aber wenn du 's Maul nicht hältst, wirst du sehen, was es giebt: So ein bißchen hab' ich draus genommen; aber das meist ist auf meine Sachen verschuldet, wenn's nur einstweilen dreihundert Gulden wären, das thät mir reichen."

„Ich hab sie selber nicht. Guck Franz, es geschieht dir eigentlich recht, daß dir's so elend geht. Wärst du von dem Dienst, der hat dich ruiniert. Mit so großen Herren ist bös Kirschen essen, die werfen einem die Steine und Stiele an den Kopf. Kotelett essen und roten Wein trinken, das kann ein jeder — aber zahlen kann nicht jeder. Einen schönen Hut tragen, Omnibusfahren, Ratschreiber heißen, das ist kein' Kunst, wubb dich, ist's Vermögle draus und dann spring ihm nach. So geht's. Was man sich aber einschenkt, das muß man auch austrinken."

„Horch, Schlosser, du hast ja selber geraten, daß ich den Dienst annehmen soll," sagte der Ratschreiber.

„Ja, wenn ich gewußt hätt', daß du so ein dummer Kerl wärst, so hätt' ich dir auch abgeraten. Da muß einer toujours alert sein und zappelig wie ein Fisch — da heißt's:

Setz dich über alles weg,
Scher dich um ein' jeden Dreck!

wenn man zu was kommen will. Es giebt noch viele Ratschreiber. Aber die sind reich und ganz andere Kerle wie du, die sind mir lieber als zehn Juden. Du bist aber noch kein Achtel Jud."

„So einer mag ich auch nicht sein," antwortete der Franz, „dazu bin ich nicht erzogen."

„Wenn du nur einmal mit deiner Erziehung still wärst," fiel der Schlosser ihm ein, „man meint wahrhaftig, du wärst selbiger verwunschener Prinz, wo alle Tage im Rosenwasser gebadet und in Baumwolle gewickelt worden ist. Weißt du noch von selbiger Geschichte, wo du ehemals in der Kante vorgelesen hast. Es wär' gescheiter, Franz, du wärst noch der Kantenwirt."

„Ja, da fällt mir grad ein, Schlosser, daß du mir von daher auch noch an die 60 Gulden schuldig bist, die muß ich jetzt haben, und deine Steuer bist du auch noch schuldig, das macht auch noch von zwei Jahr her in den vierzig Gulden und ungerade Kreuzer."

„Was sagst," rief zornig der Schlosser, „geh mir weg mit den alten Sachen, alter Lump, wir sind von selbiger Zeit her quitt, du wirst wohl wissen warum, und wie du dich regst wegen der Steuer, so wird gleich ans Amt gelaufen und alles geschwätzt, was du gesagt hast."

„O, du nichtsnutziger Schlosser, dir wäre nichts besser, als man thät dich unter dein' eigenen Ambos!" Und damit faßte er den Schlosser an seinem Halstuch.

Der Schlosser aber schrie unter der nervigen Faust

des Franz. „Laß mich los," rief er mit heiserer und erstickter Stimme, „laß mich los, ich sage nichts."

„Ja, wenn du schwörst, so wahr dir dein Leben lieb ist," rief der Ratschreiber.

„Ich schwör, laß mich nur los," rief der Schlosser.

Der Franz ließ ihn los. Der Schlosser schob wieder sein Halstuch zurecht, denn eben kam jemand zur Werkstätte her, — es war des Schlossers Frau.

„Nun, was ist denn mit euch?" sagte sie, „ihr habt ja Köpfe wie die Truthähne."

„Spaß gemacht haben wir," sagte mit einem gewaltsamen Lachen der Schlosser, „wer den andern zwingt." — „Ihr sollt euch schämen, ihr Mannsleut, in eurem Alter so was zu thun," sagte die Frau.

„Halt dein Maul," sagte der Schlosser, „und mach, daß du weiter kommst."

Zwischen dem Schlosser und dem Franz war der Abschied kurz. Jeder wußte, was er vom andern zu halten hatte, und das war blutwenig.

Der Schlosser aber sagte, als der Franz fort war, so halblaut vor sich hin: „Ein Schloß hast du mir vors Maul gelegt, aber zum Schlüsselloch geht auch noch was hinaus, Herr Ratschreiber!"

Siebentes Kapitel.

Die Reue ist ein Schelm,
Der kommt immer zu spät.

In des Ratschreibers Haus hatte es angefangen still zu werden. Die Koteletts am Mittag, der Morgenimbiß mit Wein und anderem fielen weg. Im Zorn hatte der Ratschreiber auch den Hut seiner Tochter unter die Finger bekommen und ihn zerrissen. „Es muß anders werden,“ hatte er zu seiner Frau gesagt, „ich leide das Zeug nicht mehr. Die Kinder können Kartoffeln essen wie die andern auch und brauchen morgens keinen Kaffee.“ Er zog aus einer Nebenstube aus und nahm Leute hinein, die ein paar Gulden Hauszins zahlten. So wollte er den rollenden Wagen auf seinem abschüssigen Weg aufhalten. Er wurde selbst freundlicher gegen die Bauern und wollte hie und da wieder gut machen. Aber er bedachte nicht, daß das heiße zum Quacksalber statt zum Doktor gehen und daß schlecht geheilte Wunden schlimmer sind als offene frische.

So trat eines Morgens seine große Tochter vor den Vater und sagte: „Vater, ich hab mich verdingt in der Stadt bei einer Herrschaft, besorgt mir schnell den Heimatschein.“

„Ho Mamsell, so schnell schießen die Preußen nicht. Wer heißt dich denn einen Dienst annehmen, ohne mich zu fragen?“

„Ich mich selber, wenn Ihr's doch wissen wollt, so gescheit bin ich auch. Ich kann das Hundeleben nicht ertragen mit den vielen Kindern. Wenn ich Kindsmagd sein will, so kann ich's auch bei andern Leuten sein, als bei Euch, und mir ein Stück Geld verdienen," antwortete sie.

„Sei still, du freches Ding, oder du kriegst eine Ohrfeige," rief der Ratschreiber.

„Ich bin volljährig und kann machen, was ich will. Ihr habt selber gesagt, daß wir nicht aufgezogen sind zu dem Bauerngeschäft. Und jetzt soll ich hinaus mit der Hacke auf dem Buckel — A bah! da wird nichts draus!"

„Du kannst ja hier sonst schaffen und nähen und brauchst nicht fort um Geld zu verdienen," antwortete der Ratschreiber.

„So, und dann alles hergeben für die Kinder, da wär ich recht gescheit, ich brauche meine Sachen auch selber, und ohnehin für die Bauernweiber Kamisöler nähen und Hemden flicken von ihrem Packtuch ist mir auch nicht anständig. Auf dem Platz dort kriege ich 40 Gulden, Kost und Logis, brauch nur mit den Kindern spazieren gehen und streng mich nicht an. Das müßt Ihr doch selber wissen, daß das zehnmal gescheiter ist, als so auf dem Bauernnest ewig bleiben."

„Du kannst recht haben, aber du bleibst deswegen doch da."

„So — nun dann werd ich mir allein helfen. Dann könnt Ihr Eure dicke Suppe selber hinunter-

schlucken alle Morgen und ich meinen Kaffee und mein Tunkes, wie früher auch, und Ihr könnt Eure Kartoffeln sechsmal im Tag essen und alle dick werden wie die Mondkälber, ich bleib aber nicht," rief sie.

„Wart' du!" rief der Ratschreiber — „ich will dir's zeigen, wie du gegen deinen Vater sein sollst,"



und langte eben nach der Elle, die auf dem Tisch lag, und gab ihr einen tüchtigen Schlag über den Rücken, daß sie schrie — da stürzte die Mutter herein mit dem

Ruf: „Ob du sie gehen läßt, das Mädel! Sie hat ganz recht, daß sie von dir geht. Du kannst sie ja doch nicht ernähren.“

Da holte der Ratschreiber auch aus zum Schlag gegen seine Frau, sie aber bog sich und unterlief ihn und hielt ihm den Arm. „Gretel, mach's Fenster auf, daß die Leut' es hören, und schrei um Hilf.“ —

Der Ratschreiber ließ den Arm sinken. —

Mit zornigem Blick stand die Frau ihm gegenüber. „Ja, und daß du's nur weißst,“ rief die Frau, „ich geh' auch fort und laß dich allein mit dem Haufen Kinder, dann kannst du sehen, wie dir's geht. Du bist an allem Elend schuld und blamierst einen noch vor den Verwandten. Man kann sich nirgends mehr sehen lassen. Da guck einmal her, was der Herr Vetter schreibt, ich bin fast in den Boden hineingesunken. Sie gab ihm einen zerknitterten Brief — stemmte ihre beiden Fäuste in die Seite und schaute ihn an. „Geh' 'naus, Gretel, das ist nichts für dich,“ sagte sie — und der Franz las:

„Lieber Herr Vetter und Ratschreiber!

Den Ihnen Ihrigen Brief habe ich in guter Gesundheit erhalten. Wir sind grad am Metzeln gewesen, wie wir ihn gekriegt haben. Ich hätt' aber nicht gedacht, daß Sie sich mit Geld an mich wenden, so nah' ist die Verwandtschaft doch nicht. Bei Ihnen ist ja alles so schön in Ihrem Haus, und drum kann ich auch nicht glauben, daß es Ihnen schlecht geht. Sie werden eben zu viel an andere Leut' spendiert haben. Das müssen

Sie nicht mehr thun Immer nobel, aber einfach, das ist das Beste. Immer ein Kreuzer weniger ausgeben, als man einnimmt, des ist mein Maxim'. Aber ich will mich nicht unnobel finden lassen und leg' deshalb einen guten Guldenschein bei. Er ist echt, Sie können nachfragen. Er ist für das Essen von selbigmal.

Ich will jetzt mein Schreiben schließen und Sie herzlich grüßen. Ich grüß' auch die Bas, ich grüß' auch die Gretchen, das liebe Mädel. Ich grüß' den Johannes.

Ich wünsche, daß dies Schreiben Sie in guter Gesundheit antrifft, wie es mich verlassen hat.

Ich bin Ihnen Ihr

F . . . ., den . . . . . lieber Vetter."

„Deinen Vetter und deine ganze Verwandtschaft soll der Teufel holen!" schrie der Ratschreiber und zerriß den Brief samt dem Gulden in lauter kleine Fetzen, warf ihn seiner Frau ins Gesicht und sagte: „Den lumpigen Gulden, den der Geizkragen geschickt hat, den kriegt er auch nimmer zu sehen; da hast du deinen saubern Vetter. Lauf zu ihm, wenn du willst, schreib's ihm, thu's telegraphieren auf der Eisenbahn, — spring, daß du die Schuh verlierst." Vor Zorn konnte die Frau nichts sagen. Sie ging hinaus und schlug die Thüren zu, daß das Haus in allen Fugen krachte.

„Und Geld muß doch her!" sagte er für sich laut hin, „einerlei, wo's her ist." Und damit ging er an sein Pult und schrieb einen Brief, den er gleich mit sich forttrug.

Am Abend war wieder Spinnstube beim Feldscher. Das Gespräch, um das sich's drehte, war der Ratschreiber. „Heut sind sie wieder hinter einander gewesen, sie müssen was Arg's gehabt haben, denn sie haben geschrieen, wie wenn ihnen die Messer im Hals steckten“ — sagte eine, welche grad gegenüber wohnte.

„Ich hab' alles gehört,“ sagte der Feldscher, „ich hab' grad zu den Leuten in die Nebenstub' gewollt, um dort einen zu rasieren mit seinem großen Bart — da hör' ich schreien. Ich mach' mich ein wenig bei und guck' durchs Schlüsselloch 'nein, und da steht mein Ratschreiber mit der Ellmeß und haut auf seine Tochter drein, daß es ordentlich gekracht hat. Das helle Blut ist ihr 'runtergelaufen, und dann hat er sie am Zopf gekriegt und tüchtig herumgezogen, bis die Frau kommen ist; die aber wie ein Löw' auf ihn 'nein und hat ihm links und rechts gegeben, so viel er hat haben wollen, und hat tüchtig räsonniert dabei.“

„Die kann's,“ sagte ein Bursche lachend, „die ist von drüben herüber, wo die großen Mäuler her sind. Die hat ihr Maul auch nicht gestohlen. Ihr Vetter kann's noch besser. Wißt ihr, selbiger wo mit ihm herumgefahren ist in seinem grünen Rock und seinen weltsgroßen Vatermördern.“

„Ja, selbiger, der muß geschrieben haben, daß er kein Geld spendiert für so reiche Leut', denn sie hat ihm einen Brief geben.“

„Geld will er, das weiß ich auch,“ sagte des

Schlossers Tochter, „er hat unsern Vater auch angepackt, es muß nicht sauber stehn mit seinen Kassen.“

„Ja, ihr Leut', nehmt euch nur zusammen und guckt Eure Quittungen nach, ob ihr sie noch alle habt, denn der Obereinnehmer hat was fallen lassen bei meinem Vetter, dem Schmiedjoseph.“

„Ja, da muß man gleich gucken,“ sagte der Feldscher, „das ist wichtig. — Ich hab' sie all' zusammengeheft' und genummeriert, mich betrügt er nicht.“

„Habt Ihr auch schon gehört, daß seine Große fort will? Die hat sich verdingt und kriegt jährlich hundert Gulden und ein neues Kleid, und darf spazieren fahren mit den Kindern von ihrer Herrschaft alle Tag!“

„Ja wohl, selbige mit dem Hut — jetzt kann sie ihn alle Tag aufsetzen.“

„Aber die Ricke, seine zweite, die bleibt, die weiß warum.“

„Was ist dann mit der?“

„Die hat Umgang mit einem Schiffer von drüben herüber, und die Leut' wissen allerhand über sie.“

„So, weißt du was davon,“ rief einer, — „das wär' interessant.“

„Ich weiß nichts,“ sagte dem Schlosser seine, „'s wird sich schon ausweisen, was ist.“

„Was wird ihr Vater dazu sagen, wenn sie so einen Niedern nimmt, er hat immer so hoch hinausgewollt mit seinen Kindern!“

„Ja, der leid'ts nicht, aber es geschieht ihm recht, daß sie runter kommen.“

„Wenn er's auch nicht leid't, die drückt's deswegen doch durch. Was die wollen, das wollen sie, die haben ihre dicken Köpfe nicht umsonst,“ rief eine andere lachend.

„Das ist alleweil die Mode,“ sagte der Feldscher. „Man muß in heutiger Zeit mit den Wölfen heulen, sonst beißen sie einen. Die Welt wird halt immer aufgeklärter und gescheiter. Das macht die Bildung und der Fortschritt, die Eisenbahn und der Telegraph und all' das Sach' — da müssen wir Alten alleweil Schritt halten mit der Jugend, sonst geht man hinter sich.“

Die Mädchen und die Bursche horchten auf, als der Feldscher so sprach.

„Ihr Leut', jetzt macht, daß ihr heimkommt, eh' ausgeboten wird,“ sagte der Feldscher, und schweigend gingen sie auseinander.

Achtes Kapitel.

Klag dich, ringe,
Sorg dich, sinne,
Ohne Gott ist kein Gewinne.

Drunten am Rhein, wo die Frankenkaiser in ihrem Dom begraben liegen, zieht vom Gebirg her ein Wässerlein, das fließt in den grünen Rhein. Und der Rhein fließt an einem Tage vorbei wie am andern und sagt

nichts von dem, was drin im Orte vorgeht, das am Bache liegt. Und doch hätte ihm mancher schon was zu sagen gehabt, was ihn drückt.

Da lief im Jahre 18 . . am so und so vielsten ein Mann draußen herum mit verstörtem Blick und langen herabhängenden Haaren.

Er mochte wohl gut seine fünfzig auf dem Kopfe haben, wiewohl er immer noch wie ein stattlicher Mann aussah. Er setzte sich hin an einen Weidenbusch, kaute an den Nägeln und sah unverwandt in den Strom hinein. Drinnen im Dorf läutet's schon die Nachtglocke, es ist stark um neun Uhr. — „Noch immer nichts," sagte er halblaut vor sich hin und schaute wieder scharf in den Strom hinein. — „Er hat mir's doch so fest versprochen, und es muß bald neun Uhr sein." Von ferne hörte man ein leises Rudern und das Fallen der Tropfen von den Rudern ward immer deutlicher. Der Rhein trieb stark und der Kahn kämpfte sichtlich und ward immer weiter hinuntergetrieben. „Euch soll das Wetter verschlagen, ihr elenden Tröpfe, ihr fahrt ja noch auf die Mühle zu, dann sind wir verraten," so sprach der unter dem Weidenbusch und trat herunter ans Wasser und legte sich mit dem Kopf vor und rief in langgezogenem Ton über die Wellen hin. Die auf dem Kahne hörten's und trieben aufs neue gegen den Strom, endlich kamen sie näher. Der Mann warf ihnen vom Ufer aus ein Seil zu, und das Boot rauschte herein.

„Franz, macht schnell, daß Ihr einsteigt und wir

fortkommen, es kommt ein Sturm, zudem ist's nicht sicher. Die grünen Fuchsschwänzer haben uns schon lang auf dem Trieb — Ihr könntet heute vielleicht mitgefangen und mitgehangen werden." Der Franz, denn das war der Mann, stieg ein, sie fuhren herunter an der Mühle vorbei. Er drückte seinen Hut tiefer ins Gesicht, als er den Müllerburschen sah, der gerade den Umgang um die Mühle machte. Bald hielt der Kahn am jenseitigen Ufer in dichten Weidensträuchen.

Schweigend gingen sie vorwärts über den Thalgrund mit den Weidenbäumen, durch Stoppelfelder, bis sie endlich an einem Hause, das am Anfang des Dorfes stand, pochten. Auf die Haut durchnäßt standen sie draußen, denn der Regen goß voll und tüchtig herunter. „Sind's Ihr, Henner?" rief drin eine alte Stimme. „Ja, Alte," klang's draußen — und der Riegel fiel drinnen. „Na, Kinder," sagte die Alte, „heut' ist's spät, — und da — was für einen saubern Vogel habt ihr da mitgebracht, der sieht ja aus, wie wenn er vom Galgen käme, wo habt ihr den abgeschnitten?" In dem Franz wollt's kochen und er hätte gern was gesagt, hätten die beiden andern ihm nicht einen Blick zugeworfen, der ihm bedeutete, es sei hier an der Zeit, reinen Mund zu halten. „Geht, Mutter, laßt ihn mit Fried' — macht lieber Feuer und bringt ein paar Gläser Schnaps, daß unsereinem wieder wohl wird bei dem Hundewetter," sagte der eine, der den Franz früher schon angeredet hatte.

Jetzt, wo die Ampel auf dem Tisch stand und sie

um den Tisch saßen, konnte man sehen, was für eine ehrenwerte Gesellschaft sich an dem schmutzigen Wirtstisch, auf dem noch schmutzigere Würfel und Karten lagen, gesammelt hatte. Der eine, ein verwitterter Kerl in einem scharlachroten Wams, wie ihn die Schiffleute am Rhein tragen — war hoch aufgewachsen, den Schlapphut trug er tief im Gesicht drin und wildes Haar drunter, aber wenn etwas auf seinem Gesichte geschrieben stand, so war's das Wort des Propheten: „Die Gottlosen haben keinen Frieden.“

In der Gegend hieß er der Henner oder kurzweg der Afrikaner, und mancher wußte von seinen Streichen zu erzählen und auch davon, daß er das Zuchthaus nicht bloß von außen gesehen hatte. Unter anderem war er auch seinerzeit in Afrika gewesen, aber auf dem Schub wieder auf Regierungskosten ausgeliefert worden in die Heimatsgemeinde, weil er drinnen noch mehr gestohlen hatte, als die schwarzhaarigen Araber. Von diesen Söhnen Ismaels hatte er auch das andere gelernt, seine Hand aufzuheben wider jedermann. Daheim hat man ihn wieder nehmen müssen mitsamt seiner Familie, wovon der Bub' von zwölf Jahren schon einmal im Zuchthaus ausgepeitscht worden war, weil er drin in Afrika gestohlen hatte. Der Bürgermeister hatte zwar an das wohllöbliche Amt berichtet, „das afrikanisch' Gesindel betreffend,“ aber es kam zurück, man könne hier nichts machen. So blieben sie denn. Aber der Vater hatte sein afrikanisch Leben nicht vergessen, und wo was auszuführen war,

wozu es einen frechen Mann kostete, da war der Henner vorne dran. Die Leute sagten auch von ihm, er sei drin ein Mameluck oder ein Türk geworden; wenigstens hatte er bis dato keine Sohlen verrissen auf dem Kirchweg. Gab's doch fast keine Gemeinde, die nicht einen solchen wälschen Kerl hatte, der unter den Lumpen den Hauptmann macht und weder Gott noch Menschen fürchtet. Die Leute im Dorf fürchteten ihn, und wenn er was forderte, gab man's, und am meisten Angst hatte der alte Pfarrer vor ihm und that ihm alles Gute, weil ihm sein Leben lieb war.

Wenn der Henner darnach aussah, als wär' er an allen Galgen gehangen und sei mit allen Hunden gehetzt, so war sein Kamerad ein ebenso sauberer Geselle. Der war zwar nicht in Afrika gewesen, aber hatte dafür in Deutschland die Lumperei um so gründlicher studiert, wo man sie leider auch lernen kann. Der war früher seines Zeichens Schneider gewesen, deswegen er auch noch was auf Kleidung hielt. Er trug einen einreihigen, grünen Rock mit einem Sammetkragen drauf, einen abgegriffenen und viel verbürsteten Filzhut, einen stehenden Hemderkragen und ein paar luftige Hosen. Er war in der Schweiz auf mehreren Schneiderboutiken gesessen, dort war ihm auch sein alter Glaube zusammengeschnitten worden, und er hatte dafür einen funkelnagelneuen gekriegt. Den hatte er mit heimgebracht, und die Leute staunten am Wirtstisch, wenn er davon anfing, und ein Teil der Leute hätte ihn gleich zum Pfarrer gemacht, wenn's mög-

lich gewesen wäre. Um so schlechter ging's aber mit dem Handwerk. Wer einen Rock gemacht haben wollte, mußte ihm auch den Faden und die Nadel erst dazu kaufen und seine Augen aufmachen, ob's auch dasselbe Tuch noch war. Denn der neue Schweizeralpengott nahm's mit dem Mein und Dein nicht so genau. Das hatten die Leute gemerkt, und es blieb einer nach dem andern von ihm weg. Aber keiner hatte das Herz, ihm zu sagen warum. Drum faßte er einen Ingrimm auf die Bauersleute und schalt sie, was nicht lieblich zu hören war. Er legte sich auf ein einträglicheres Handwerk, nämlich auf den Schmuggel und den Wucher, und auch sonst auf allerhand unsaubere Geschichten, wie sie ihm gerade in den Weg kamen. Seine Augen liefen so schnell im Kopf herum, daß man nie wußte, wo er eigentlich hinguckte, und in den Hosentaschen hatte er immer die Hände und rappelte drin mit ein paar abgegriffenen Sechsern. Diese beiden waren die Gesellschaft, die sich eng an den Franz herdrückte, als hätten sie was ganz Geheimes mit einander zu verhandeln.

„Na, Franz, was ist mit Euch, warum hängt Ihr denn Euer Maul, als hätt' Euch einer drauf geschlagen, warum habt Ihr uns da herüber bestellt in dem Hundewetter?“ sprach der Henner. „Hört,“ sagte der Franz und hob tief den Atem herauf, „ich bin im Unglück und weiß mir nicht mehr zu helfen. Ihr wißt, ich hab den Accisdienst drüben seit drei Jahren — ich hab ihn bis dato redlich verwaltet — aber seit das große Wasser ge-

standen ist auf dem Feld, hat's nimmer gelangt, und ich habe aus der Kasse genommen und gemeint, es kommt wieder 'nein; aber es ist nicht mehr 'neingekommen, und nun geht mir's Wasser an den Hals, wer weiß, wenn der Einnehmer kommt und den Sturz hält, da bin ich verloren, und wenn ich drin im Ort was schnaufe, so bin ich wieder verloren, denn der Vogt hat ein scharf' Aug' auf mich." — — Die zwei schauten einander an, drückten das eine Aug' zu und bissen sich auf die Lippen. Der Henner aber sagte: „Als weiter, Franz, die Geschicht' ist noch nicht am End', — was soll's dann nun?"

„Was nun — merkt ihr denn nichts? Geld will ich haben, aber bald."

„So, so," sagte der Schweizerfritz, „guck' einmal her — was der Herr Ratschreiber so gnädig ist, daß wir ihm Geld schaffen dürfen. Wie er im Dienst war, war ihm unsereins viel zu elend, daß er nur vor ihm ausgespuckt hätte, und jetzt kommt er! Henner, gedenk's ihm, laß ihn gehen, der lohnt dir's doch schlecht."

„Es ist wahr," sagte der Henner, „man sollt' ihn stecken lassen, den Tropf, er hat auch mich einmal wegen einer lumpigen Gans ans Amt bericht' und habe vierzehn Tage dafür brummen können, gelt, Bruder Ratschreiber und Accisor und Kantenwirt!" — Der Franz schwieg. Es war alles wahr, was sie sagten, und noch mehr. Denn er hätte gern einmal die beiden Kerle recht pfiffig gefangen und beim Amt einen roten Rock verdient, davon sagte er aber nichts. Er

machte nur Miene aufzustehen, indem er sagte: „Nun, wenn Ihr nicht wollt, so laßt's bleiben; wenn Ihr einen Familienvater ins Elend stürzen wollt mit neun Kindern, so thut's."

„Aha," sagte der Schneider, „jetzt kommt auch der Familienvater heraus, auf den hab' ich schon lang gepaßt, wer weiß, vielleicht läßt sich da was machen." Der Franz wäre gern aufgestanden und fortgegangen, aber wohin in der späten Nacht? Der Henner zog ihn wieder herunter auf die Bank und sagte, indem er dem Franz das Schnapsglas zuschob — „da trink, Franz, — und du, Schneider, hältst dein Maul oder du wirst ein paar Zähne los und kannst den Zahnarzt sparen." Der Franz schaute starr vor sich hin und sah des Schweizerfritz Gesicht nicht, dem der Kamm bis oben geschwollen war. „Nun, wie viel," sagte der Henner, „seid Ihr denn schuldig, wißt Ihr's nicht so ungefähr?" „Ich weiß nicht," sagte der Franz, „aber über 500 Gulden ist's reichlich." „Lumpige 500 Gulden und wegen dem ein Lamento! — horcht Franz, Ihr seid ein Esel. Ein Accisor und ein Ratschreiber sein, und 500 Gulden nirgends 'neinbringen zu wissen oder herauszubringen, ist mir einerlei — das muß ein Esel sein!"

„Wie meinst du denn," sagte der Franz, „wie denn 'neinbringen oder herausbringen?" — „O du Einfalt," sagte der Henner, „giebt's denn bei euch keine Messer, wenn wo was zu viel steht, oder Papier und Tinte, wo nichts steht?" „Horcht," sagte der Franz, „ich weiß

nicht, was Ihr wollt, Ihr sprecht ein Spitzbubendeutsch, das versteh', wer will, ich nicht."

„Nun, so ist Euch auch nicht zu helfen; so laß den Einnehmer kommen und sagen: Wo ist das Hauptbuch? Her mit — wo ist die Kasse? Her mit — und wenn's nicht stimmt, dann heißt's mit dir: her mit dir — und fort mit dir und 'nunter mit dir und hin mit dir und dein Häusel und dein' Frau und Kinder mit — und das ganze Dorf sperrt das Maul auf und sagt: ‚Dem geschieht's recht.' Und ich sag', wenn der Grünrock mit dem Gewehr auf dem Buckel Euch Gesellschaft leistet, damit Ihr Euch auf dem Weg ins Zuchthaus nicht verirrt: ‚Da lauft der dumme Ratschreiber von B . . .'"

Dem Franz war's heiß und kalt worden. Denn dumm hat ihn noch keiner gescholten, und das war ihm ärger noch, als wenn man ihn schlecht geheißen hätt'. Aber für die Dummheit, die einer hat, kann er nichts, wohl aber für die Schlechtigkeit.

Zudem dacht' er ans Wegführen und an den Grünrock mit dem Gewehr auf dem Buckel und sah schon, wie man mit ihm durch die Ortschaften zog; das ging ihm alles im Kopf herum, und darum ward's ihm so heiß und kalt.

„Nun, was meint Ihr denn, Henner, mit dem Messer und dem Papier?" fragte der Ratschreiber. — Da sah ihn der Henner so zutraulich und verschmitzt an und sagte: „Franz, was hat denn der Ratschreiber drüben in . . . . . gemacht, wie sie die Hecke, das schöne Stückel Wald verschachert haben?"

„Nun, er hat protokolliert und das Beste weggelassen, nämlich ein paar hundert Gulden, und hat sie in'n Sack gesteckt," antwortete der Franz. „Das könnt Ihr auch, dafür seid Ihr Ratschreiber. Ob die reichen Leute, die doch auch Lumpenvolk sind, wie wir, ein paar Gulden mehr oder weniger haben, was thut's? Des Reichen Gut ist doch alles den Armen gestohlen, und es hat jeder so viel Recht wie der andere. Oder wenn Ihr das nicht wollt, Pfandeinträg' sind genug da, und mancher wär' froh, er wär' sie los — wenn Ihr da hingingt und thätet es einem sagen, der recht tief hängt, Ihr wolltet ihm ein paar Gulden herauskratzen, wenn er Euch auch ein paar spendiert — was schadt's?" — „Was schadt's?" sagte der Franz, „allerdings schadt's! — Du weißt nicht, wie viel Schreiber die Nasen in alle Bücher stecken und wie alles visitiert wird, und zudem lauft das gegen den Diensteid." — „So, so, der Diensteid," antwortete der Henner, „richtig, den hat der Herr Ratschreiber auch geschworen vorm Amtmann. Franz, Ihr seid ein Kerl, dem nicht zu helfen ist. Wenn Ihr so viel Eide geschworen hättet wie ich, thätet Ihr Euch um den einzigen nicht so viel kümmern. Seht Ihr denn nicht, wie wegen jeder Lumperei ein Eid geschworen wird? Wär' der Eid was, so thät' man nicht all' Augenblick einen schwören. Der Amtmann giebt selbst nichts drauf — bei mir hat er während dem Eid die Zigarr' geraucht, und der Schreiber auf dem Amt hat mir gesagt: „das sei alles Formsach'", und

nach meinem Verstand heißt das so viel, als: das sei alles nichts als Kinderzeug — und um solch ein Dings willen wollt Ihr zu Grund gehen? Franz, Ihr habt ja auch in der Kirch' geschworen, weil doch vom Schwören die Rede ist, daß Ihr Euer Weib erhalten wollt. — Ein Eid ist den andern wert und Not bricht Eisen; und wegen den Schreibern, da laßt Euch kein graues Haar wachsen, die sind noch viel schlechter als Ihr. Die wissen so gut wie Ihr, daß Silber kein Blech ist — die treiben's nur gescheiter als Ihr. Aber Ihr könnt deswegen doch thun, was Ihr wollt; ich bin mit meinem Rat fertig, denn Ihr seid und bleibt samt dem, daß Ihr der Ratschreiber und Accisor von B.... seid, doch ein alter Esel."

Mehr als diese Worte stachen den Franz die tückischen Augen des Henner, der nach ihm schielte und dabei einen langen Zug aus dem Glase that. Ehr', Amt, Eid und was ihm noch lieb und heilig, war ihm eben herausgerissen worden, und der Henner, der Afrikaner und Zuchthäusler, trat darauf herum. Das war ihm doch zu viel, und die giftigen Augen, die der Henner machte, sagten ihm klar, daß der es nicht gut mit ihm meinte. Aber er schämte sich eines ehrlichen Worts und traute sich nicht, sondern sprach so leicht hin: „Nun, ich will's mir überlegen." — „Ja, ja," sagte Henner — „als überlegt, bis du selber 'rübergelegt wirst. Im Zellenkäfig in R. hast du dann noch mehr Zeit zum Überlegen. Adjes, Franz — adjes Ratschreiber, Accisor

und Kantenwirt von ehemals!“ Damit zog der Henner seinen Kamisol aus und nahm einen Fidibus und leuchtete in die Küche hinein und schrie: „He, Alte, schlaft Ihr schon — was macht denn Euer schöner Frieder in Frankenthal auf der Frohnfest'? Es ist jammerschad um den Staatskerl, es ist mein bester Freund gewesen.“ — Die Alte war wirklich eingeschlafen. Am Herde gluhste es noch und warf den hellen Schein gerade auf die Alte. „Was sagt Ihr von meinem Frieder? Alleweil, eben hat mir's geträumt von ihm, mich schaudert's, wenn ich dran denk' — die Händ' hat er aufgehoben und die Ketten haben gerasselt, und was hat er gesagt? ‚Du Rabenmutter,‘ hat er zu mir gesagt, und die Fäuste geballt und hat mich verflucht.“ „Ei, so schwätzt!“ rief lachend der Henner. „Unsinn, Traum ist Schaum und bedeutet nichts, als Euer Frieder ist ein Staatskerl, und wenn der Schinderhannes nicht vorher gelebt hätt', so wär' er es geworden. Der hat mehr Courage im Leib als der Amtmann mit samt seinen Schreibern und den Gensdarmen. „Henner, schweigt,“ sagte die Alte. „Ihr seid auch mit schuld, und Euch hat er's zu danken, daß er dort drunten sitzt — drum schweig mit deiner Freundschaft und leg dich ins Bett.“ Die Alte sagte dies so heftig, daß der Henner schwieg; zudem hatte sie auch etwas gesagt vom Mitschuldig; das genierte ihn doch gewaltig, und darum hielt er für geraten, die Alte nicht zu reizen. Und so warf er noch einen Blick auf den Franz und den Schweizerfritz und ging in die hintere Kammer.

Derweilen saß der Franz noch immer mit stierem Blick vor dem vollen Branntweinglase. Er hatte noch keinen Schluck daraus gethan, denn ihm grauste es vor



dem Trank. Derzeit hatte aber der Schweizerfritz neuen Mut gekriegt und rückte langsam von seinem Platz auf den Franz zu.

„Franz," sprach er zu ihm, „laßt den Afrikaner laufen, er hat seine Ehr' verloren und seine Seel' verspielt und hilft Euch doch nicht mit seinem schlechten Rat.

Horcht einmal auf mich — ich hab' Euch einen andern bessern Rat und was besser ist, einen Sack voll Geld." Der Franz sah ihn mitleidig an, und doch konnte er über das letzte Wort nicht hinauskommen, daß nämlich der Fritz Geld hatte. —

„Seit wann hast denn du Geld? du schlitzhäriger Schneider!" sagte der Franz.

„Das brauch' ich Euch nicht zu sagen, seid froh, wenn Ihr's habt. Mein Geld ist kein Blech. Ich will Euch was sagen. Ihr habt da vorhin von Eurer Familie was gesagt, daß ihr euer zehn Mäuler seid am Tisch. Die wollen alle Tage gefüttert sein, und das ist ein Wort für einen Vater. Ewig können sie Euch doch nicht die Füße unter den Tisch strecken — wie wär's, wenn Ihr eins davon abgebt? Ihr habt Eure Margreth, die zwanzig Jahre alt ist, die verdient doch nichts, wenn ihr sie tausendmal zur Näherin in die Stadt schickt. Gebt mir sie, und ich zahl' Euch blanke fünfhundert Gulden in einem Monat." —

„Du willst mir mein Kind abkaufen? Soll's dein Weib am End' werden — da wird nichts draus. Erstens verhandle ich mein Kind nicht und zweitens kriegt's keinen Schneider," rief der Franz im Zorn.

Der Schweizerfritz schluckte den bösen Brocken hinunter von wegen dem Schneider und sagte dann: „Nein, nicht für mich, aber für jemand anders, den ich Euch nicht nennen kann, der will sie zur Frau haben, und wenn ich mit ihm red', so kommt's ihm auf hundert

Gulden weiter auch nicht an. Ich verlange von Euch nur vom Geld den zehnten Teil, was ganz christlich ist."

„Ich hab's dir schon gesagt, daß ich kein Jud bin, der mit seinen Töchtern handelt und Spekulation macht, und wenn du keinen andern Rat weißt, so halt lieber dein Maul."

„Da hat man wieder den Ratschreiberstolz. Nun macht, was Ihr wollt. Überlegt's Euch, Franz, noch einmal und Ihr sollt nicht schlecht fahren, und seid kein Narr. Ich mein's gut mit Euch. Adjes Franz!" Damit stand er auf und ging auch in die Kammer. Und der Franz saß allein. Der Stumpen Licht war abgebrannt und wollte anfangen zu flackern — und es ging auf Leben und Tod mit dem Licht. Und der Franz sah ins Licht hinein so starr, als zög's ihn unwiderstehlich hin.

Was war's, was ihn hinzog? Das war's, daß es ihm war, als spräche das Flackerlicht zu ihm: „Das bist du." Er würde noch lange dagesessen sein, wenn die Alte nicht gekommen wäre und hätte ihm ausgeboten. Aber eines gab sie ihm mit auf den Weg. Das war ein Wort, das sie selber nicht glaubte, aber doch sagen mußte. „Mann, Ihr seid auf einem bösen Weg. Gott führ Euch nicht in Versuchung," sagte sie. Damit machte sie behutsam die Thüre zu, und der Franz stand allein in tiefer Mitternacht draußen.

Neuntes Kapitel.

Hört, ihr Leut', und laßt euch sagen,
Unsre Glock' hat zwei geschlagen.
Zwei Wege hat der Mensch vor sich,
Herr! den schmalen führe mich!
Wohl um die Zwei!

Draußen tobte der Sturm, — aber inwendig im Ratschreiber war auch ein böses Wetter losgebrochen. Wut und Zorn und Verzweiflung, Trotz und Verzagtheit kämpften in ihm einen furchtbaren Kampf.

Er lief, was er laufen konnte, aber es kann keiner sich selbst fortlaufen. Er stand wieder am Rhein. Die Wellen zankten und grollten, als ob sie ihn nicht hinübertragen wollten. Lang schaute er in den Strom hinein, und je länger er hineinschaute, desto starrer ward sein Blick. „Wenn du 'nein gingst, wär's aus mit all' dem Jammer und der Schand' — dann könnten sie dir nachlaufen, wenn sie wollten,“ sagte er zu sich selbst. — „Meine Leut' schlagen sich ohne mich besser durch und die andern werden mich höchstens loben können und sagen: „Der Ratschreiber hat doch noch Ehr' im Leib' gehabt, daß er lieber den Tod gesucht hat, als Schande zu erleben,“ fuhr er fort. Und doch schauderte ihn dabei. Wie der Rhein mit seinen Wellen vorüberfloß, so floß an seinem Gedächtnis sein früheres Leben vorüber von Jugend an.

„Sie haben schlecht an mir gehandelt,“ sagte er vor sich hin — „ich könnt' ein gemachter Mann sein,

aber sie haben mich stürzen wollen, die schlechten Kerle. Wenn ich nur die Ratsstube mit keinem Aug' gesehen hätt', hätt' ich mein' Sach' noch. — Aber alle haben sie mir zugeraten. Und jetzt sind sie alle hinter mir, wie die Hunde am Hirsch. O, Elend!" Und nun traten alle seine Kinder vor ihn, soviel ihrer waren, und jedes schien ihn zu verklagen. „Und den Undank von deinen Kindern für alle die Mühe" — sagte er leis vor sich hin — „wenn man alles thut, und es wir deinem so gelohnt!" So ging's noch eine Weile fort.

Aber zu einem Entschluß konnte er nicht kommen. Es waren immer dieselben Gedanken, in denen er sich drehte, von dem Unrecht, das ihm gethan worden, und die Verwünschungen gegen seine ehemaligen Freunde.

Aber an sich und die eigne Schuld dachte er nicht.

Es ging schon stark auf den Morgen. Drum band er den Kahn los und ruderte mit großer Anstrengung, um nicht an seinem Dorf zu landen.

Als er drüben war, schlich er sich still um die Gärten herum, um ungesehen heim zu kommen. Er kam heim und fiel in dumpfes Brüten. Er aß und trank nicht, er schloß sich ins Zimmer ein oder lief tagelang querfeldein, so daß der Vogt umsonst nach ihm schickte. Ratlos lief er hin und her — verstörter noch als vorher. Er schrak zusammen, wenn jemand ihn anredete, und meinte, jeder sehe es ihm an, daß er ein Dieb wäre. Wo er hinsah, waren die Thüren ihm alle vernagelt und verschlossen. Und doch die große Thür, die ihm

offen stand, an die wollte er nicht klopfen, denn er fürchtete sich vor dem, der dahinter steht. Und die Thür kennt der liebe Leser. Eine andere Thür war noch auf Erden, die stand halb auf und lockte ihn; er hatte die Thürfalle schon aufgehabt, aber er war wieder zurückgegangen. Das war die Thür seiner Schwester.

Wohl sprach's ihm zu: „Geh hin, sie hilft dir" — aber da kam sein Stolz wieder quer über den Weg gelaufen. „Nein, erst nicht," sagte er zu sich, „das erste Wort, das sie sagt, wird heißen: gelt ich hab's gesagt, und dann kommen Vorwürfe die schwere Menge. Lieber geh ich ans Amt und zeig mich selber an." — Und doch, wenn er ans Amt dachte, da schauderte ihn.

Ein paar Tage lang mochte er so hin und her gegangen sein, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Oftmals trieb's ihn wieder an den Rhein, aber eine unsichtbare Gewalt hielt ihn zurück. —

In seinem Wirtshause hatte er oftmals gesagt: „Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen." Aber wenn er dran dachte, daß jetzt der Baum ans Fallen käme, da war es ihm doch nicht einerlei, auf welche Seite er fiele. Und im Grunde seines Herzens stand ein Wort, das konnte er nicht los kriegen, das hieß: „Ewigkeit". Seine Verzweiflung war groß, aber seine Angst vor dem Tod war noch größer. Und die schönen Namen, mit denen die Welt den Selbstmord überpappt und vergoldet, wie „Ehrenhaftigkeit, Mut, Männlichkeit" u. s. w., konnten ihm keine Kraft geben zum Sprung in die große Ewigkeit hinein. Denn

wenn einer von selbst ins Wasser springt, so springt er nicht allein ins Wasser, sondern in die Hände des lebendigen Gottes hinein, und da kommt er wie einer, den niemand gerufen hat.

Aber neben solch innerer Angst waren es auch noch andere Arme, die ihn zurückhielten. Und die waren Gottes ewige Barmherzigkeit im Himmel und das Gebet seiner Schwester und ihrer Freunde und des Sergeanten auf Erden.

Als er so spät wieder einmal vom Rhein heraufstieg, leuchtete ein kleines schwaches Licht in der Nacht über die Felder hin. Das Lichtlein bewegte sich näher und näher und er wußte selbst nicht warum, daß er auf das Lichtlein zulief. Er blieb stehen, als das Licht immer näher auf ihn zukam. Er wäre gern fortgelaufen. Aber wenn man ihn erkannt hätte, was hätte man von ihm denken müssen? Man hätte ihn angesehen vielleicht als einen Dieb, und das war er ja doch nicht in der Leute Augen. Plötzlich stand das Licht vor ihm. Es war die Grete, seiner Schwester Tochter, die von ihrer kranken Base kam, die sie besucht hatte. Es war dieselbe, die einst bei dem Heiligenpfleger so herzhaft für ihren Vetter eingestanden war. „Ei, Vetter," sagte sie, „woher so spät, kommt Ihr wohl noch gar zu uns in der finstern Nacht, das wär' recht, das thät die Mutter freuen."

Der Ratschreiber schaute auf und sein alter Stolz regte sich wieder. „Nein," sagte er, „ich brauch' euch

nicht und zudem werde ich deiner Mutter kein willkommener Gast sein."

„O, lieber Vetter," sagte die Grete mit weicher Stimme, „wenn Ihr wüßtet, wie viel wir an Euch gedacht und Leid um Euch getragen haben, Ihr thätet nicht so reden. Unsere Mutter hat mehr als einmal für Euch unsern Herrgott angerufen, glaubt es nur, meint's doch niemand so gut mit Euch, als unsere Mutter, und die solltet Ihr nicht verachten."

Der Ratschreiber horchte hoch auf bei diesen Worten, denn er hatte sich's anders gedacht. Er hatte gemeint, nichts als lauter Feindschaft und Spott zu treffen und Schadenfreude, daß es ihm so gegangen war wie die Schwester es ihm vorausgesagt hatte. Statt dessen aber drang zum erstenmal nach langer Zeit wieder ein Ton der treuesten Liebe an sein Ohr. Und der harte, stolze Mann wurde weich wie ein Kind, und seine Augen füllten sich mit Thränen.

Die Grete mit ihrem Licht schien ihm auch durch ihre Worte ein kleiner Stern zu sein, dessen Licht sanft und beruhigend über die wilden Wellen in seinem Herzen hinleuchtete; und eine neue Hoffnung und ein neuer Weg schien sich in ihm aufzuthun.

„Gret', ich geh mit dir," sagte er kurz und entschlossen. Und sie traten ein, unter den hohen Bäumen weg in den Hof und durch die niedere Thür in die große Stube der Schwester. Da saß sie bei dem matten Schein einer Lampe ganz allein, denn ihr Mann

war schon schlafen gegangen. Vor ihr lag eine große, aufgeschlagene Bibel, in der sie mit Hilfe einer großen Brille eifrig las und jedes Wort halblaut wiederholte, so daß sie die Eintretenden gar nicht bemerkte, bis die Grete rief: „Mutter, schaut einmal ein wenig auf, was ich da für einen Gast bringe.“

Die Schwester schaute auf, und ein schmerzliches Lächeln ging über ihre ernsten, großen Züge. „Gott segne deinen Eingang, Franz, ich hab' lang auf dich gewartet, denn mir war's immer, als kämst du bald.“ Und dabei schaute sie ihm groß und voll in die Augen, reichte ihm die Hand und schüttelte sie herzhaft und hieß ihn sich setzen.

Der Ratschreiber war stumm, es wollte ihm keines von seinen hochfahrenden Worten und keine von seinen alten Redensarten einfallen und über die Lippen kommen. Mit ihrer Liebe hatte ihm die Schwester den Mund zugebunden, und drum fand er keine Worte. Sie sah aber den Kampf in seinem Herzen, und drum nahm sie seine Hand und sprach: „Hör', Franz, du hast einen Brast, der dir den Mund verschließt; mir darfst du's aber kecklich sagen, ich hab's ja gewußt, daß 's so kommt, und wenn du auch das Ärgste sagen thätst, es thät mich nicht verwundern.“

Er bedeckte sein Angesicht mit der Hand und wandte sich weg; aber jetzt fing erst in ihm ein rechter Kampf an. Sollte er alles sagen, wie es stand und wie es gekommen war? Sollte er ihr sagen, daß er von dem

Geld viel ohne Not genommen und verjubelt hatte; sollte er ihr die ganze Summe gestehen, die er selber nicht einmal ganz wußte; ja sollte er sagen, daß dieses alles aus dem Hochmut gekommen war? Das konnte er nicht, dazu hatte er den Mut noch nicht und doch wieder zu viel von dem Mut, der der allerschlimmste ist, nämlich vom Hochmut.

„Schwester," sagte er darum, „mir kann kein Mensch helfen, ich bin zu tief drin. Durch lauter Gutherzigkeit bin ich ins Elend gekommen. Ich hab's vielen Leuten nachgesehen und Geduld mit ihnen gehabt, wenn sie nicht zahlen konnten, und jetzt lassen sie einen stecken. Sie müssen mich beim Obereinnehmer verklagt haben, das hab' ich schon gemerkt, und wann der kommt und Kassensturz hält und es fehlt nur ein Kreuzer, so bin ich verloren, und meine Ehr' ist auch hin."

„Nun, Franz," sagte sie, „wenn nur deine Seel' nicht verloren ist, denn die Seel' verloren ist doch alles verloren."

„Aber wenn ich ins Zuchthaus muß, das wär' doch eine ewige Schand', die könnt' ich nicht überleben."

„Horch, Franz, das Ärgste wär's auch nicht, du wärst der erste nicht, der im Zuchthaus herumgekommen ist. Die ganze Welt ist unsers Herrgotts Zuchthaus, wo man drin gezogen werden soll, und das steinerne Haus dort drunten ist nur eine Kammer drin für die, die der liebe Gott auf die Seite nimmt, um ihnen noch was besonders zu sagen."

„Da wär's dir's also recht, wenn ich ins Zuchthaus käm'," sagte er.

„Das hab' ich nicht gesagt," antwortete die Schwester, „sondern nur, daß es nicht das Ärgste auf der Welt wäre. Sag', weißst du denn kein Mittel, um die Schulden zu decken; langen die paar Äcker nicht, die du noch hast?"

„Mit denen kann ich nichts anfangen, die sind alle schon verprotokolliert. Ich wüßt' wohl ein' Weg, der mir verraten worden ist, wo ich mir helfen könnt', denn Not kennt kein Gebot."

„Da sei Gott vor, Franz, daß du den Weg gehst. Du hast ein gefährlich Amt, aber mach's nicht noch gefährlicher. Gedenk' an deinen Eid und verkauf' deine Seele nicht um das elende Geld."

„Ja, wenn aber doch die Not kommt, warum soll ich mit meinen Kindern um des Eids willen, aus dem der Amtmann selber nichts macht, zu Grund gehen?"

„Aber unser Herrgott macht etwas draus, und da heißt's: was der Mensch säet, das wird er ernten."

„Hab' ich aber nicht auch geschworen in der Kirche, daß ich wollt' mein Weib und meine Kinder erhalten?"

„Das ist wahr, aber ein Eid hebt den andern nicht auf, Eid ist Eid und Meineid ist Meineid. Horch, das muß ein giftiger Mensch gewesen sein, der dir den Rat gegeben hat, denn der kommt nicht aus dir selber." —

Der Franz schwieg betroffen.

„Hör', Franz," sagte die Schwester wieder, „wie viel fehlt dir denn? Sag' mir's ehrlich und aufrichtig.

Ich will dir gern helfen, wenn ich kann — aber nur sagen mußt du mir's."

„Du kannst mir nicht helfen, Sanne! — 's langt nicht; ich möchte nicht an deinen Kindern auch noch zum Dieb werden, und das gäb' nur Feindschaft mit deinem Mann," antwortete der Ratschreiber.

„Ich hab' schon geredet mit meinem Mann, Franz, und wir haben's uns schon versprochen, daß wir dir helfen wollen. Ich hab' zweihundert Gulden drin im Schrank, die geb' ich dir ohne Pfand und Zins. Nimm sie und trag' sie hin zum Obereinnehmer und gesteh' dein' Sach und bitt' und versprich, daß du das ander' nachzahlen willst."

Beschämt stand er da; er wußte nicht, was er thun sollte. Er hatte der Schwester geflucht und sie hatte ihn dafür gesegnet.

Die feurigen Kohlen, die sie auf sein Haupt gesammelt hatte, brannten jetzt hinunter bis tief ins Herz.

Es war die Stunde, wo sich sein Hochmut beugte, aber brechen wollte er allerdings noch nicht, dazu war er noch zu hart. „Vergelt dir's Gott," sagte er zu der Schwester, „ich kann dir's nicht vergelten." Er reichte ihr die Hand und ging.

Wie anders stand er vor diesem Hause, als vor jenem drüben überm Rhein. Es war auch dunkel, als er hinaustrat, aber ein Stern leuchtete ihm doch: Er hatte es erfahren, was Menschenfreundschaft und Gottesfreundschaft war. Still und in sich gekehrt ging er nach Hause.

Zum Schluß noch ein Kapitel.

Wenn eine Geschichte zum Schluß geht und das letzte Kapitel kommt, da heißt's meistens: Das Beste kommt zuletzt. Aber bei meiner Geschichte scheint's, daß das Schlimmste zuletzt kommt, das heißt, wenn man's nur mit menschlichen Augen ansieht. Denn oftmals ist das, was der Mensch für sein größtes Glück ansieht, sein größtes Unglück, und darum auch oft, was ihm das größte Unglück scheint, und das Allerschlimmste, sein größtes Glück und sein Bestes. Lebt doch der Herr noch, der einst in Kana den Hochzeitleuten nicht den sauren Wein zuletzt und den süßen zuerst geben wollte, damit es die Leute nicht merkten, wie der Speisemeister meinte. Jener Speisemeister hat viele Vettern noch unter uns. Ob du schon, lieber Leser, mit so einem Bekanntschaft gemacht hast, weiß ich nicht. Also jener Herr lebt noch, der aus Wasser edlen Wein machen kann, und so auch das Thränenwasser in Freudenwein verwandeln kann, und darum sollst du nun sehen, daß auch in dieser Geschichte das Schlimmste und doch das Beste zuletzt kommt.

Nach jenem Abend bei seiner Schwester wollte der Ratschreiber es machen, wie sie's ihm angegeben hatte; aber der Mann war so zusammengebrochen, daß er keines Entschlusses mehr fähig war, und so schob er es von Stunde zu Stunde hinaus.

Derweilen hatten sich aber andere Leute auf die Beine gemacht. Der Vogt, der den Ratschreiber schon lange fürchtete, weil er ihm einmal in einer ungerechten Sache scharf widersprochen hatte, war froh, diesen Mann ohne Rumor los zu werden, und fuhr darum selbst zu Amt und bat man möchte doch einschreiten von amtswegen, da der Obereinnehmer nicht ziehen wolle. Das war aber für das Amt ein rechtes Essen, dem Obereinnehmer einmal es einbrocken zu können, denn der Obereinnehmer und Amtmann, die standen zu einander, wie weiland Pilatus und Herodes. Drum wurde der Obereinnehmer fuchswild, als er den Bericht zu lesen bekam, und schalt über Gott und die Welt und ordnete gleich auf den folgenden Tag eine Untersuchung an gegen den Ratschreiber. Des Abends aber ging er mit großen Schritten in seiner Stube auf und ab, blies aus seiner Pfeife die Dampfwolken hinaus wie ein Türke und murmelte zwischen den Zähnen vieles über die Amtleute, was nicht schön zu hören war, von Überschreitung der Amtsbefugnis u. s. w., bis er endlich sich hinstellte an seinen Pult, und wie er meinte, einen Bericht mit Hörnern und Zähnen schrieb, der aber doch am Ende recht harmlos und unschuldig lautete.

Während dem der Obereinnehmer die Rauchwolken hinausblies, gingen zwei Leute mit einander durch den Wald dem Amtsstädtlein zu.

Es war der Steuersergeant und der Ratschreiber. Der Sergeant hatte von der Schwester des Ratschreibers

Wind bekommen, wie's mit ihm stand, und so hatte er sich aufgemacht und war in sein Haus gegangen. Mit Schrecken sah ihn der Ratschreiber vor sich stehen, er glaubte schon, die Untersuchung käme. Aber der Sergeant redete freundlich mit ihm und bat ihn, er solle nur alles gestehen. „Das ist das einzige, was Euch helfen kann, Herr Ratschreiber, denn geradezu macht den besten Renner. Ihr werdet sehen, es wird Euch leicht ums Herz werden, wenn Ihr Eure Schuld gesteht, denn ein böses Gewissen ist wie ein Ofen, der immer raucht."

Der Ratschreiber konnte ihm nicht antworten, nur große Thränen fielen auf sein Wamms herunter.

„Ratschreiber," sagte der Sergeant wieder, „Ihr habt groß gefehlt, und wie ich gehört hab', so hat Euer Hochmut Euch viel in dies Elend hineingebracht. Schlagt Euern Hochmut auf den Kopf, daß er stirbt, und packt ihn nicht mit Handschuhen an, sonst verdirbt er Euch noch ganz und gar."

Der Ratschreiber sah ihn groß an, aber er konnte wieder nichts antworten.

„Was in meinen schwachen Kräften steht, das will ich gerne thun, ich habe da noch fünfundzwanzig Gulden, die ich mir sauer erspart habe, die will ich Euch geben ohne Zins und Handschrift, aber nur das Eine müßt Ihr mir dafür thun, daß Ihr jetzt Euren Rock anzieht und mit mir zum Obereinnehmer geht."

Willenlos ließ sich der Ratschreiber anziehen. Blaß und elend sah der Mann in seinem Kleid aus und

zitterte beim Anziehen am ganzen Leibe. So gingen sie fort. Auf dem Wege sprach der Sergeant gar manches treuherzige und wohlgemeinte Wort, aber der Ratschreiber hörte nur mit halben Ohren zu. Je näher er der Stadt kam, um so heftiger schlug ihm das Herz. Als sie aber an der Ecke des Waldes waren und das Städtlein im Angesicht hatten, da zog der Sergeant den Ratschreiber mit sich hinein in den Wald, wo es dicht war, und kniete drinnen nieder und betete von Herzensgrund für den Ratschreiber. Was er gebetet hat, weiß ich nicht, aber es waren Worte, die vor Gottes Herz und vor seinen Thron gekommen sind. Dann reichte er ihm die Hand und sprach zu ihm: „Jetzt mit Gott vorwärts."

Bald standen sie an der Obereinnehmerei. Der Sergeant hieß den Ratschreiber unten stehen bleiben, und er ging allein hinauf. Vor der Thüre schon hörte er die großen Schritte, die er wohl kannte und die ihm nichts Gutes bedeuteten.

Auf sein erstes Anklopfen erhielt er gar keine Antwort; auf sein zweites aber ein rauhes „Herein." Seinen vollen Ärger ließ jetzt der Einnehmer los. „Sie sind mit schuld," sagte der Obereinnehmer, „hätten Sie mich damals machen lassen, wäre es nicht so weit gekommen, jetzt aber geht's ihm an den Kragen. Morgen ist schon die Untersuchung, und da werden Sie dabei sein."

Der Sergeant blieb bei all den Anklagen ruhig, er faßte sich und sagte: „Ich hätte gern noch ein gutes Wort für ihn eingelegt, denn der Mann sieht's ein."

„Das dank' ihm der Kuckuck, daß er's einsieht, das kann er ja schwarz auf weiß sehen," — antwortete der Obereinnehmer.

„Aber zwischen Einsehen und Einsehen ist ein Unterschied. Es kann einer mit seinem Kopf was einsehen und sein Herz drunten brummt immer fort: Es ist doch nicht so."

„Ach, was Herz," sagte der Obereinnehmer, „Herz ist Nebensach', aber der Kopf ist die Hauptsach'. Ich höre überhaupt nicht gern vom Herzen reden, das ist solches frommes, weinerliches Zeug, da wird mir's immer übel dabei. Ich sag' Ihnen, ins Zuchthaus muß er, wenn er defraudiert hat, und da beißt keine Maus einen Faden davon ab."

„Aber wenn er doch einen Teil decken thäte, Herr Obereinnehmer, dann könnte man ihn doch das andere so nach und nach zahlen lassen? Ging das nicht?"

„Schwerlich, wenn er sich vergriffen hat," antwortete der Beamte.

„Der Mann ist im Augenblick drunten, soll er nicht heraufkommen, er kann Ihnen seine Not besser vorstellen."

„Nein, nein," sagte der Obereinnehmer, „ich kann so rührende Auftritte nicht leiden, das kostet mich den Schlaf heut Nacht. — Ich will sehen, was zu machen ist, daß er vielleicht abtragen kann; sagen Sie ihm das. So, Sie können jetzt gehen."

Der Sergeant ging. Den Mann nahm er mit sich nach Hause und erzählte ihm schonend, wie's stand und

wie er eben alles aus Gottes Hand annehmen sollte, wie's käme. „Nur nicht bellen, wenn unser Herrgott donnert, Herr Ratschreiber, das ist mein Grundsatz, sondern die Händ' falten und den Kopf ducken."

Der Ratschreiber war wieder stumm und ging stumm nach Hause, die Wellen gingen wieder hoch in ihm; aber er ließ sie nicht über die Ufer gehen, das heißt, nicht über die Lippen. Und das ist schon ein Gewinn, wenn das Schweigen nicht aus Trotz kommt, sondern wie's im 39. Psalm heißt: „Ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun. Du wirst's wohl machen." Das war schon ein herzhafter Schritt vorwärts.

Den Tag darauf kam der Obereinnehmer im Amtsrock und die Schreiber mit wichtigen Mienen und thaten, als ob sie den Ratschreiber noch mit keinem Auge gesehen hätten. Der Ratschreiber mußte seine Bücher bringen und die Kontrolle fing an. Als er mehrere nannte, die noch im Ausstand wären mit Geldern, so ließ sie der Vogt gleich holen und befahl ihnen, alle Zettel von mehreren Jahren her mitzubringen. Da wurde denn gesucht und geflucht in vielen Häusern, wo die Zettel verloren waren oder die Buben sie zerrissen oder Männlein daraus gemacht hatten.

Bei vielen traf sich's, daß ihre Zettel in Richtigkeit waren; bei anderen stimmten sie nicht mit dem Hauptbuch; die Meisten hatten bezahlt und quittiert, die der Ratschreiber als im Ausstand bezeichnet hatte. Vier Tage lang dauerte die Untersuchung von Morgen

bis Abend. In der Nacht wurde der Ratschreiber jedesmal in Arrest geführt.

Einmal über das andere rief der Obereinnehmer: „Unbegreiflich, mir rein unbegreiflich!“ Denn er hatte sich für sehr unfehlbar gehalten. Mit Schimpfen und Fluchen über die schlechte Wirtschaft, und wie man ihm in seinem Bezirk vornehmlich einen solchen Schimpf habe anthun können, schloß das „verfluchte Geschäft,“ wie's die Skribenten nannten.

Der Ratschreiber saß lautlos mit gefalteten Händen und Thränen im Auge da. Er antwortete nur, was er gefragt wurde, aber auf alle harten Reden gab er keine Antwort. Das Urteil wurde nach langer Haft im Amtsgefängnisse publiziert. Es lautete auf vier Jahre Einzelhaft im Zuchthause, und auf Deckung der Ausfälle durch Versteigerung seiner sämtlichen Habe.

Die Gensdarmen transportierten ihn durch die Ortschaften. Herzzerreißend war der Abschied. Alles, was er an seinen Kindern und seinem Weibe versäumt hatte, trat ihm jetzt vor die Seele, wo er anscheinend nichts mehr gut machen konnte, und ihnen nur noch einen gebrandmarkten Namen zurückließ. Seine beiden Töchter sah er nicht mehr. Beim Gang durch die Dörfer fiel ihm wohl des Henners und der Schwester Rede ein und der Schlag des zufahrenden eisernen Thores war ihm ein ernstes Amen Gottes auf das, was die Schwester vorausgesagt.

Daheim ging die Versteigerung vor sich. Die Haupt-

steigerer waren seine ehemaligen guten Freunde. Die hielten zusammen mit den reichen Leuten, und die Habseligkeiten kamen um einen Spottpreis weg. Zuletzt kam auch das Haus an einen Juden. Wiewohl es noch neu war, ward kaum der dritte Teil erlöst.

Die Kinder wurden verteilt. Wer nahm sie? Die Schwester nahm ein paar, sein anderer Bruder ein paar; die Größte verdingte sich, der Sohn ging zum Handwerk. Die Mutter zog mit der Jüngsten über Land, da sie nicht zur Schwägerin wollte.

Ein Jahr verstrich nach dem andern. Die Einsamkeit der Zelle, der Zuspruch des Geistlichen, die tägliche Arbeit, vor allem aber Gottes Gnade arbeiteten Hand in Hand an dem Manne. Durch welche harten Kämpfe es ging, das weiß nur der Mann selber und sein Gott, so was darf man nur erzählen, wenn der Mann einmal im Grabe ausruht. Nur die Frucht darf sich zeigen, das Emporwachsen und Reifen ist ein still verborgenes Werk, so verborgen, als der Grashalm drunten unterm Boden wächst und kein Mensch es sehen kann. Wer nachgraben will, verdirbt's.

Nach ein paar Jahren kam ein Brief von ihm, der lautete anders als alle andern. Da war kein Klagen, kein Murren und kein Trotz mehr darin. Da stand unter anderm: „Ich habe lang genug um mich geschlagen, aber der verlorne Sohn hat in sich geschlagen, das will ich auch thun. Mich hat kein Mensch ins Zuchthaus gebracht, als nur mein trotziges Herz und

der Hochmut. Ich bin unserm Herrgott davon gelaufen, aber er hat mich gefangen mit seiner Hand. Der Heiland erbarme sich meiner und meiner armen Kinder. Ich kann nichts thun als beten und das sollen sie auch für ihren Vater thun. Ich wär' wohl gern wieder heraus, aber es ist besser so. Die Leut' sollen an mir einen Augenspiegel nehmen."

Der Ratschreiber ist zu Haus, er schafft auf seiner Profession still für sich. Seine früheren Kameraden schauen ihn nicht mehr an. Der eine Teil deswegen, weil ihm die Augen auf immer geschlossen sind in ewiger Nacht. Der Feldscher, der Doktor und der Krämer, sie schlafen draußen. Dem ersten und letzten ist das Lachen sauer und teurer geworden, sie sind aber stille geworden unter der schweren eisernen Hand Gottes. Die andern aber mögen den Ratschreiber nicht anschauen, denn ihre Augen sind verschlossen für das, was im Zuchthaus in dem Ratschreiber gewachsen ist. „Wer im Zuchthaus war, hat's Not, ein Betbruder zu werden, für den paßt's." Das ist ihr Sagen und Reden. Aber der Herr läßt sich nicht spotten. Der Bankerott ist mehreren nahe und am Ausbrechen. Wo einer innerlich bankerott wird, wird er's auch bald äußerlich.

Der Ratschreiber ist zusammengebrochen und nah zusammengegangen. Wenn er spricht von den früheren Tagen und wie Gott ihn herumgeholt, muß er sich die Thränen aus den Augen wehren.

Von seiner Habe ist ihm nichts geblieben, als was die Schwester und ein paar Freunde ihm wiederschenkten. Er ist ein armer Mann. Aber wenn er den Abendsegen liest mit seinen Kindern, die ihm geblieben, so liegt doch ein Friede über seinem Antlitz, der ein Zeuge ist, wie viel reicher er jetzt bei allem Elend ist, als da er mitten im Glück saß, und sein Herz darben mußte.

Die zusammengebrochene Kraft und der stille Friede im Herzen und im Auge — predigen beides,

Gott widerstehet den Hoffärtigen,
Aber den Demütigen giebt er Gnade!

Dr. Aloys Henhöfer.

Ein süddeutsches Pfarroriginal.

(Aus der Vikariatszeit des Verfassers.)

Erstes Kapitel.

Der junge römische Priester in Mühlhausen.

War's einmal ein schöner Sommertag, so hieß es bei uns in Karlsruhe: „Kommt, wir wollen nach Herrenalb.“ Das sind so etwa vier Stunden hinauf und hinein ins Gebirge, fast immer durch schönen, grünen Wald. Mitten drin lag das alte Kloster in Ruinen, und wir träumten gern dort von alten Zeiten, wo die Mönche noch lebten und Psalmen sangen. Dort ganz in der Nähe liegt auch der Geburtsort Henhöfers, das Dörflein Völkersbach. Seiner Zeit ist es einmal evangelisch gewesen, aber nach dem dreißigjährigen Kriege waren die Jesuiten gekommen und der Ort wieder „gut katholisch“ geworden. Dort wurde im Jahre 1789 am 11. Juli dem Bauern Hans Martin Henhöfer und seiner



Pfarrer D. Henhöfer.

(S. 285.)

Ehefrau Theresia, geborenen Artmann, ein Söhnlein geschenkt. Der Herr Pfarrer des Orts wurde zum Paten gebeten, der dem Kind den Namen „Aloysius" gab. War der Vater ein schlichter, gottesfürchtiger Mann, der allem übertriebenen Wesen abhold war, so hatte die Mutter ein lebhaft erregtes Gemüt und war eine gut=katholische gläubige Seele. Schon in ihrer Jugend war sie durch eine Jesuitenmission mächtig angeregt worden und ihre Antworten fielen in der von ihnen gehaltenen Kinderlehre so gut und treffend aus, daß die Patres ihr den Namen der „Königin" beilegten. Am liebsten wäre sie damals ins Frauenalber Kloster gegangen. Aber es sollte anders kommen. Im Jahr 1775 verheiratete sie sich mit dem Vater unsers Henhöfers. Ihr einziger Wunsch in der Ehe war, einen „geistlichen Sohn" zu haben, denn „das hielt sie für das größte Glück, weil sie glaubte, daß dann alle seine Verdienste, besonders die der Messe, auf alle Glieder der Familie übergingen." Drei Kinder wurden ihnen geboren, zwei Knaben und ein Mädchen, aber mit dem „Geistlich werden" wollte es nicht gehen. Der Vater wollte, daß sie ihm auf dem Feld helfen sollten. Das war ihr schwer. Als sie darum wieder mit einem Kindlein gesegnet ward, gelobte sie es dem Herrn vor seiner Geburt im Gebet. Darum der Sohn wohl später schreiben konnte: „Von Mutterleibe an wurde ich dem geistlichen Stande gewidmet." Als das Kind etwas herangewachsen war, nahm sie ihn täglich mit in die Messe; während sie in der Bank kniete, diente ihr

Aloys im Chorhemdchen am Altar mit Rauchfaß und Cingulum dem Priester. Da war sie denn allemal seelenvergnügt, und wenn ihr Aloys nicht mit wollte, so sah sie übel drein. Alle Freitag ging's nach dem Wallfahrtsort Moosbronn oder zum ‚gnadenreichen Bild' nach Bickesheim, ja auch mehrmals nach dem weiten Walldürn. Dem Hans Martin Henhöfer wollte es dann und wann fast zu viel werden, so daß er einmal unwillig sagte: „Du willst wohl gar noch nach Jerusalem?"

Gewiß, sie wäre auch nach Jerusalem gepilgert und hätte ihren Aloys mitgenommen. Der Rosenkranz wurde am Sonntag und auch am Samstag Abend knieend gebetet, und „wenn alles fertig war, da wußte sie noch so viele Heilige, von denen jedem noch ein Ave Maria zuerkannt wurde, daß es oft nicht ausgehen wollte." Auf ihren Gängen durch den Wald erzählte sie ihrem Aloys von Heiligen und Märtyrern und ihren Verdiensten, so daß es dem Kinde ganz warm ums Herz wurde und es am liebsten Missionar geworden wäre. „Sie war eine fromme Beterin," rühmt ihr Sohn von ihr, und das ist das Größte, was man von einer Mutter sagen kann. Durchs Gebet macht man wieder gut und bringt's ins richtige Senkblei, was man sonst in der Erziehung verfehlt hat. Unsere ganze Erziehungskunst besteht ja oft genug nur darin, zuzusehen, wie unser Herr unsre Fehler wieder gut gemacht! Was einer den Gebeten seiner Mutter zu danken hat, wird erst in der Ewigkeit klar werden. — Der Vater Henhöfers starb 1823;

nach seinem Tode ist die Mutter zu ihrem „geistlichen Sohn“ gezogen und dort 1833 im Frieden entschlafen.

Der Trieb zum Lernen wachte in dem Kinde immer mehr auf; als er hört, daß jemand ein großes, dickes Buch habe (wahrscheinlich eine Bibel aus der evangelischen Zeit), da geht er hin und bittet, bis er sie bekommt und schleppt seinen Schatz unter großer Mühe heim. Der alte Pfarrer Lehr, der Taufpate unsres Aloys, der sich nicht sonderlich viel um sein Taufkind gekümmert zu haben scheint, stirbt und an seine Stelle kommt ein junger Mann, der früher Gemming'scher Pfarrer in Mühlhausen war. Er ahnte nicht, daß er den späteren ersten evangelischen Pfarrer in Mühlhausen erziehen sollte. Der aufgeweckte Knabe fiel ihm in die Augen, er nahm ihn zu sich und gab ihm lateinische Stunden. Er war ein wahrhaft frommer Priester, der in seiner Todesnacht befahl, „nichts von ihm und seiner Person am Grabe zu sagen, sondern dem Herrn die Ehre zu geben.“ So ragte in das junge Gemüt eine edle Gestalt hinein, und das ist unendlich viel wert, denn so etwas begleitet einen durchs Leben, man bildet sich unbewußt nach solch einem Bild und Vorbild. — Nach der Konfirmation mußte unser Aloys auf die lateinische Schule nach Rastatt, welche damals die Piaristenbrüder leiteten, später zog er mit der Schule nach Baden-Baden. Sonderlich brillant ist's ihm auf der Schule nicht gegangen, und von seinen Mitschülern hat keiner geahnt, was aus ihm würde. Einer weiß noch zu sagen in

späterer Zeit, daß er „ein sonderbares Wesen an sich gehabt hätte, zwar recht fleißig gewesen, aber für borniert gegolten hätte.“ Nun, das ist schon mehr als einem nachgesagt worden auf der Schule, und es hat nicht zugetroffen. 's giebt nicht lauter Schnellläufer und Wunderkinder. Aber selbst aus denen wird im späteren Leben meist nicht viel. Schwere Wagen fahren langsam — das gilt auch von den Kindern. — Die Armutei, in der Aloys groß wurde, warf ihn von Jugend an auch auf die milde Hand Gottes; er aß bescheiden bei etlichen Herrschaften herum, bis ihn ein Geheimerat zu sich ins Haus nahm. So schlug er sich durch bis zur Universität Freiburg. Auch da war schon für ihn gesorgt. Ein Hofrat nahm ihn zum Hauslehrer und aus dem „Marxzeller Heiligen“ kriegte er auch noch hundertundfünfzig Gulden. Auch da, berichten seine Gegner, hätte er nur „mystische Schriften“ gelesen. Das waren aber Johannes Tauler und Thomas a Kempis — also nach innen gekehrte Leute; und wenn man solche Leute liebt, die nicht gerade an der Heerstraße feil halten, so ist das gerade kein Zeichen von Borniertheit.

1814 empfing er durch den Fürsten Primas, den Herrn von Dalberg, als Bischof von Konstanz, die vier untern Weihen. Dabei soll der Bischof ihn scharf angeschaut und gesagt haben: „Auf den gebt acht, der bleibt Euch nicht.“ Im Seminar zu Meersburg am Bodensee wurde Henhöfer krank, er konnte die starke Seeluft, die harte Kost und das schnelle, heiße Essen

nicht vertragen. So nahm ihn sein alter Pfarrer wieder auf. Ein Jahr später empfing er die drei obern Weihen. Der Priester war „fertig," die erste Messe hatte er unter großer Bewegung seines Herzens gelesen — was fehlte noch? Mit einem brennenden Eifer für sein Amt und einem nach Frieden im Herzen ringenden Gemüte wartete er auf einen Ruf.

Und der Ruf kam. Unter dem 30. Mai 1815 traf ihn ein Brief des Freiherrn von Gemmingen auf Steinegg, der ihm die Stelle eines Hauslehrers und zweiten Kaplans in seinem Hause anbot. Neben den Stunden bei den Kindern sollte er auch in den Filialen noch mithelfen an den Sonntagen. — Dieser Ruf wurde entscheidend für sein Leben. Die Familie war eine der trefflichsten im Lande, gehörte einem katholischen Zweige dieses sonst evangelischen Stammes an. Welch ein adliches, frommes, tiefes, offenes Gemüt der Freiherr hatte, welch erschlossenen Sinn für göttliche Wahrheit den beiden Ehegatten innewohnte, werden wir später erfahren. Gewiß ist, daß ohne dies Haus — menschlich geredet — Henhöfer nicht das geworden wäre, was er wurde. Wie tief bedeutsam ist oft ein erster Schritt in ein Haus! wie still, tief und geheimnisvoll legt Gott die Fäden bei einer solchen scheinbar „zufälligen Berufung!" Für ein Kind Gottes aber, das seinen Lebensweg hat verstehen lernen, giebt es keinen Zufall. Wir schauen die Anfänge der Meisterhände Gottes oft erst dann, wenn sie einen Knoten schlingen im Leben. Aber von „langer

Hand" aus hat er schon hineingegriffen. Henhöfer war ein Meister im Unterrichten, das hat ihn auch später ausgezeichnet. Jedes Kind konnte ihn verstehen. Aber der Herr wollte keinen Hofmeister aus ihm machen. Zwei Jahre nach seinem Eintritt starb der Mühlhäuser Pfarrer und Henhöfer wurde an seiner Stelle ernannt.

Mühlhausen liegt an der Grenze zwischen Württemberg und Baden, nah an einem großen Walde. Die Gemeinde galt, wie mehr oder minder alle diese Wald- und Grenzgemeinden, für eine sehr verdorbene. Stehlen, Schmuggeln, Jagd- und Forstfrevel, zerstörtes Familienleben, schlechte Kinderzucht, Trunk, Spiel und Armut — das war ihr Bild. Der vorige Pfarrer hatte zwar der Gemeinde das zweifelhafte Zeugnis ausgestellt: „Eine charmante Gemeinde, nur 's Stehlen können sie nicht lassen." Dahinein kam nun der junge feurige Pfarrer. „Nur recht scharf dahinter," dachte er. Er kannte die Sünden des Landvolks — wie viele seiner Amtsbrüder — recht gut. Von Sonntag zu Sonntag wurden seine Predigten schärfer. „Ich dachte, wenn man die Leute nur ernstlich an ihre Pflicht mahnte, dann werde es schon besser. Ich wußte nicht, daß Leben und Gerechtigkeit nicht aus dem Gesetz käme, sondern daß die Sünde durchs Gesetz erkannt würde. Galater 3, 11. 21. Wenn der Bauer auch alle Tage mit seinem Pflug auf und über seinen Acker fährt und das Unkraut ausreutet, so trägt er darum noch lange kein Korn. Einsäen ist notwendig. Hätte Moses den Leuten helfen können, so

wäre Christus nicht nötig gewesen." — Die scharfen Predigten schlugen auch an, die Leute nahmen sich eine Weile mehr in acht. Aber wenn der Pfarrer wieder auf seiner einsamen Stube war, dann ward er traurig bis ins tiefste Herz hinein. „Wenn die Werke besser geworden, sind's dann auch die Herzen? Kann das, was du thust, nicht auch ein strenger Vogt hinbringen? und wenn du fort bist, wird nicht das alte Leben wieder anfangen? So fragte er sich. Er merkte auch bald, daß man die Leute nicht bloß weich, sondern auch hart schlagen kann, und daß der Müller in seiner Mühle schließlich vor lauter Klappern gar nichts mehr hört. Von seinen Predigten aus jener Zeit, die er sorgfältig bis ans Ende schrieb, liegen viele vor mir. Sie gehen alle darauf hinaus, die Menschen aufzurütteln und auf den Weg der Tugend zu führen. „Du und Christus," ruft er einmal, „sind himmelweit geschieden. Du willst Krieg, Christus Frieden; du willst Händel, Christus Versöhnung; du willst Erhöhung, Christus Demut; du Reichtum, Christus Armut, du Freude der Welt, Christus Leiden — wie stimmt Christus und Belial? Das Himmelreich können nur die erben, die den alten Adam getötet haben. Das kann nur durch ernstliche jahrelange Uebung geschehen." — In diesem Sinn predigte der junge Priester. Aber die Gemeinde blieb ruhig, und ihr Pfarrer ward desto unruhiger.

Zweites Kapitel.

Der große Wendepunkt. Der Sturm darnach. Der ausgeschlossene Priester.

Bei jedem bedeutenden Menschenleben interessiert uns am meisten die Kindheit und Jugend, weil eben der Mensch darin erst wird. Den stillen, geheimnisvollen Anfängen nachzugehen, aus denen ein Mensch das geworden ist, was er ist, bewegt unser Gemüt am tiefsten. Der spätere Mann gehört der Welt und der Geschichte an, wir sehen an ihm hinauf, können uns nicht an ihm messen, aber als Kind und Jüngling gehört er noch uns; Kinder und Jünglinge sind wir auch gewesen. Aber dies „Werden" ist oft so verborgen. Wir wissen kaum selbst, geschweige denn andere Leute, was alles in dies Werden hineingegriffen. Ob's besondere Ereignisse waren, ob Personen, ob Bücher, wer will es sagen? Darum ist es so schwer, die innere Lebensgeschichte eines Menschen zu schreiben. Wir sind auf äußere Anhaltspunkte gewiesen, merken auch, daß etwas vorgegangen sein muß, daß der und jener Mensch bedeutsam eingewirkt — aber der letzte, tiefste Schlüssel fehlt uns doch. So ist mir's auch mit Henhöfers Leben gegangen, und besonders bei dem ersten, entscheidenden Wendepunkt seines Lebens. Es müssen in der Tiefe allerlei starke Einwirkungen des Geistes Gottes stattgefunden haben, Bewegungen, von denen die Oberfläche nichts ahnen ließ.

Wohl griff eine Menschenhand in sein Leben in dieser Zeit, aber sie zieht sich schnell zurück und das Beste kommt hinterher. — So wird Saulus auf dem Wege nach Damaskus niedergeworfen durch die hoheitliche Erscheinung des Herrn, und sein majestätisches Eingreifen in seinen Lebensgang — aber das Tiefste kommt darnach: „Siehe er betet“ lautet's an Ananias. Darnach kommen drei stille verborgene Jahre in Arabien, von denen kein Menschenohr etwas gehört hat. So greift in Luthers Leben wohl manche Menschenhand, schließlich aber geht verborgen in der Zelle die große Wandlung vor sich.

Dreiviertel Jahre hatte Henhöfer so fort gepredigt. Da trat an Henhöfers Stelle als Hofmeister in das Gemming'sche Haus ein junger Mann Namens Fink. Er war ein Schüler des Professors und nachmaligen Bischofs Michael Sailer in Landshut, einer der edelsten Erscheinungen in der katholischen Kirche der damaligen Zeit; ein im lebendigen Glauben, im innigsten Verkehr auch mit gläubigen Evangelischen, wie Anna Schlatter, stehender, aber auch um seines innern Lebens willen viel angefeindeter Mann. Er wollte dem toten Mechanismus der römischen Kirche Leben einhauchen; wies seine Schüler in die Schrift, daraus sie einen „lebendigen Glauben“ schöpfen sollten. Damit aber hatte er in ein Wespennest gestochen, und der Kampf konnte nicht ausbleiben. Er selbst bezeichnet seine Gegner in seiner eigenen Kirche mit den Worten: „Die einen sind scho-

lastisch (schulmäßig) gebildete Christen, die das, was das Volk buchstäblich kennt und mechanisch nachspricht, im Begriff denken, in Disputationen beweisen können, aber insofern sie selbst ohne Erfahrung, ohne inneres Leben, ohne eigentliche Anschauung des Göttlichen geblieben sind, werden sie, was das Volk „neuen Glauben“ nennt, entweder Schwärmerei oder Ketzerei nennen, denn sie kennen Christum nur im Begriff der Schule, aber nicht im Leben des Geistes. Zum andern wohlmeinende mechanische Christen, die ihren Katechismus auswendig gelernt und nie zum klaren Bewußtsein dessen, was sie im Grunde glauben, durchgedrungen sind. Sie tragen die Schale des Bekenntnisses andächtig umher und haben den Kern der Wahrheit noch nie recht gekostet. Ihnen ist unser Wort und Leben „neu,“ sie sagten, das ist „ein neuer Glaube.“ Zum dritten Versunkene, die an nichts Höheres glauben, als was sie genießen und aus dem Genusse begreifen. Diese werden also, um ihren Unglauben und ihre Lasterhaftigkeit mit einem schönen Feigenblatt zu decken, alle, die von einem lebendigen Glauben an einen lebendigen Gott reden, als Unsinnige verschreien, die leicht politische Unruhen anzetteln können, die man also einsperren und wo nicht bürgerlich tot, doch bürgerlich unschädlich machen müsse. Zum vierten Priester und Räte des Bischofs, die eine persönliche Abneigung in ihrem Herzen pflegen. Diese ergreifen jede Mücke und steigern sie zum Elefanten, jeden Schatten eines Fehltritts und wittern ein

Verbrechen, nehmen die lächerlichsten Gerüchte für bare Münze und vergrößern mit Hilfe des argen Wahnes, was sie hören oder lesen."

Der so urteilt, war der Lehrer des jungen Hauslehrers. Fink, den Henhöfer schon in Freiburg kannte, hatte von Landshut einen ganz anderen Sinn mitgebracht. Eine tiefe innere Unruhe war in dem Manne, ein Suchen, Ringen und Kämpfen nach Wahrheit und Licht. Seine Reden machten auf Henhöfer, der selbst sich in innerer Not befand, einen gewaltigen Eindruck. Es wurde ihm klar, daß das Übel im Volke liefer liege und darum alle seine Gesetzespredigten nicht wirkten, und die Unruhe Finks schlug hinüber und weckte und mehrte sich noch in Henhöfer. Fink hielt es nicht lange aus in Steinegg; ihn zog es wieder zu seinem Lehrer. Der ihm die Unruhe gegeben, sollte sie ihm auch wieder nehmen. Wir hören von ihm nichts mehr, er verschwindet aus der Geschichte Henhöfers, in die er so mächtig eingegriffen hatte. Aber Henhöfer kann ihn nicht vergessen. Die wenigen Monate Zusammenseins waren entscheidend gewesen. Eine Saite war angeschlagen worden, die forttönte, auch wenn die Hand nicht mehr da war, die sie schlug; Henhöfer sollte den Kampf allein bestehen. Ein Mensch sollte ihn wohl hineinstellen, mit dem Herrn aber sollte er ihn auskämpfen. Henhöfer will mit nach Landshut, aber das Pfarramt hält ihn, er kann und darf nicht, und Fink zieht allein. „Ich war nun ganz auf mich gestellt und mußte meine Hilfe allein in

Gottes Wort und Gebet suchen." Da steht nun der gebrochene, tief unruhige Mann allein, ringsum niemand, der ihn versteht, dem er sich offenbaren kann; dahin fahrend auf den tiefen Wassern der Anfechtung, ohne Kompaß und Senkblei wie Noahs Arche, nur mit dem Fenster nach oben zu den Bergen Gottes. Doch nein, nicht ohne Kompaß — Fink hatte ihm geraten, die Schrift zu lesen und an sie sich einzig zu halten. „Und mein Gebet und Seufzen wurde erhört. Viel, viel hatte Gottes Gnade um diese Zeit im Stillen gethan an meinem Herzen, Gottes Wort wurde mir lebendig wie ein zweischneidig Schwert, das Mark und Bein durchdrang."

„Von Sonntag zu Sonntag wurde ich mehr zum Leben geführt. Mit vielem Eifer und Segen predigte ich nun Gottes Wort, und von allen Seiten her kamen katholische und evangelische Zuhörer. Ein ganz neues Leben erwachte in Mühlhausen und in der Umgegend. Es war dies die fröhlichste Zeit meines Christen-, ja meines Erdenlebens, hätte ich jene erste Liebe wieder! Von jetzt an wurden meine Predigten ganz anders, statt Moral- wurden es Bußpredigten. Diese blieben nicht ungesegnet an meiner Gemeinde, denn viele Leute wachten auf und fragten mit Ernst, was sie thun sollten, um selig zu werden."

Henhöfer fing nun an, unter die Leute selbst die Bibel nach der van Eß'schen Übersetzung zu verteilen. Das war ihnen aber etwas so Neues, daß ehrliche Leute

später gestanden, sie hätten gemeint, die Bibel sei ein Buch so groß wie ein ganzes Dorf oder wie eine Stadt, und konnten kaum glauben, daß dies kleine Buch die Bibel sei. Sie sollten selbst prüfen, wie die Leute zu Beröa, von denen es in der Schrift heißt: „daß sie" nach Pauli Predigt „fleißig forschten in der Schrift, ob sich's also hielte," und denen der Apostel Paulus nicht gesagt: „das dürft ihr bei Leibe nicht thun, denn ich bin ja der Apostel," sondern der sich drüber gefreut hat. Die Predigten gingen nun aufs Zentrum — wie z. B. die beiden über die Frage, „wie der Mensch gerecht werde vor Gott.". Er könne dazu zwei Wege wählen: den einen durch die Werke, den andern durch den Glauben. Das greift nun freilich schon stark hinein ins bloß äußerliche Christentum, in das Vertrauen auf die Heiligen, Beichte, Weihwasser, Wallfahrten. „Statt an geweihte Dinge, an Weihwasser und allerlei Formeln zu glauben, als ob die dem Menschen helfen könnten, heißt es an Christum glauben. Durch diesen Glauben kommt erst für mich Kraft und Wirkung. Denn was nützt es, wenn vor meinem Keller ein Faß voll Wein steht, und ich richte keinen Kanal und Schlauch von dem vollen Faß in mein leeres? Aber alles sucht Heil, nur nicht da, wo es ist, bei Christus." — „Sie wollen ihre Sünden wegbeichten, wegbeten, wegdienen, wegfasten, wegwallfahrten, wegbrennen mit Wachslichtern," sagt ein katholischer Geistlicher. Aber der Schächer konnte kein gutes Werk mehr thun, als nur glauben. Wer

den Himmel nicht umsonst will und aus Gnade, sondern aus Lohn, der kriegt ihn nicht, er müßte denn das ganze Gesetz erfüllen. Nicht wahr, das stimmt schlecht zu dem, was ich vorher gepredigt habe, damals so streng und jetzt so leicht; vorher der Weg so schmal, jetzt so weit, daß man mit Heuwagen hineinfahren kann. Vorher konnte der beste Mensch kaum selig werden, jetzt sollen auch die Verworfensten selig werden, das thut nichts zur Sache. Vorher habe ich das Gesetz gepredigt, jetzt will ich Gnade predigen. Meine Pfarrkinder verlangen ja Gnade. Vorher war Christus nur Weg, jetzt ist er das Leben. Wenn nicht alles in den Himmel kommen sollte, wäre Christus nicht als ein Heiland gekommen für die Sünder. Übrigens, seid unbekümmert, wir sind nicht auf Irrwegen. Wer glaubt, ich mache allen Lastern Thür und Thor auf, der warte nur, bis ich ihm sagen werde, was dieser Glaube ist, den ich lehre. Wer aus einem alten elenden Gebäude ein neues bauen will, muß das alte niederreißen. Das glaube ich, wird jetzt geschehen sein, und ich hoffe von nun an mit den alten Steinen ein lebendiges Gebäude aufzuführen. Übrigens bleibt wahr, ewig wahr, was ich sagte, daß wir nichts thun können, sollen und dürfen zu unserer Erlösung als glauben. Christus für uns. Gott gebe uns allen Gnade, daß wir's glauben können! Amen."

Das waren Predigten, wie man sie weder in der katholischen noch auch in der evangelischen Kirche der damaligen Zeit oft zu hören gewohnt war. Eine mächtige

Bewegung in beiden Kirchen der Umgegend entstand. Stundenweit kamen die Leute, den schlichten, römischen Priester zu hören, der so gewaltig von Glaube, Gnade und Rechtfertigung predigte. Einen großen Segen nennt Henhöfer, der ihm zu teil wurde, das war Martin Boos', des ebenfalls römischen Priesters Buch: „Christus für uns," „wodurch ich weiter geführt und mehr zum Evangelium gebracht wurde." Und das Wort von der Gnade blieb nicht fruchtlos; der Löffel Honig des Evangeliums fing ihrer mehr als das ganze Faß Essig der Moralpredigt. Haushaltungen, die in jahrelangem Unfrieden gelebt, reichten sich die Hände, vom Stehlen hörte man nichts mehr, in jener Zeit kam kein Prozeß und kein Eid mehr vor. Es war ein Frühling über den Schwarzwald gekommen mitten im Winter. „Sagen wie es damals war, als Henhöfer predigte, kann ich nicht mehr; ich weiß nur so viel, daß er meinem alten Menschen den Brustkasten eingeschlagen hat," antwortete eine alte Bauernfrau, als man sie nach jener Zeit fragte. Das mußten ihm auch seine Gegner lassen, daß er die Gabe einer natürlichen, aus warmem Herzen quillenden Beredtsamkeit hatte. „Er predigt an 1½ Stunden, die Texte sprudeln aus dem inneren Geiste. Man hört nichts als vom „Lichte, inneren Tempelbau, Wiedergeburt, aus Gott gefallen, in Gott zurückführen, innern Christus, innere Erleuchtung, Licht von oben, unsichtbare Kirche," schreibt einer seiner bittersten Feinde. Die Kirche konnte die Leute nicht fassen, sie saßen in den

Kirchenfenstern. Als einmal in der Christenlehre ein Kind nicht wußte auf die Frage zu antworten: „Was ist Christentum?“ trat ein protestantisches Weib aus dem Württembergischen vor und sagte: „Christus für uns und Christus in uns.“

Pfarrer und Gemeinde wuchsen gleichmäßig mit jedem Sonntage. Der Segen davon ist dem späteren Henhöfer geblieben. Jene Zeit, da er sich herausrang aus der Werkgerechtigkeit in die freie Gnade zittert durch alle späteren Predigten, bis in die letzte, kurz vor seinem Tod gehaltene, hindurch. Er predigte im Grunde nur eine Predigt, aber die auch ganz und voll, das war „allein durch den Glauben gerecht und heilig.“ Daß dabei manche andere sehr bedeutsame Lehre in den Hintergrund trat, soll nicht geleugnet werden. Aber dies Wort durchzutragen mit der ganzen Wucht persönlichster Lebenserfahrung war seine Gabe und Aufgabe. Wir wissen recht gut, daß wo des Menschen Gabe und Stärke, auch seine Gefahr und Schwäche liegt. Das war auch in Luther nicht anders. Aber das Geheimnis der Wirksamkeit großer Menschen liegt eben in ihrer großartigen Einseitigkeit.

Der Sturm blieb nicht aus. „Die Welt kann alle Predigt leiden, nur Christuspredigt nicht. Er predigt, daß die Weisen Narren und die Heiligen Sünder und die Reichen verloren sind. Darüber werden sie thöricht und toll,“ sagt Luther. Das haben damals in der

katholischen Kirche Männer wie Sailer, Fenneberg und Boos reichlich erfahren. Sie hatten ihren Kampf mit dem Unglauben in ihrer Kirche, der sein geistiges Haupt in dem Illuminatenorden gefunden; die predigten zwar Toleranz, hatten aber keine. Ebenso, wie schon oben gesagt, kamen die Feinde von rechts, denen jedes lebendige Regen als ein Angriff auf die Kirche erschien. Wohl griff's auch in Mühlhausen den Leuten ins Herz und wollte gar vielen nicht munden, daß ihnen ihre eigene Gerechtigkeit mit ihrem Heiligenschimmer so bis auf den Grund eingerissen wurde, und ihnen ihre Beichte, Wallfahrten, Messehören nichts nutzen sollte, wenn sie sich nicht aufrichtig zu Gott kehrten. Dieser Weg war ihnen zu lang. So gab's zwei Parteien, eine „katholische und eine lutherische," in dem katholischen Mühlhausen. Trotzdem ging's in Ruhe her, und fast die ganze Gemeinde unterschrieb etliche Zeit später eine Bittschrift, ihr Henhöfer als Pfarrer zu belassen. Aber — „die Hohenpriester erregten das Volk," so hieß es auch hier. Man ruhte geistlicherseits nicht, bis ein Zollgardist abgefertigt wurde, der den Lutheranern den Eingang in die Kirche wehren sollte. Das machte das Übel ärger. Endlich schlug ein Vorfall dem Faß den Boden aus. Ein übel beleumundeter, junger Mensch aus Mühlhausen wurde krank. Seine Mutter kam und bat um die Sterbesakramente. Henhöfer ging zu ihm und redete über seinen Seelenzustand, fand aber den Menschen weder gefährlich krank, noch auch innerlich vorbereitet. Als

er aber zwei Tage drauf mitten im Schweiß sich ans offene Fenster stellte, war er abends eine Leiche. Henhöfer traf ihn nicht mehr beim Bewußtsein. Dennoch sollte er Weihwasser über ihn sprengen und Kreuze machen. Statt dessen forderte Henhöfer die Leute auf, mit ihm für den Kranken zu beten. Als er gestorben war, brach das Geschrei aus: Henhöfer sei nicht mehr katholisch und habe ihm die letzte Ölung nicht gegeben. In der Grabrede legte Henhöfer den Leuten schlicht und ruhig ans Herz, daß die Sakramente den Glauben nur stärkten, daß ein Mensch durch den Glauben selig werde, aber nicht durch Weihwasser und das Versehen mit den Sterbesakramenten. Diese Rede las er zwei katholischen Amtsbrüdern vor; der eine fand sie ganz katholisch, der andere ketzerisch und schickte sie hinter dem Rücken Henhöfers an das bischöfliche Ordinariat. So war die Sache denn vor dem Gerichte. Viel that der Neid der Pfarrer der Umgegend, denen Henhöfer sagen ließ: „Wenn sie ihre Vögel recht fütterten, so flögen sie nicht zu ihm nach Mühlhausen."

In den Akten der evangelischen Pfarrei Mühlhausen liegt ein Aktenstück betitelt: „Der Kampf mit dem Drachen," der nun aktenmäßig alle folgenden Vorgänge enthält. Auf geraden und krummen Wegen suchte man Henhöfer in die Falle zu locken. Henhöfer war arglos genug, sich einem höheren katholischen Geistlichen anzuvertrauen, der, wie er im aktenmäßigen Briefe sagt: „sich quocunque modo (auf jede Art) Henhöfer genähert hatte,

als sei er völlig seiner Ansicht, um ihn ganz auszuholen.“ Das war derselbe Mann, der dem Baron von Gemmingen gesagt hatte: „Mich reut jedes Wort, das ich gegen Henhöfer geredet, denn jetzt erst habe ich ihn völlig kennen gelernt.“ „O Wolf im Schafspelz, wie kannst du lügen,“ schreibt der biedere Baron über diesen Mann, der Henhöfer völlig verraten hatte. — Eine Klagschrift mit 37 Punkten, worin Falsches und Wahres enthalten war, wurde eingereicht und Henhöfer zur Verantwortung nach Bruchsal vor seine Behörde zitiert (7. März 1822), seines Amtes suspendiert und sollte sich binnen acht Tagen stellen. In Bruchsal wurde ihm das Seminar als Aufenthaltsort angewiesen. „Ich glaubte, daß in acht Tagen alles entschieden sei, mein Herz warf mir nichts vor. Der ganze Ortsvorstand kam und bezeugte meine Unschuld. Allein ich erhielt keine Antwort, ich wurde nicht verhört.“ — Wie ein Lauffeuer ging's durch die ganze Umgegend bis nach Stuttgart, daß Henhöfer suspendiert sei. Von überall kamen Trostbriefe, die Henhöfer zum Ausharren vermahnen. Die herrlichsten von Herrn und Frau von Gemmingen. Man glaubt einen Ritter der Reformationszeit sprechen zu hören, der seine Burg und alles, was er besitzt, dem verfolgten Manne anbietet. — Henhöfer antwortet auf die Klagepunkte; die Schrift wird angenommen, er aber nicht entlassen. Die Möglichkeit eines Übertritts zur evangelischen Kirche wird nur von ferne von dem Baron angedeutet, aber auch gleich wieder verworfen. Es sei besser bleiben und der Wahr-

heit vertrauen. So stand auch Henhöfer. Ihm war es vor allem zu thun, nicht bloß die Anklage zu widerlegen, sondern seine Anschauungen auszusprechen. Er arbeitete sie aus, Herr von Gemmingen legte sie einem evangelischen Würdeträger vor, der sich aber zurückhaltend aussprach und namentlich die Form tadelte. Es verging beinahe ein Vierteljahr. Immer neue Punkte wurden vorgebracht. Unter anderem auch, warum er die „Todesangstbruderschaft" aufgelöst habe. Das war nicht wahr. — Als Henhöfer merkte, daß man ihn nur hinhalte in diesem „Gefängnis," wo er außer einem schmutzigen Bett, einem Tisch und zwei hölzernen Stühlen nichts hatte, und der Ekel ihn überkam, daß er krank wurde, bat er, ihn zu beurlauben. Henhöfer sagt: „Vom übrigen Verfahren will ich schweigen, nur so viel werde ich sagen dürfen, daß ich zehnmal lieber vor einem weltlichen, als einmal vor diesem Gericht, und lieber zehnmal vor meinem Fürsten, als einmal vor einem gewissen Großinquisitor erscheinen will." Henhöfer bat, ihn nach Steinegg zu lassen, die Bitte wurde abgeschlagen, er sollte in engeren Gewahrsam genommen und jeder Zutritt zu ihm verboten sein. Da machte sich Herr von Gemmingen auf und ging zum Landesfürsten. Der Großherzog versprach, wenngleich nicht ohne Bedenken, Henhöfer zu schützen. Endlich erhielt dieser Urlaub auf acht Tage. Da er aber kränker wurde, schickte er ein Attest des Arztes mit der Bitte um Nachurlaub ein und hatte die Kühnheit, diesem Gesuch eine Abhandlung über

Abendmahl und Messe beizulegen, in welcher der verfängliche Satz stand: „Zwar glaube ich an eine heilige katholische Kirche und halte sie auch für unfehlbar, nur bedinge ich zu solchen unfehlbaren Aussprüchen der Kirche solche Konzilien, die aus wahren Gliedern am Leibe Jesu bestehen müssen. Ich kann mich nicht überzeugen, daß der heilige Geist, der einzig unfehlbar ist, auch durch Leute, die ihn nicht haben, ganze Beschlüsse abfassen kann.“ Henhöfer schließt mit der Bitte: ihn entweder aus Gottes Wort zu widerlegen oder lieber aus katholischer Kirche auszuschließen. Das Generalvikariat antwortete drei Monate nachher: Durch diese Schrift hat sich der Pfarrer Henhöfer selbst ausgeschlossen aus der katholischen Kirche. Er sei somit abgesetzt. Wolle er indes Belehrung und Widerlegung, so könne er sich nach Freiburg an die Universität wenden, und wenn er belehrt sei, wolle man ihn mit offenen Armen aufnehmen. Auf Schriftwechsel könne man sich nicht einlassen. Henhöfer schrieb, er wolle sich gern nach Freiburg begeben, man solle ihn nur citieren. Er bekam keine Antwort. Er war ausgeschlossen, ohne Amt und Brot. „Ich vergesse die schlaflosen Nächte nicht, die ich in Steinegg zubrachte, ob ich die Wahrheit frei bekennen sollte. Es galt meine irdische Existenz. Aber ich wollte es lieber mit der katholischen Kirche als mit Gott verderben. Jetzt hätte ich wahrscheinlich den festen Glauben nicht mehr. Ich hatte nichts mehr als Gott und die Herzen, die er mir öffnen würde.“

Auf Schloß Steinegg zeigt man noch ein Gartenhäuschen, in dem Henhöfer sein „Glaubensbekenntnis“ schrieb. Selten hat ein so schlichtes Buch solchen Rumor gemacht. Ursprünglich nur zur Verteidigung geschrieben, ist's ein Andachtsbuch geworden, das in vielen Gemeinden Badens und auch weit außerhalb heimisch ward. Schlichte Bauern haben mir's noch vor kurzem gezeigt; wie ein Heiligtum ist's nach sechzig Jahren aufgehoben und immer wieder gelesen. Dies Buch war nicht gemacht, sondern geworden; nicht geschrieben in der Studierstube, sondern frei gewachsen in Sturm und Hitze. Henhöfer lag der Gedanke an einen Übertritt fern. Er hoffte immer, wenn er sich aussprechen dürfe, mit seiner Kirche wieder vereinigt zu sein, „denn ich war ungern getrennt von einer Kirche, die mich erzogen, von der ich viel Gutes hatte, in der es viel Arbeit und der hungernden Seelen so viele giebt.“ In dieser Hoffnung gab er sein Glaubensbekenntnis heraus. „So lang ich Pfarrer in M. war,“ sagt er in der Vorrede, „habe ich nie etwas gegen katholische Grundsätze gesprochen, und wenn ich gegen Zeremonien sprach, so that ich es, weil sich die Leute dahinter versteckten. Erst in Bruchsal fand ich Zeit über manches nachzudenken und so recht den geistlichen Tod in der katholischen Kirche und seinen Grund zu beobachten. Von daher stammt, was nicht ganz mit der Lehre stimmen mag.“ — In höchst schlichter populärer Form zeigt er am Gleichnis des Ackerfelds die Heilslehre: wie der Mensch als unbebauter Acker nur Unkraut trage, also

Unkrautacker sei; wie das Gesetz wohl pflüge und Unkraut ausjäte, also einen Pflügacker mache. Das Evangelium aber allein sei das Korn, das den Acker zum Kornacker mache. Dazu gehöre das Aufnehmen, der Glaube. Da kann's aber einen Kopf- Maul- und Schulglauben geben, der keinen selig macht. Durch die Verbindung des Samenkorns mit dem Acker keimt nun die Frucht, das ist die neue Geburt. So treibt die Verbindung Christi mit der Seele das neue Leben hervor, und es wird ein Fruchtacker. — Darnach kommt er auf die Sakramente zu sprechen, und hier wird er freilich scharf. „Man wird nicht einen Menschen finden, der durch eine Messe bekehrt und zum neuen Leben gekommen ist, dagegen tausend, die daran gestorben sind. Die Messe, so wie sie jetzt besteht, ist das Ruhekissen, worauf die Leute schlafen; der Jahrmarkt der Geistlichkeit, der Krempel im Gottes-Tempel, das Schauspiel der Kirche, die Speise, wovon Priester und Volk sich zu Tode ißt." Gegen die Heiligenanrufung: „Es geht eben bei Gott nicht wie bei den Menschen, wo die Kinder vom erzürnten Vater sich in den Mutterschoß flüchten. Übrigens wer will, der rufe an (?). Es kann auch ein Kind sich durch's Ministerium an seinen eigenen Vater wenden. Wir aber haben freien Zutritt." — So ist's auch mit den Zeremonien: „Da verspeist das Volk den Kern mit der Schale, den Krebs mit der Decke, die Schnecken mit den Häusern." Noch glaubt er, daß ein Papst, den die Liebe Christi dringe, alle Mittel und Wege offen hätte, die verlorenen

20*

Schafe zurückzuführen, und Wahrheit werde siegen. Will aber der Papst die Schafe an sich, statt zu Jesu ziehen, so ist dies gegen Christi und der Apostel Lehre. Er schließt mit dem denkwürdigen Wort: „Nach Freiheit sehnt sich alles. Die Völker wieder zurückzuführen in Blindheit und Aberglauben ist Versündigung; sie im Unglauben lassen, eine für Fürst und Volk gefährliche Sache.“ — Es war ein Wort zu seiner Zeit und fiel wie ein Tau auf dürres Feld. Von allen Seiten kamen Zustimmungen, Entgegnungen, auch rührende, väterliche Bitten der beiden alten katholischen Pfarrer, die einst Henhöfers Lehrer waren. Auch die katholische Kirchenbehörde schwieg nicht, und fragte bei der evangelischen an, ob das Glaubensbekenntnis Henhöfers auch das ihre wäre und ob Henhöfer förmlich übergetreten sei. Dabei ließ sie merken, daß sie alles dran setzen werde „auf die Entfernung des Schwärmers,“ da seine Umtriebe zuletzt „der gesellschaftlichen Ordnung und dem Staatswohl gefährlich werden müssen.“ Die alte Juden-Kriegskunst wieder! Die Kirchenbehörde antwortete unglaublich genug: „Von einem Übertritt oder einem Ansinnen dazu ist dahier ebenso wenig bekannt, als wir denselben wünschen (!). Henhöfer's Ausführungen sind in die Farbe des sinnlichen Mysticismus und Schematismus des Ultrapietismus gekleidet. Die Richtung seines Geistes erkennt die protestantische Kirche, welche ihr Heil wo anders, als im Halbdunkel frömmelnder Gefühle (!) sucht, nicht als die ihre an, sondern sucht sich gegen das Ein-

dringen desselben möglichst zu verwahren." — Da war also auch kein Heil zu erwarten.

Henhöfer blieb noch auf seiner „Wartburg". Nach Mühlhausen kam derweilen ein hitziger Pfarrverweser, der schließlich den Leuten durch den „Zollgardisten" die Bibel zu lesen verbot. Das schlug dem Faß den Boden aus. Jetzt redete die Gemeinde vom Übertritt. Henhöfer widerriet. Man solle auf den Herrn und einen bessern Pfarrer warten. Aber es war nicht mehr zu halten. Als ein Mädchen in der Christenlehre dem Pfarrverweser in Sachen des Papstes opponierte und sagte: „Ich habe nichts gegen den Papst. Er ist mir ein lieber Mann, aber ich meine, er soll beim Wort Gottes bleiben, und nichts dazu thun und davon thun, weil es in der Schrift verboten ist," brach er ab und ging ohne Gebet und Gesang zur Kirche hinaus. Da rückten ihm einige Leute ungerufen ins Haus und erklärten ihren Austritt. Henhöfer war abwesend. Als er davon hörte, sagte er: „Um Gotteswillen, was fangt ihr an! Ihr seid ja ohne Pfarrer und Lehrer, dazu arm." — „Die Sache ist Gottes und nicht unser" — war die ruhige Antwort. Henhöfern selbst wurde der Übertritt von evangelischer Seite widerraten, „er sollte bleiben," schrieb der alte Kirchenrat Paulus in Heidelberg „in seiner Kirche als ein urchristlicher, apostolischer Katholik." Er dachte sich, daß es dann eine große Bewegung in der katholischen Kirche „von unten herauf" geben würde. — Auch der Großherzog hatte das Glaubensbekenntnis gelesen

und sagte zu Gemmingen: „Hören Sie, die Schrift gefällt mir ausnehmend wohl, aber sie ist ganz evangelisch.“ Der hohe Herr wußte besser Bescheid in der Theologie als seine eigenen Kirchenräte. — Da kam etwas, was niemand erwartet hatte, am allerwenigsten Henhöfer. Gemmingen trat mit schnellem, aber festem Entschluß aus eigenem Antrieb aus der römischen Kirche aus. Das brachte auch Henhöfer zur Entscheidung. Aus dem Brief, welchen er an Gemmingen als Antwort auf die Mitteilung vom Austritt aus der Kirche schreibt, sehen wir, wie unter schwerem Kampf das letzte Band, das ihn an seine Kirche trotz aller Abweichung fesselte, in dem ausgeschlossenen Priester reißt. „Wohl habe ich oft gedacht,“ so schreibt er an Gemmingen, ob es denn nicht möglich wäre, in der katholischen Kirche zu bleiben, ohne die Wahrheit zu verleugnen, aber täglich überzeuge ich mich mehr vom Gegenteil. Gott hat kräftige Irrtümer über diese Kirche kommen lassen, darum weil sie die Liebe zur Wahrheit nicht angenommen hat zu ihrer Seligkeit. Eigengerechtigkeit ist der ganze Endzweck dieser Kirche; das heißt aber Christum und den Glauben verleugnen. Man hat dich gewogen, so wird einst der Richter zu allen Selbstgerechten sprechen, und du bist zu leicht erfunden worden. O darum, lieber, gnädiger Herr, sei Christus unser Ein und Alles, seine Gerechtigkeit sei unser Hochzeits-Kleid, darein wollen wir uns einkleiden, damit uns schmücken, wenn wir einstens zum großen Hochzeitstage des Lammes

gehen werden. Ja, Amen! Es geschehe! Gott erhalte uns nur sein liebes teures Evangelium und gebe uns die Gnade, daß wir es rein und lauter auch auf unsere späteren Nachkommen vererben. Machen Sie den Aaron und seien Sie Christi Fürsprecher auf Erden, wie Er der unsre dort im Himmel ist! Gott mit Ihnen!"

Es war jetzt zu spät, einen gelindern Mann nach Mühlhausen von seiten der bischöflichen Behörde zu senden. Seine Künste schlugen nicht mehr an, auch nicht sein Toleranzlied:

Hier sammeln alle Völker sich,
Gott anzubeten brüderlich;
Wer da, wer dort geboren sei,
Ist hier dem Gottfreund einerlei. (!!)

Er widerlegte den vorigen Pfarrverweser, und jeder von ihnen sagte doch: „Die Kirche lehrt." Da wurden auch noch schwankende Leute fest. —

Henhöfer reicht nach drei Monaten seine Bitte um Aufnahme in die evangelische Kirche ein. Sie wurde ihm gewährt unter der Bedingung eines Kolloquiums.

Am 6. April 1823 wurde die junge Gemeinde mit ihrem Gutsherrn und seiner Familie und dem ausgeschlossenen Pfarrer in die evangelische Kirche aufgenommen mit dem Worte: „Von welchem ihr auch herkommt in Christo Jesu, welche uns gemacht ist von Gott zur Weisheit, Gerechtigkeit, zur Heiligung und Erlösung."

So schließt eine Periode großer innerer Kämpfe. Um der Ruhe und des Friedens seiner Seele willen war Henhöfer in die evangelische Kirche getreten. Aber sein Gang war ein Gang aus Kampf in Kampf. —

Drittes Kapitel.

Wie Henhöfer als evangelischer Pfarrer nach Graben kam und was ihm dort begegnete.

Der Übertritt der Gemeinde mit ihrem Pfarrer rief als vollendete Thatsache eine große Bewegung im ganzen evangelischen Deutschland hervor. Es war ja eine politisch stille Zeit, in welcher solch eine Bewegung nicht von andern Ereignissen verschlungen ward; eine Zeit, wo die Menschen noch Zeit hatten, sich für eine Sache zu begeistern. In dem Archiv der evangelischen Pfarrei Mühlhausen finden sich über 200 Briefe von Königen und Fürsten bis zu Bauern, von Männern und Frauen, Geistlichen und Laien. Obenan steht Friedrich Wilhelm III, der Kronprinz, die Großherzogin von Sachsen, die Grafen Recke, Dohna, Auersperg, die Theologen von Eß und Röhr, Bleek; Gotthilf von Schubert, Anna und Cleopha Schlatter. Henhöfers und der Gemeinde Schritt wirkten wie eine Befreiung, die Winterdecke des Unglaubens schien einem Frühling zu weichen. Die Worte, die man hörte, klangen wie erneute Hammerschläge an die Kirchthüre zu Wittenberg. — Vor allem aber wirkte der

Entschluß auf Henhöfer selbst segensvoll. Von allen Seiten, zumeist von evangelischer, war ihm zum Bleiben in der katholischen Kirche geraten worden; seinem Herzen nach wäre er auch geblieben. Der Zustand der evangelischen Landeskirche war kein verlockender. Auf den Universitäten herrschte mit wenig Ausnahmen der Rationalismus, der seinen Tisch deckte mit dem bekannten Bestecke: „Teller, Gabler, Löffler" (drei rationalistische Professoren), aber nichts zu essen dazu gab. Auf den Kanzeln predigten die Jungen, was sie von den Alten gehört. Was Leben hatte und in der Kirche keine Befriedigung fand, zog sich in kleine Kreise zurück; Erbauungsstunden sammelten hin und her die lebendigen Glieder. Da und dort kam ein Segensmensch, fremd von Angesicht, aber doch dem Herzen traut und verwandt, der die kleinen Häuflein stärkte. Es erinnert dieser ganze Zustand an die „Gottesfreunde" zu Taulers Zeit. Die damalige „Kirchensektion" weiß nur zu berichten, daß diese Versammlungen „rein pietistisch und ultrafromm" seien. Im Gegensatz zur Kirche standen die Separatisten, die ihren Haß gegen Kirche, Geistliche und Sakramente öffentlich an den Tag legten. Sie gemahnen an Thomas Münzer und die Tage des Bauernkriegs. Was alle, auch die besten Kreise in der katholischen wie in der evangelischen Kirche bezeichnete, war ein Verzweifeln am Bestand der äußern Kirche, ein Warten auf eine neue. Die Verfolgungen wahrer lebendiger Christen in allen Ländern ließen eine „Synagoge

des Satans und die Eile des Drachen" erblicken, darin er seine Anhänger sammle zum letzten Sturmlauf gegen die Gemeinde. In den Tagen der Sichtung solle kein Gläubiger Heil unter keiner Form suchen. So schrieb einer; ein anderer riet: „eine sichtbare katholisch-evangelische Kirche zu gründen, da unter allen Konfessionen eine solche unsichtbare bestehe. Solch eine Kirche muß werden, und nur zu ihrer Vorbereitung, wozu keine von Händen erbaute notwendig ist, kann ich raten." Das alles riß an Henhöfer hin und her, alle wollten an ihm ihren Mann haben, der ihre Ideen durchführen sollte. Henhöfer fühlte zu tief den Geist der römischen Kirche. Hier war ohne Verletzung des Gewissens kein Bündnis zu schließen, und an eine Reformation an Haupt und Gliedern nicht zu denken. An diesem Gebäude läßt sich kein Stein herausnehmen oder flicken, es kann nur seinen Schlußstein setzen, wie in dem Dogma der „Unfehlbarkeit des Papstes" geschehen ist. Eine Kirche, die den Ruf Gottes zur Buße, wie er in der Reformation geschah, mit so viel Blut und Scheiterhaufen in allen Ländern beantwortet hat, kann nicht mehr umkehren. Dem Moloch ihrer Einheit muß sie ihre besten Söhne opfern. — Bleiben konnte Henhöfer nicht, dieser Standpunkt war unhaltbar. Das zeigte sich auch an Sailer und Martin Boos, die mit gebrochenen Schwingen, weil gebrochenen Herzens, zurückgeblieben waren. Ihre Stimmen verklangen und verhallten, und rauschend ging über sie und alle ihre

edeln Anhänger die römische Kirche „zur Tagesordnung“ über, und ein von Jesuiten erzogenes Geschlecht schaute lächelnd und verachtend auf diese Zeit nieder. Die römische Kirche ist eine Kirche dieser Welt; Politik und Weltmachtsstellung ihre Mittel und ihr Ziel, ihr Leben zumeist ein gemachtes, galvanisches, das kein wahres Leben ertragen kann. Es ist sehr bezeichnend, daß Martin Boos von seinem Bischof verboten wurde, überhaupt vom „lebendigen Glauben“ zu reden.

Eine neue „Kirche“ zu gründen, überließ Henhöfer eitlen, thörichten Geistern, abgesehen davon, daß das kein Mensch kann; ohne bestimmte Konfession einem kleinen Häuflein Erweckter vorzustehen, oder ein Separatistenhaupt zu werden, wäre von größter innerer Gefahr gewesen. Der Sauerteig gehört nicht in den Sauerteig, sondern ins Mehl, sonst kommt nur Versäuerung heraus. Wo wären Henhöfers Gaben, seine Einwirkung auf die Massen, zu der er wie wenige geschaffen war, dann geblieben? — Trotz aller Mängel der äußern evangelischen Kirche, — sie hatte doch die Bibel, ihre Bekenntnisse zu recht bestehend, der Unglaube war nur rechtlose Wolke und Nebel, die die berechtigte Sonne des Wortes verdunkelten. Es galt nur, ihr zum Durchbruch zu helfen. Mittel und Waffen waren ja da, sie durften nur geführt werden. Das aber war bei Rom nicht möglich; mit dem Wort „Kirche“ wurde hier alles totgemacht; aber mit dem Worte des Herrn konnte in der evangelischen Kirche auch das Tote wieder zum Leben geweckt werden.

So wählte Henhöfer den sichersten Weg: in eine Gemeinschaft einzutreten, die eine Wolke von Zeugen aufzuweisen hatte, welche in ihr Heil und Licht gefunden; an diesen entschlafenen, aber noch redenden Zeugen selbst sich großziehen zu lassen und in der Kirche, in der das Wort „unverboten" war, die Toten zu wecken und die Erweckten zu weiden mit der besonderen Gabe, die ihm geworden, und der Erfahrung, die er aus seiner Führung gewonnen. So wurde in den erstorbenen Baum der evangelischen Kirche ein blühendes, frisches Reis aus der katholischen gesenkt, das den Baum mit Macht durchdrang. So kam der Kirche im Norden in Johannes Goßner Leben aus der römischen Kirche, der Kirche in Holland durch Cappadose und Da Costa aus Israel; August Neanders nicht zu vergessen, des großen Theologen aus Israel auf der Berliner Hochschule, und Schleiermachers, den die Brüdergemeinde der Kirche geschenkt.

Henhöfer war wohl aufgenommen, hatte aber noch keine Stelle. Während dessen feierte er nicht und predigte in der Schloßkapelle zu Steinegg. Der Zudrang war ein außerordentlicher, nur die Hälfte der Leute fand Platz. Drin aber ging der Geistesstrom mächtig. Ein betagter Mann erzählte mir von damals: „Ich ging mit meinem früheren Meister hin. In der Nacht um drei Uhr brachen wir auf. Ich selbst dachte an nichts dabei, meine innere Unruhe von früher hatte ich weggeworfen. Durch einen verborgenen Gang im Schloß kamen wir noch in die übervolle Kapelle hinein. Ich stand gerade

unter der Kanzel. Als ich den Pfarrer kommen sah, hab' ich fast lachen müssen. ‚Was wird der können,' dacht ich. Als er aber anfing, da verging mir alles, er deckte mir so mein Herz auf, daß ich gar nicht gewußt habe, wohin schauen. Dann predigte er so gewaltig von der Liebe Gottes, daß es mir ging, wie vielen in jener Zeit: der Baum fiel auf einen Streich. Damals war auch ein katholischer Vogt in der Kirche, der hatte sich's vorgenommen, die Predigt Wort für Wort zu schreiben und dann bei Amt und Geistlichen anzuzeigen. Aber das Schreiben hörte bald auf. Die dicken Thränen hingen ihm in den Augen, und als es aus war, ging er in die Sakristei und bat herzlich den Pfarrer um Vergebung. So könnt' ich noch von vielen sagen, denen es so gegangen ist." — Je mehr aber der Zudrang, desto schlimmer der Haß der Geistlichen und der Nichtübergetretenen. Es war ein eigentümliches Mondscheinbild, als nachts ein katholischer Mann durchs Kirchenfenster in die Kapelle stieg und dort die „schwarze Mutter Gottes" herausholte und das schwere Kleinod aus der ketzerischen Kapelle weg nach Mühlhausen schleppte. Herr von Gemmingen sah der „heiligen Einfalt" ruhig zu, und ließ ihn abziehen, besaß er doch die rechte Mutter des Herrn. Der katholische Pfarrverweser unterließ nichts bei „Amt und Oberamt," und gab den naiven Rat: „Am besten wäre es, Henhöfer käme ganz aus dem Gebiet weg, und zwar weit weg müßte er ausgewiesen werden, sonst giebt's keine Ruhe."

Nun, gegen Henhöfer konnte man nichts thun, aber auch für ihn geschah nichts, am wenigsten von der Seite, die berufen gewesen, schützend einzutreten. Immer hoffte die Gemeinde, man werde ihr den gerade in diesem kritischen Augenblick unentbehrlichen Seelsorger lassen; aber die katholische Kirchenbehörde setzte alles daran, daß Henhöfer nicht bestätigt werde. Das evangelische Kirchenregiment ging den Pilatushandel ein — und opferte die junge, noch unbefestigte Gemeinde dem Frieden mit der katholischen Kirche, die ihr eben Fußtritte und Hiebe nach allen Seiten gegeben.

Am Pfingstmontag 1823 sollte Henhöfer in einem Dorfe bei Karlsruhe predigen. Der Großherzog erschien selbst. Henhöfer predigte über den Text: „Also hat Gott die Welt geliebt.“ Während der Staatsrat sich über den „schroffen Pietisten“ beklagte, sagte der Großherzog (der auch diesmal mehr wußte als sein Rat): „Nun habe ich wieder seit zwanzig Jahren eine evangelische Predigt gehört.“ In der Kirche war auch Prälat Hebel, der tief gemütreiche, allemannische Dichter. Ihn mutete die Stelle in der Predigt besonders an, wo Henhöfer die Liebe Gottes mit der Liebe einer Mutter zu ihrem kranken Kinde verglich. Auf diese Predigt hin wurde Henhöfer zum 1. Juli auf die Pfarrei Graben gesetzt.

Graben ist eines jener Haardtdörfer, deren geistlicher Vater Henhöfer werden sollte. Ein aufgewecktes,

fleißiges und religiös empfängliches Volk wohnt dort. Der Vorgänger Henhöfers hatte als ein Johannes gewirkt und fleißig Buße gepredigt, aber von geistlichem Leben war wenig da. Still und unbemerkt kam Henhöfer mit Herrn von Gemmingen angefahren. Im Orte war's schon verbreitet: „Ihr kriegt einen katholischen Pfarrer.“ Andere aber sagten: „Er ist ein zweiter Apostel Paulus.“ Mit großer Spannung sahen die Grabener dem Morgen entgegen, um zu vernehmen, was das „leibarme,“ blasse Männlein mit den seidenen Strümpfen nnd Schnallenschuhen denn „könne.“ Aber des Morgens trauten sie kaum ihren Augen, als aus Wald und Feldweg her es „ganz schwarz Graben zu“ wimmelte. Bis aus Stuttgart waren die Leute gekommen und hatten Leute aus Mühlhausen und Umgegend mitgenommen, von denen viele nichts wußten von Henhöfer, als nur, daß er ein „arger Pfarrer,“ (d. h. ein tüchtiger) sei.

Henhöfer betete zuerst, leise anfangend und dann immer lauter werdend; nach dem „Amen“ glaubte mancher, die Predigt sei schon zu Ende. Er sagte ihnen nun, sie käme erst, es sei doch vielleicht mancher da, der heute noch kein Vaterunser gebetet hätte. Der Text seiner Predigt war 2 Korinther 8, 19—21: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit Ihm selber. Da war er in seinem Element. Gewaltig ging das Wort von der freien Gnade in dem alten kleinen Kirchlein, stumm und verwundert schauten die Leute

bald hinauf zur Kanzel, den blassen Pfarrer, bald sich unter einander an. Nach der Predigt hielt es der landesherrliche Dekan für angemessen, ihm anzuraten, den Leuten das Seligwerden nicht zu leicht zu machen! Am Tage darauf war Visitation, und die Kirchenvorsteher erklärten auf die Frage, ob bei ihnen Versammlungen oder Pietisten wären: „Nein, es sind alle einig!“ Henhöfer sagte mir einmal später: „Das ist gerade, wie wenn der Herr Dekan auf den Kirchhof gegangen wäre und hätte draußen bei den Toten gefragt: ‚Ist hier Leben, Kampf und Streit?‘ ‚Nein,‘ würden die sagen, ‚wir sind alle einig, wir sind alle maustot.‘ Das ist auch eine Einigkeit!“ — Es dauerte auch nicht lange damit. Zu den alten Anklagen der katholischen Kirche, die auch jetzt nicht aufhörten, kamen die neuen aus der Gemeinde und der Umgegend. Es kamen eben viele Leute in sein Haus und noch mehr in die Kirche, und das erweckte den Neid der Nachbarn. Freilich die Hauptursache waren die Predigten. Wer wollte sich nicht an solch reichen Tisch setzen? Mag auch sein, daß der eine und der andere einen etwas derben Brocken aus der originellen Predigt mitgenommen, der den Leuten, insonderheit den Pfarrern der Umgegend, schlecht gefiel. Die Genugthuung, welche Henhöfer erhielt, als eines Sonntags der Großherzog unerwartet mit seinem Adjutanten in die Kirche kam, um seinen Schützling zu hören, mag den Neid noch gesteigert haben, aber eine Weile Ruhe verschaffte ihm diese Auszeichnung doch.

Auch an Trost fehlte es nicht diese Zeit hindurch, ebensowenig aber an mancherlei Anfechtung von innen, die zu den äußern von seiten der Feinde und Neider hinzukamen. Die Zeit der ersten Freudigkeit war vorüber, das siegesfrohe, erhobene Bewußtsein ermattete. Der Blick in die freie Gnade, die seines Herzens Trost, seiner Predigt A und O war, verdunkelte sich; seine Sünden umringten ihn wie Berge und wollten ihm das Vaterherz Gottes verschließen. Gerade in diese Stunden hinein kommen Briefe eines edlen Katholiken, die herzbeweglich Henhöfer bitten, wieder in die Arme seiner Kirche zurückzukehren. So hatte noch kein katholischer Geistlicher mit ihm geredet. Viel Gegengründe standen nicht drin, aber dafür pulsierte hier eine warme aus dem Herzen quellende Liebe zu dem Exkommunizierten. „Henhöfer habe den Volksglauben mit dem Kirchenglauben verwechselt." Vornehmlich aber wurde auf die Uneinigkeit der Evangelischen hingewiesen und auf die Einheit der Römischen, die ja jedem noch Spielraum lasse. Er solle katholische Theologen besuchen, mit Gebet im Namen Jesu sich vorbereiten und er werde andern Sinnes werden. Das war der Hauptinhalt. In dieser Zeit mußte solch ein Wort Henhöfer tiefer bewegen. — Da aber kommt der Schüler und tröstet den Meister. In einem herrlichen Brief zerreißt Gemmingen „den finstern Flor, der vor dem Geistesauge des Freundes" sich herabgelassen. Es sind Worte voll Wucht aus der tiefsten Seele geredet, ihn, den Zeugen der Versöhnung in

Christo, erinnernd an die Kraft des Blutes Christi und an die Größe der Liebe Gottes. Henhöfer mußte durch, wie alle Knechte Gottes, denen die Anfechtung nicht erspart blieb. Da geht's oft bis aufs Sein oder Nichtsein, und es zittert der Bau in den Grundfesten. Aber die Anfechtung lehret aufs Wort merken. Hat's einen Johannes den Täufer anfallen können im Gefängnis Den zu fragen: „Bist Du der da kommen soll?" auf welchen er doch so fester Hand gewiesen — was wollen wir kleinen Menschen fordern?

Aber wohl dem, dem dann in solcher Zeit ein Trost wird aus Freundesherz, wie ihn hier Henhöfer erfahren. Wie wenige Geistliche finden solche Tröster in ihren Gemeinden! „Es giebt ja Anfechtungen bei Zuhörern, und Anfechtungen bei Lehrern, die können nur durch gemeinschaftlichen Trost gehoben werden. Gott kann in den Mund der Kinder und Säuglinge eine Macht legen, daß sie uns mit ihrem Glauben aufrichten können." Sagt nicht Paulus an die Römer, es verlange ihn, „daß ich samt euch getröstet würde durch euren und meinen Glauben, den wir unter einander haben" (Röm. 1, 12.). Hat doch einst der selige Prälat Bengel in solcher Anfechtung einen Studenten gebeten, ihm ein Wort des Trostes zu geben. Der konnte ihm in seiner Angst und Verlegenheit nichts sagen als das Kindersprüchlein: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde." „Das ist genug," sagte Bengel. — In solchen Zeiten sieht man

eben, daß man ist „wie das Gras, das keinen Helfer hat, und auf den Herrn warten muß.“ Ohne solche Stunden kann man auch nicht andere Angefochtene trösten. Man muß auch einmal in solch finsterem Loch gesessen sein, um für jeden Lichtstrahl dankbar zu werden und es zu lernen so täglich und stündlich aus der milden Hand seines Herrn zu leben.

Zu alledem kamen noch allerhand schmerzliche Dinge in Mühlhausen vor; Mißverständnisse und Fehler. Es waren dort noch viele „Wickelkinder,“ wie Gemmingen schreibt. Ich übergehe sie hier, wiewohl die Briefe Gemmingens ein herrliches Bild geben, wie Christenleute sich verständigen sollen, wie denn überhaupt diese Briefe in ein seltenes Herz blicken lassen.

Wie schwer die Anfechtung war, in die Henhöfer geraten, zeigt, daß er einmal in jener Zeit am Sonntag nicht zur Kirche kam. Das ganze Lied war schon gesungen. Als ihn die bestürzte Magd suchte, fand sie ihn ringend in der Studierstube. Er bat, die Gemeinde solle noch einmal das Lied singen, worauf er unter viel Not predigte. Er schreibt selbst darüber nur: „Vom 14—17. September (1824) einen schweren, schweren Kampf. Endlich Trost aus Psalm 62, 2—3. „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft, denn er ist mein Hort, meine Hilfe, mein Schutz, daß mich kein Fall stürzen wird, wie groß er ist.“

Noch immer wollten die Anklagen nicht aufhören; neue kamen namentlich wegen der Erbauungsstunden, die

ohne direktes Zuthun Henhöfers in der Umgegend in Gemeinden entstanden, deren Pfarrer rationalistisch gesinnt waren. Henhöfer wurde vermahnt, seine Predigten nach Inhalt und Sprache auszuarbeiten, um groben Mißverständnissen vorzubeugen. Seine beiden Kirchengemeinderäte, welche an den „Stunden,“ d. h. Konventikeln teilnahmen, sollten sofort entlassen werden, er selbst sollte seine Gemeinde vor dem Pietismus bewahren und kein Konventikelwesen aufkommen lassen. Da kam mit einemmale ein allerhöchster Befehl: „Am nächsten Sonntag in der Hofkirche zu Karlsruhe zu predigen.“ Der Großherzog wollte es seinen Karlsruhern auch einmal gönnen, eine Predigt des Grabener Pfarrers zu hören. Henhöfer ging, nahm viele Bände aus Luthers Werken mit unter den Arm und bestieg die Kanzel. „Unvergeßlich“ sagte ein Mann, der als Knabe die Predigt gehört, „bleibt mir der Mann mit seinem eigentümlichen Antlitz, seine Bücher unter dem Arm. Ich habe viele Predigten gehört und noch mehr vergessen, aber diese ist mir unvergeßlich. Er begann: ‚Diese Versammlung ist gewohnt, in dieser Kirche schöne und geistreiche Predigten zu hören; das zu leisten bin ich außer Stand. Dafür hat mir Gott die Gabe der Deutlichkeit gegeben, ich will daher mein Pfund nicht vergraben, sondern anwenden.‘ Er predigte vom ‚Brote des Lebens.‘ Was ist's? Wie genießt man's? Was nützt's? Für wen ist's? Das war die Einteilung. Darin kam vor: „Glauben heißt: s'Brot **essen** (nicht etwa ansehen)! und das

Wasser des Lebens auf die Wiese seines Herzens leiten. Ach kommet doch zum Herrn! ‚Nicht Tugend ist der Seele Leben — (wie's im Gesangbuch stand), sondern Christus ist der Seele Leben!‘ Als er schloß: „Was werdet ihr hinausbringen? Vier Bretter ist euer Erbe im Tod; die Weltkomödie hat bald ein Ende, nur was in Christo erfunden wird, wird selig“ — ward's totenstill. Die Predigt dauerte zwei Stunden, denn er hatte viel aus Luther vorgelesen. Ganz Karlsruhe war voll davon, und in den Wirtshäusern disputierten die Leute über die Predigt des „Bauernpfarrers.“ — Durch dieses Ereignis wurde es wieder stiller mit den Anklagen; ein Amtsbruder aus der Nachbarschaft that sogar die wunderbare Liebeserklärung: „Sie sind mir so unaussprechlich teuer, daß selbst Verachtung von Ihnen mir süß ist. Reden Sie doch zu mir, es wird mir sein, als wenn ich die ganze früher orthodoxe Kirche in Person zu mir reden hörte.“ Das war ein Mann, der sonst der Ansicht war, daß die Apostel „Kinder“ gewesen und ihre Zeit Morgenröte; dann sei schnell die Abenddämmerung gekommen; dann „Nacht“ des Mittelalters, dann Morgendämmerung der Reformation — und jetzt — o Wunder — stehe die Sonne am Himmel — im Rationalismus! Aber er unterzeichnet sich doch als: Ihr Bruder in höchster irdischer Liebe! — Auch sonst hat Henhöfer in jener Zeit mancherlei Liebe und Verehrung erfahren. Während in der Nähe kein Freund noch Rat noch Beistand, nur Feinde unter den Geistlichen sich

zeigten, war sein Haus eine offene Herberge, in der viele aus aller Herren Ländern, aus allen Ständen Rat und Trost des Wortes Gottes suchten. Aber die Tage in Graben nahten sich ihrem Ende. Henhöfer sollte weiter, und nachdem er vier Jahre das Amt daselbst versehen hatte, erhielt er seine Versetzung nach Spöck.

Viertes Kapitel.

Henhöfer in Spöck. Neuer Kampf. Endlich Ruhe. Es geht dem Abend zu. Der Doktor der Theologie.

Das Dorf Spöck mit dem Filial Stafforth liegt in der Nähe von Graben. Von den Leuten, die im Strom mit nach Graben gingen, zuerst aus Neugier, dann aus innerem Trieb, waren die fleißigsten von dort. Sie kamen bei dem Großherzog um ihn ein, ihre Bitte ward ihnen gewährt. Überhaupt hatte der Großherzog im Sinne, Henhöfer „nirgends länger als zwei Jahre“ zu lassen. Er sollte das ganze Land aufwecken. Unter vielen Thränen wurde der Abschied gefeiert. Den Grabenern ward erst klar beim Scheiden, was sie an ihrem Pfarrer hatten. In der Frühe traut Henhöfer noch, tauft ein Kind in der alten Gemeinde, und geht still zu Fuß auf einem Umweg in die neue. Die Spöcker waren ausgeritten und ausgefahren im vollen Schmuck, aber sie fanden ihren Pfarrer nicht, der ganz still schon im Pfarrhause saß und sie zurückerwartete. Was mag ihm

eingefallen sein auf dem stillen Weg durch die Flur, als er den Grabener Kirchturm hinter dem Wald schwinden sah! Was lag hinter, was vor ihm? Es ist etwas Heiliges, Entscheidungsvolles um solchen Gang, und das Herz gedenkt an einen andern, der gesagt: „Ich fahre gen Jerusalem, weiß nicht was mir daselbst begegnen wird, und daß der Geist sagt: Bande und Trübsale harren meiner.“ — Arbeit gab's gleich genug. Der Vorgänger hatte die Gemeinde in den Schlaf gesungen, er las seine Predigten ab und schaute niemand dabei an. An den beiden Orten mußte gepredigt und abwechselnd Christenlehre gehalten werden, also jeden Sonntag dreimal amtiert. Darum hatte Henhöfer immer Vikare (Hilfsprediger), die die Frühpredigten hielten, er hielt dann in einer Gemeinde Predigt, in der andern Christenlehre. Sein erster Vikar war Hager, erst sein Feind, dann sein Timotheus. Wir hören später von ihm und seinen Vikaren. Nun hatte er doch ein Herz, dem gegenüber er sich aussprechen konnte; er brauchte es ja so nötig. Denn die Feindschaft der Nachbarpfarrer war zu tief, als daß es nicht hätte zum Ausbruch kommen müssen. Bei einer Textbesprechung entbrannte der Streit; ihrer etliche redeten so lästerlich gegen Gottes Wort und gegen Henhöfer, daß er den Verkehr abbrechen mußte. Von allen Seiten regnete es auf Henhöfer. Bald schreibt die Darmstädter Kirchenzeitung, aus „herzlichem Mitleid“ über Henhöfers „bornierte, überspannte Dogmatik,“ über das Singen der Leute aus „Hillers Schatzkästlein“ und

andern „läppischen Produkten der Basler Traktatenfabrik," über „Geisteszerrüttung und Verrücktheit der Leute." Bald soll er sich verteidigen wegen der „Separatisten," die zu ihm gekommen, die er aber gründlich hatte ablaufen lassen: „Wie mag man mir die Schuld geben? Wenn ein Kranker längere Zeit bei einem Arzt mediziniert, nachher aber von einem Quacksalber, der um seine Ware anzubringen, den Arzt verdächtigt, schlechte Mittel braucht, zu Tod gebracht wird — wer ist denn schuld, der Arzt oder der Quacksalber?" Dann hatte er auf Bitten in Mühlhausen gepredigt. Darüber schlägt der katholische Pfarrer Lärm, daß Henhöfer in der evangelischen Kirche seiner frühern Gemeinde predigt. Aber das Beste kommt nach: die evangelische Oberkirchenbehörde verbietet ihm je wieder in seine alte Gemeinde zu gehen!! — Dazu stirbt der Großherzog, der die Hand über Henhöfer gehalten. So kam er aus dem Leid nicht heraus. — Aber der Bogen wird nicht zum Zerreißen gespannt, sondern damit der Pfeil des Gebets nur um so höher fliege, und der Glutofen heiß gemacht nicht zum Verbrennen, sondern um das Metall völlig zu läutern. Durch Menschen kam ihm so viel Leid, durch Menschen sollte ihm auch Erquickung werden. Zwei der begabtesten, aber dem lebendigen Glauben fernstehende Geistliche Badens, deren Namen noch heute in ihren Gemeinden fortleben: Käß und Dietz hat Henhöfer durch die Macht seiner wunderbaren Persönlichkeit überwunden und aus erbitterten Gegnern zu Freunden und Mitkämpfern am

Evangelium gewonnen. Sie waren seine erste Beute unter den Amtsbrüdern. Andere folgten. Diese drei aber schlossen einen Bund fürs Leben, der bald genug in die Öffentlichkeit treten und durch gemeinsamen Kampf und gemeinsames Leid seine Weihe erhalten sollte.

Einen Katechismus wollten die Aufklärer einführen, von welchem einer der Verfasser selbst gesagt: „Wir haben ihn mit einem gewissen Gottvertrauen und einem gewissen Leichtsinn gemacht.“ Neun Stimmen gegen drei hatten sich gegen die Anbetung Christi erklärt. „So hält der Katechismus die goldene Mitte (!) zwischen zwei Extremen, wodurch sich unser gegenwärtiges Zeitalter charakterisiert.“ — Das war das Buch. Da konnten die drei nicht schweigen, es entbrennt ein Kampf, der erst nach fünf Jahren endete, wo schließlich das Buch mit etlichen Verbesserungen eingeführt wurde, aber keine Glaubensnorm und Regel bilden sollte. Das hatte man doch gewonnen. Der Segen war, daß viele aufwachten und sich Rechenschaft gaben. Für die drei aber, zu denen noch vier andere, meist auch durch Henhöfer und Dietz erweckt, traten, denen man den Ehrentitel „Glaubensinsurgenten“ anhängte, gab's schwere, dunkle Stunden. Es kam bis zur Drohung der Amtsentsetzung, und einer wurde wirklich abgesetzt. — Wer sich überhaupt ein Bild der Toleranz des Liberalismus machen will, hat aus dem früheren schon einige Proben bekommen, würde aber noch mehr bekommen, wenn er die ganze Geschichte dieses Kampfes lesen wollte. Ich lasse aber den Streit hier

ruhen als zu spezifisch „badisch“; wiewohl die Stürme in kleinen Seen auch sehr lehrreich sind für die Zeit, wenn's einmal auf hoher See losgeht. Der alte Katechismus ist begraben mit samt seinen Verfassern, und seine Totengräber schlummern auch — aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit. Hatten die Sieben auch nicht viel erreicht, sie hatten doch „gethan, was sie konnten,“ und das soll ihnen unvergessen bleiben.

Man möchte nach alle dem glauben, Henhöfer sei eigentlich nur zum Kampf geboren gewesen, und doch lag seiner Natur nichts ferner. Was kann der Strom dafür, wenn er unterwegs über Felsblöcke und Schlünde sich Bahn brechen muß? Wo Leben ist, wird der Kampf nicht ausbleiben. Henhöfern wurde er aufgedrängt und schrittweise wurde er in ihn geführt. Er selbst war im Innersten mehr eine weiche, denn eine harte Natur, mehr nach innen als nach außen gekehrt. Aber das alte Königsprivilegium des Herrn ist's: seine Jünger gürten und führen dahin, wo sie nicht hinwollen. Doch sollte es nicht allezeit so gehen. Es kommen nun auch stillere Zeiten. Das Schwert bleibt freilich an der Hüfte, aber es wird tapfer mit der Kelle gearbeitet. Der Segen aus dem Katechismusstreit war eben doch der, daß man statt einem Weisen von Nazareth wieder einmal von einem Heiland der Sünder hörte, von Bibel und Bekenntnis — Dinge, die man so ziemlich zum alten Eisen geworfen hatte. Wurde doch von den Katechismusfabrikanten gerade als ein Hauptlob an dem Katechismus verkündet:

„daß er die unvernünftigen Ansichten der Reformatoren und selbst des Apostels Paulus nicht enthalte!“ Überall fing es an sich zu regen, und gerade die Verfolgungen bliesen die Kohlen, die unter der Asche lagen, an. Manch tiefes Leid trat aber auch sonst dem Herzen Henhöfers nahe. Mitten in dem Kampf starb seine Mutter, die er zu sich genommen. Es war rührend, wie ihr Sohn, der evangelische Pfarrer, die alte, katholisch gebliebene Mutter hinüber begleitete an Ostern zur Beichte ins nächste katholische Pfarrdorf. Noch rührender, wie am Ende ihres Lebens die alte Bauernfrau fleißig in der Bibel und in Hillers Schatzkästlein las und die Lieder auswendig lernte. Viele Stunden brachte sie im Gebet für ihre Seele zu. Sie wollte evangelisch sterben und auch begraben werden. Sie ruht auf dem Kirchhof zu Spöck neben ihrem „geistlichen Sohn.“ Es war ein Herz weniger, das Henhöfern liebte auf Erden. Dann starb in der Blüte seiner Jahre schnell sein Timotheus, jener erste Vikar Hager, der später Henhöfers Nachfolger in Mühlhausen geworden. Noch in späteren Jahren konnte Henhöfer nur mit Thränen im Auge von ihm sprechen. Zwei Jahre darauf geht der ritterliche Freund, Baron von Gemmingen heim. „Brich meine Hütte stille ab,“ hatte er gebetet, das ward ihm auch gewährt. Da ging ein Stück Leben mit, es war, als zöge er Henhöfer mit Gewalt nach sich. Aber es hieß bleiben und an noch mehr Gräber gehen. Die beiden geistlichen Söhne und Mitstreiter, Käß und Dietz, waren

auf andere Stellen gekommen. Unter tausend Thränen waren sie aus ihrer Gemeinde gezogen: „Dietzen's Wegzug war ein wahrer Leichenzug. Mit allen Glocken wurde geläutet und mehrere Stunden weit begleitete ihn die Gemeinde. Sie konnte sich beinahe nicht von ihm trennen. Henhöfer lag's aber in tiefer Ahnung, daß es ein Scheiden für immer sei. Käß starb bald an einem in der Gemeinde ausgebrochenen Typhus — vier Monate darnach in voller Lebenskraft auch Dietz. Es ist etwas Eigenes, die scheiden zu sehen, an deren Seite man Brust an Brust gekämpft. Mit ihnen sinkt ein Stück eigener Geschichte hinab und das Uebrige legt man etliche Fächer „tiefer hinunter" und versiegelt's in der Brust. Wenn man da zu Fremden, die es nicht mit erlebt, davon spricht, ist's, als ob man ein Stück Heiligtum preisgäbe, das zum Teil den Entschlafenen gehört. So ging's Henhöfer. Er konnte fast nicht darüber reden.

Daß ihm alle besseren Stellen, um die er sich beworben, immer eine nach der andern abgeschlagen wurden, that ihm weiter nicht wehe. So richtete er sich ganz aufs Bleiben in Spöck ein. Noch einmal kam ein böses Jahr, das war 1848. Henhöfer hatte vorausgesehen, wie's kommen würde: „Die Liberalen wollen auch einmal ans Ruder," sagte er einmal in jener Zeit, „an ihrem Strick haben sie, wie einen großen Kettenhund, den großen Haufen, den Pöbel. Mit dem ziehen sie vors Schloß und 's Ministerium und sagen dem Großherzog und den Ministern: ‚das und das wollen

wir haben, und wenn ihr's nicht geben wollt, so lassen wir den da los.' Aber wenn sie ihn losgelassen haben, dann wollen sie den Hund wieder locken, daß er an die Kette geht und Knochen frißt. Aber wer einmal Braten gerochen hat, geht an keinen Knochen mehr. Was wird der Hund thun? Antwort: Er wird die Herren wegbeißen." — So geschah's auch anno 1849, man denke an Welker und Bassermann. Henhöfer entging damals zweimal einer augenscheinlichen Lebensgefahr, denn er und seine Gemeinde standen felsenfest zum Großherzog.

Zwei Freudentage sollte Henhöfer noch erleben, Tage, da ihn sein Gott auch vor der Welt rechtfertigte. Der eine, als ein Pfarrer, der ihn einst aufs heftigste verfolgt und denunziert hatte: ‚Henhöfer habe von Teufeln mit schwarzen und weißen Schwänzen gepredigt', an ihn nach Jahren schreibt: „Ich kann es nicht länger anstehen lassen, mir für die Beleidigungen, die ich Ihnen zugefügt, Ihre Verzeihung zu erbitten. Ich werde nie die Großmut vergessen, womit Sie mich behandelt, und daß das Anbieten Ihrer Hand zur Versöhnung mitten im Streite mich damals völlig entwaffnet hat. Ich habe nun die von mir so leidenschaftlich angegriffene Sache als die Sache Gottes kennen gelernt." — Das war Erquickung. Auch dieser neue Freund und Bruder ging nach schweren Leiden vor Henhöfer heim. — Der zweite Tag war, als ihn die theologische Fakultät zu Heidelberg zum Doktor ernannte. Sie rühmt ihn als „den mutigen Bekenner und Prediger des lautern

Evangeliums und ehrwürdigen Begründer des zu unserer Zeit aufblühenden christlichen Lebens in der Kirche unseres Vaterlandes." Das war derselbe Henhöfer, den fünfundzwanzig Jahre zuvor seine oberste Kirchenbehörde als einen Mann bezeichnet hatte, „der früher Bilder angebetet, und jetzt den Buchstaben der lutherischen Dogmatik anbetet" — dem dreimal die Amtsentsetzung wegen „Pietismus" angedroht war, den seine früheren Amtsbrüder in der katholischen wie evangelischen Kirche mit den unglaublichsten Schimpfnamen belegt hatten und der aus den Anklagen nicht herauskam! Aber „wessen Wege Gott gefallen, mit dem macht er auch zuletzt seine Feinde zufrieden." Die Abendsonne seines Lebens sollte nicht in trüben Wolken untergehen. Er sollte noch die Frucht schauen seiner Arbeit und Kämpfe, seiner Thränen und Gebete. — Da hinein wollen wir noch einen Blick thun, ehe wir an sein Grab treten.

Fünftes Kapitel.

Aus Amt, Haus und Herz.

Die Heidelberger Doktoren hatten recht, wenn sie ihren „Ehrendoktor" am dreihundertjährigen Gedächtnistage der Reformation in Baden anno 1856 — den „mächtigen Bekenner und Prediger des lautern Evangeliums" zuvörderst nannten. Das war er auch. Er

war der erste in Baden, der zu Anfang dieses Jahrhunderts in großer Kraft auf der Kanzel das Wort von der freien Gnade in Christo — das lautere Evangelium — predigte. Hier stand ein Wächter hoch auf der Zinne, der den Morgen anblies und die Schläfer weckte. Was man ihm einst zum Vorwurf machte, ist sein größtes Lob: „Der Mann steht da, wo die evangelische Kirche nach ihrer Entstehung stand.“ — Ist sie damals vielleicht schlecht gestanden, als Luther singt vom „Winter der vergangen“ und das Lied: „Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad und lauter Güte“ von Mund zu Mund und Kirche zu Kirche flog? Frühling wird's, wenn die Sonne steigt, wenn der Saft sich regt und das Eis schmilzt; Frühling wird's im Herzen, wenn Christus, die Gnadensonne, aufgeht, die Eisrinde des harten und selbstgerechten Herzens schmilzt, und der Lebenssaft im Baume des Lebens sich regt mit der Frage: „Was soll ich thun, daß ich selig werde.“ Das kann nur kommen durch die freimütige Predigt von Christo, dem Sohne Gottes, dem Heiland der Sünder. Alles andere lockt keinen Hund vom Ofen weg. Schöne Blumen, wie Hyazinten und Tulpen, kann man wohl in einen Strauß binden und dran riechen, aber — kochen kann man sie nicht, und leben auch nicht davon. So ist's mit allen schönen, hohen Reden. Freilich schlägt die Predigt von der Gnade alle hohen Menschengedanken nieder, reißt den Tempel der eigenen Gerechtigkeit ein und baut ein Neues. Wenn aber ein Tempel einstürzt,

so geht das nicht ohne einiges Krachen vor sich, und darum der furchtbare Lärm, als Henhöfer mit dieser Predigt auftrat. — Aber das Menschenherz bleibt ein Ding voll Sehnsucht nach Frieden, und darum wird solche Predigt immer Leute finden, die sich an ihr nicht satt hören können und Friede und Freude erlangen, wie sie die Welt nicht kennt. So kam's, daß das Feuer weiter brannte und kein Haltens war. Es bleibt dabei: die Vögel fliegen dahin, wo sie was zu essen kriegen. Diese Predigt — und das war die einzige, die Henhöfer hatte — war nicht erstudiert, sondern mit Herzblut errungen und er trug sie wie ein heiliges, anvertrautes Kleinod, das er verwerten müsse, in seiner Hand. Das war seine großartige Einseitigkeit; nur den „Heilsweg" verkünden, „wie der Mensch vor Gott gerecht werde durch den Glauben," seine ganze theologische Weisheit. Es war der tiefe Baugrund und has heilige Abc allen Christentums, auf den seine Schüler weiter bauen mußten, wie sie's auch gethan. Diese Predigt denke man nun getragen von einer durchweg originellen Persönlichkeit, in der sich die göttliche Wahrheit in lebendigen Farben spiegelte. Bei ihm grünte und lebte alles, jeder Glaubenssatz war ihm auch ein Glaubensschatz, den er mit großer „Deutlichkeit" an den Mann zu bringen wußte. In seiner Rede ging er immer auf die Hauptsache los. Sie hatte vielleicht nur ein oder zwei Grundgedanken, die schlug er wie große Nägel ein, hämmerte immer wieder drauf, und hing an diese beiden

Gedanken alle andern hin. Daher kam's, daß man seine Predigt nicht vergessen konnte, wenn man sie einmal gehört. Alles strebte in ihr, wie bei einem Bauwerk, einem Ziele zu, alles war in demselben Stil. „Es giebt Hirschpredigten und Hasenpredigten," sagte er einmal: „Wenn der Jäger auf die Hirschjagd geht, schießt er keinen Hasen, wenn sie noch so viele Männlein um ihn machen, er läßt sie alle laufen, denn er will mit der Kugel den Hirsch schießen. Wenn er Hasen schießt, lauft der Hirsch fort. Ein andermal geht er auf die Hasenjagd, da schießt er mit Schrot. So geht's in der Predigt. Einen großen Hauptgedanken haben und für den alles versparen und verwenden — das ist Hirschpredigt; und so einzelne „schöne Sächle" aus dem Text nehmen, das ist Hasenpredigt, da geht aber der Hirsch vorbei." — Wer auf dem Land geboren und seine Jugend dort verlebt hat, ist besser dran als ein Stadtkind, wenn's ans Predigen geht. Draußen in der Natur ist das große Bilderbuch Gottes aufgeschlagen, eine Illustration zur Bibel. Daraus lernt man in „Gleichnissen" reden, und diese Rede versteht das Volk, das gebildete und das ungebildete. Das war nun die besondere Gabe Henhöfers. Er sah den Dingen draußen und den Leuten drinnen ins Herz. Er führte den Menschen wie ein Bauer auf dem Acker herum und mit einemmal war er als Pfarrer drin in dem Herzensacker, und kannte denselben so gründlich, daß auch kein Fleck undurchsucht blieb. — Jedes Kind konnte ihn ver-

stehen, laut seines Grundsatzes: den Leuten nicht bloß gut zu kochen — sondern ihnen auch den Löffel dazu zu geben. Seine Predigt war nach allen Seiten durchdacht, immer aufs Lebensvolle gerichtet; wo er's her bekam, war ihm einerlei. — Er war seiner Sache völlig sicher, und sprach mit ebenso vielem Feuer als ebenso vieler Ruhe. Dann konnte er auch zwischen hinein die Leute fragen und Antwort erwarten, oder einen und den andern aufwecken, der eingeschlafen war. Dem Herrn von Gemmmingen warf er einmal mitten in der Predigt den Sakristeischlüssel von der Kanzel zu. Meist predigte er zwei Stunden lang. Wurde die Jugend auf den Emporen unruhig, rief er ihr wohl auch zu: „S'isch bal' aus“ (s' ist bald aus) — oder er sah nach der Uhr und sagte dann plötzlich: „So jetzt ist's elf, jetzt ist's aus. Amen.“ Oft sann er in der Predigt über einen Gedanken nach, der ihm eben kam — winkte dann mit der Hand, wie um Stille und Geduld bittend, hielt inne — und dann fuhr er wieder fort. Das freute ihn immer am meisten, wenn ein Gedanke ihm wie ein Geschenk so zugeflogen kam. Es zog sich namentlich durch seine Kinderlehre ein Zug köstlichen Humors. Oft lachte die Gemeinde, aber es war ein Lachen voll heiligen Ernstes; vielleicht lag mehr Ernst in diesem Lachen, als in dem Weinen sentimentaler Stadtleute. Es war das Treffende des Bildes, wie wir etwa sagen von einer Photographie: „Sie ist lächerlich ähnlich,“ und im Photographieren war er ein Meister. —

Solche Predigt ist freilich selten, sie kann nicht nachgemacht werden und darf es bei Leibe nicht. Aber sie zieht an, weil sie nichts Schulmäßiges, Steifleinenes hat, sondern so urkräftig aus Gottes Wort und einem frisch und lebendig angelegten Menschenherzen strömt. Wer trinkt nicht lieber frisches Quellwasser als laues Röhrbrunnenwasser? Wenigstens der Mensch, der noch gesunden Sinn hat. Denn daß ungesunden Menschen — und es giebt auch ungesunde Bauernmenschen — solche Predigten nicht behagen, wundert mich nicht. Damals verklagten ihn auch Bauern, „weil er zu grob predigt.“ Viele hören die Predigten am liebsten, die sie nicht verstehen, und meinen wunderweis welch hohe Kunst dahinter stecke; andere wollen nicht „schlecht gemacht sein,“ sondern gelobt werden, wie jene Stadtmadame im Bade von einem Prediger sagte: „Ach den höre ich zu gerne. Da kommt man sich immer wieder so gut vor.“ Ein Prediger der freien Gnade Gottes und ein Kind und Mann des Volkes, diese beiden Stücke bilden das Geheimnis seines Wirkens. Im folgenden Kapitel sollen etliche Züge aus seiner Predigt in Kinderlehren gegeben werden; freilich fehlt das Beste dabei: der Mann selbst in seiner Schlichtheit und Treuherzigkeit, und dem eigentümlichen Klang der Stimme.

Die Nachmittags-Christenlehre war Henhöfers besonderer Liebling. Hier war er noch freier als in der Predigt. Nachdem die Schulkinder ihr Stück Katechismus aufgesagt und ihre paar Kreuzer dafür empfangen, ging's

an das Katechismusstück und noch einmal an den Text des Tages. Die ganze Gemeinde hörte zu. Denn viele verstanden ihn da noch besser als in der Predigt. Hier fragte er jung und alt und ging durch die Kirche; er war ein Meister im Katechisieren. Zuletzt steigerte sich die Christenlehre zur Predigt. Hier sprudelte alles in Bildern und Gleichnissen, die ihm im unmittelbaren Verkehr mit den Kindern kamen. Da ging's manchmal ziemlich handfest zu, auch in derbem Humor. Christenlehren lassen sich schwer wiedergeben, weil eben Frage und Antwort zusammen gehören, und alles Schlag auf Schlag ging. Das ward mir aber klar, eine Christenlehre, die nicht die Alten im Hintergrunde hat und heranzieht, taugt nicht. Er hat es verstanden „den Sack zu schlagen und den Esel zu meinen," d. h. die Jungen zu fragen und den Alten zu antworten. —

Ein Hauptaugenmerk war ihm, die Erweckten weiter zu führen, und auf gutem Weg und in richtigem Geleis zu erhalten. Da fehlen ja so viele Pfarrer, es geht vielen ihrer geistlichen Kinder, wie Mephiboseth, dem Sohn Sauls, den seine Amme hatte fallen lassen. Kinder müssen nicht bloß geboren, sondern auch aufgezogen werden, und das geht nicht von selber. Das geschah nun in den berüchtigten, viel angefochtenen „Stunden," oder lateinisch „Konventikeln", d. h. Erbauungsstunden, die an Sonntagen von Gemeindegliedern gehalten wurden. Henhöfer zog und erzog sich seine „Stundenhälter." Freitags versammelten sie sich bei ihm; er ging

mit ihnen den Abschnitt durch, den sie am Sonntag abend den Leuten erklären sollten. Dann und wann ging er dann selbst hin, hörte zu, griff ein, wenn's neben hinauswollte. Dadurch blieb die Sache im ganzen gesund und es war keine Spannung mit der Kirche da. Die Stundenhälter waren selbst mehr oder minder „Henhöfers" — nur in kleinerem Format; oft höchst originell in ihrer Weise. Sie schickte er besonders zu den Kranken im Ort; denn manches konnten sie sagen, was Henhöfer nicht sagen konnte, so haben sie ihm oft „vorgebohrt," daß er später nur den Nagel hinein zu schlagen brauchte. — Recht geleitet können solche Leute nur von Segen sein. Denn am „Hören" vormittags ist's nicht genug, der Sonntag abend will auch sein Recht haben und zwar nicht im Wirtshaus. Wo Leben ist, da sucht es Leben; wo das Haupt geliebt wird, liebt man auch die Glieder und schließt sich in Gemeinschaft zusammen. So lange Henhöfer die Sache in der Hand hatte, und bei ihm auch die anderen landab landauf sich Rats erholten, war sie gesund und ein Segen für die Kirche. Denn von Spöck aus breiteten sich diese Versammlungen oder Gemeinschaften durchs Land, und so fern sie im Zusammenhang mit der Kirche stehen und sich in ihnen kein „neues Papsttum der Brüder" geltend macht, sind sie Henhöfers Kinder. — Wie schön war's am stillen Sommersonntag abend durchs Ort zu gehen und Kirchen-Lieder, wie auch Hiller'sche aus den erleuchteten Häusern klingen zu hören!

Von da aus ging sein Wirken weiter. Er stiftete

den badischen Missionsverein, dessen Präses er bis ans Ende geblieben. Auch da hat er so oft durch seine Milde und stille Autorität das rechte Wort zum Frieden geredet. „Sie haben“ schreibt der Missionsinspektor, „bei aller Entschiedenheit für die Lehre, ein so weites Herz, daß sie abweichende Meinungen tragen können und keinen Teil zurückstoßen. Sie sind gerade allen Brüdern recht und lieb und teuer.“ — So war auch eines seiner geistlichen Kinder, das „Haardthaus,“ eine Stiftung für verwahrloste Kinder. — Sein Auge war für jede Not offen.

Das Beste hat er wohl an seinen Vikaren oder Hilfspredigern gethan. So lang er in Spöck war, die 34 Jahre hindurch, hatte er immer einen. Aber was für verschiedene Leute! Wenn er darauf zu sprechen kam, war er unerschöpflich. Meist bekam er sie frisch und grün von der Universität weg und hatte seine liebe Not mit ihnen, denn jeder hatte mehr oder minder etwas an sich, was ihm abgewöhnt werden mußte. Der Verfasser dieses Büchleins hat's aber verspürt, als er bei ihm war, welchen Segen er mitgenommen. Ich kannte ihn ja schon als Kind, und bin manchmal mit der lieben seligen Mutter durch den Haardtwald gefahren, „Spöck zu,“ am Sonntag morgen. Hab ich auch nicht alles begriffen in der Predigt und haben mich die Bienenstöcke beim „Hans Adel“ in Stafforth mehr angezogen, als die Stunde, die dort gehalten wurde, ein Eindruck ist mir geblieben: „Das ist ein Mann Gottes, so möchtest du auch predigen lernen.“ Vieles geht über's jugendliche

Herz hin, dessen ganze Fülle und Tiefe erst später auftaucht. Es kommt darauf an, wie bei jenen Kindern, die man brachte: „daß Jesus sie anrührte." Da sind sie unbewußt in einen Brennpunkt hineingestellt worden, etwas hat in ihr Herz hineingebrannt, was später zu glühen anfing. So muß ein Kind „angerührt" werden von einer geistlichen Macht, die unbewußt, aber doch tief hineingreift. — Ich habe denn später „als gelernter Theologe" bei ihm noch einmal Abc gelernt. Alles Lernen fängt mit dem Verlernen an. Wer nicht lernen wollte, hielt's auch nicht lange bei ihm aus. Sein erster Vikar war Hager, von dem wir schon hörten, sein letzter dessen Sohn. Wie eine Ahnung durchflog es Henhöfer: „Jetzt brauch ich keinen mehr, sein Vater war mein erster, das wird der letzte sein!" Henhöfers Einwirkung war mehr eine durchs Vormachen und Vorleben. Wohl fragte er einen: „Was wollen Sie predigen am nächsten Sonntag?" und einmal hörte ich dabei für mich das Wort: „Das ist nix." Ich dachte vielmehr meine Sache sei gar nicht so übel — aber er hatte recht. Es war beim Evangelium von den Sperlingen Matth. 6. Er sagte mir: „Gehen Sie mal hinauf auf Ihre Stube und gucken Sie mal zwei Stunden zum Fenster hinaus." Ich ging und merkte bald warum. Ja da saß die ganze Spatzenzunft auf dem Nußbaum und ich konnte gründlich studieren, was das für armselige Gesellen waren, die nichts wußten noch verstanden, und — „unser himmlischer Vater nährt sie doch." Ich brachte eine andere Predigt mit. „Sind Sie

jetzt gescheiter?“ fragte er mich. „Ja wohl.“ „Ja,“ antwortete er, „es heißt nicht umsonst: ‚Sehet sie an‘ und nicht: lest über sie was im Buch — ansehen! Sie haben eben noch keinen rechten Spatz gesehen.“ Was nicht lebensvoll, was Redensart war, daran kratzte er wie ein Maurer unbarmherzig den losen Anstrich herunter. Feste greifbare Gedanken sollten's sein. Das konnte man am besten in seinen Konfirmandenstunden lernen, da war der ganze Henhöfer drin. Ich habe noch ein von seinem Vikar nachgeschriebenes Heft vor mir, hier liegen Goldstücke drin, aber unser Büchlein würde baumdick, wollt man's hersetzen. — Welche Geduld hatte er mit seinen Hilfspredigern! da gab's eingebildete Kranke darunter, denen alle Tage was anderes fehlte, dann wieder sentimentale, die sich zu gut für die Bauern hielten.

Wer lernen wollte, konnte bei ihm viel lernen; wenn aber einer nichts lernen wollte, so machte er, daß er wieder weiter kam. Die bei ihm aushielten, haben fürs Leben etwas empfangen. Denen machte es auch nichts, daß unter den jungen Geistlichen Spöck das „geistliche Zuchthaus“ genannt wurde. Ich für meinen Teil würde gleich wieder hineinsitzen. Welch ein Schade ist's doch, daß unsre jungen Geistlichen direkt von den Schulbänken oder Hauslehrerstellen weg ins Amt treten, und wissen ihrer manche nicht, wie man ein Kind tauft oder ein Paar traut oder einen Toten beerdigt oder haben noch keinen Bauern von nahem gesehen! Wo sollen sie's auch herhaben! Da tröstet einer in der

Leichenrede, wo gar nichts zu trösten ist. So erzählte mir einmal Henhöfer von einem seiner Vikare, der eine alte Base, die im Altenteil junger Bauern wohnte, zu Grab geleitete. In der Predigt rief der junge Vikar unaufhörlich: „Stillet eure Thränen" (er sprach das „St" noch dazu ganz fein aus) — aber es weinte kein Mensch, und zuletzt, als es immer wieder kam, lachten sie. Alle gönnten der Base die Ruhe, und sich die Erbschaft. „Trösten Sie nie da," sagte mir Henhöfer, „wo kein Trost notwendig ist." — Als einmal beim Hinausbegleiten der Leiche eines Mannes auf den Kirchhof einige Weiber Klagelieder anstimmten des Inhalts: „Ach, wer wird uns jetzt den Mistkarren führen?" wandte sich Henhöfer und sagte laut: „Seid doch still, der ist froh, daß er keinen mehr zu fahren braucht." Alles Unnatürliche, Geschraubte war ihm zuwider. Er war voll von erbaulichen Geschichten zum abschreckenden Beispiel, und ich erinnere mich noch recht gut, wie er herzlich lachte über der Predigt eines gewaltig gelehrten Herrn, der über Martha und Maria folgendermaßen seine Predigt einteilte: Eins ist not! nämlich erstens, Arbeitsamkeit (Martha), zweitens Frömmigkeit (Maria), dabei aber: „Eins ist not" als Hauptsatz!! — Was wäre in allen Landen solch ein Mann wert, der die Menschenkinder und namentlich die „geistlichstudierten' wieder auf die Natur brächte! Denn erst wenn Kunst wieder Natur geworden, nützt sie etwas. —

Auf Pfarrkränzchen wußte er immer etwas von Licht und Salz mitzubringen. Er ging bis ins hohe Alter hin, weil er es für Pflicht hielt unter den Geistlichen, so feindselig sie oft waren, den reichen Schatz seiner Schriftkenntnis zu verwerten. Welche Freude später für ihn, in seiner ganzen Diözese lauter Brüder und geistliche Kinder unter den Geistlichen zu haben! Auf solch einem Kränzchen erzählte er einmal zu Römer 6 ‚haltet Euch dafür, daß Ihr samt Christo gestorben seid' — „Wie ich noch in Meersburg auf dem Klosterseminar war, sollten unsre Klosterherren in der Unterkirche nachts Totenmesse lesen. Aber keiner wollte hinunter, denn es ging die Sage, man habe in den Särgen da unten klopfen gehört. Da übernahm's der Klosterschuster hinunter zu gehen; der nahm seine Ahle, seinen Draht und Pech und Leder mit und arbeitete. Richtig, da regt sich's in einem Sarg. Der Schuster nimmt seinen schweren Hammer, klopft auf den Sarg und sagt: ‚Hollah, da drin! Was tot ist, ist tot, das darf nimmer 'raus und sich regen.' Seht, das heißt ‚gestorben' sein. Wenn der alte Mensch sich regt, muß der neue schnell mit dem Hammer hinklopfen und sagen: Hollah, da drin, was tot ist, ist tot, der darf nicht mehr sich regen."

Ein andermal sprach er vom verlorenen Sohn, und wie ihn seine früheren Spiel- und Trinkkameraden nicht mehr hätten kennen wollen und sich hätten verleugnen lassen, wenn er ihnen vor die Thür gekommen wäre.

„Ja," sagte Henhöfer, „da kann man auch bei dieser Gelegenheit lernen, was ‚Selbstverleugnung' ist. Ich bin einmal nach Karlsruhe gegangen, und hab' dort eine gnädige Frau besuchen wollen. Wie ich ins Haus herein komme und schelle (klingle) und der Bediente fragt mich nach dem Namen, da hör' ich oben vom dritten Stock herunter die gnädige Frau rufen: ‚Johann, ich bin nicht zu Hause.' Ich rufe hinauf: ‚Habe schon gehört, gnädige Frau, daß Sie nicht zu Hause sind, da will ich weiter gehen.' Seht, wenn so die Welt den alten Menschen besuchen will, da muß der neue Mensch rufen: Johann, er ist nicht zu Hause, nicht zu sprechen. Das heißt, ‚sich selbst verleugnen.' — Als einmal von alten uud neuen Katechismen, Gesangbüchern &c. die Rede war, und die Leute nach dem Alten wieder verlangte, sagte er: ‚ja, ja — unser Volk hat einst einen guten Kosttisch gehabt, und kräftige Hausmannskost gekriegt, da sind sie's überdrüssig geworden und man hat ihnen feinere Küche versprochen. Und die Leute sind dahin gegangen. Allmählich haben sie aber gemerkt, daß sie vom Fleisch gefallen sind und haben wieder nach dem alten, kräftigen Tisch begehrt.'"

In der Gemeinde selbst „sickerte das Wort Gottes durch." Mehr oder minder war jedes Haus doch von dem Wehen des Geistes ergriffen. — Das wüste und rohe Treiben im Orte hörte auf, selbst auch auf lange das Tanzen. Einmal kamen aber doch die Burschen und fragten, ob sie tanzen dürften. „Ja," sagte Hen-

höfer, der damals noch zu entscheiden hatte — „ja, unter **einer** Bedingung, wenn ihr die erfüllen wollt.“ „Ja, unter jeder Bedingung.“ „Gut,“ sagte Henhöfer, „unter der Bedingung, daß die Buben mit den Buben, und die Mädle mit den Mädle tanzen.“ Da waren sie verblüfft, aber sie thaten also.

Henhöfer hatte **ein** Großes in sich: Er hatte Geduld. Er wartete bis aufs Ende. Da sah er manche Frucht reifen in der letzten Hitze. „Wo was **eingesät** ist, da geht's auch noch bei dem letzten heißen Wetter auf.“ — „Freilich, das heilige Abendmahl thut's noch nicht, wenn der Mensch nicht **gläubig** ist. Denn wenn das nicht ist, dann ist's grad so mit dem heiligen Abendmahl, wie wenn einer einen leeren Pack petschiert, adressiert, auf die Post giebt. Der Sack kommt an seine Adresse, aber wenn er halt leer ist, so macht ihn alles Siegeln, Petschieren und Schnüren nicht voll. Er kommt leer an. Denn das heilige Abendmahl **giebt** nicht den Glauben, sondern es versiegelt und stärkt ihn.“ Henhöfers Seelsorge ging weit über sein Dorf. Wie viele auch aus den vornehmsten Ständen haben sich Rats erholt, wie vielen katholischen Geistlichen, die sich aus allen Teilen Deutschlands an ihn wendeten, hat er mit Rat und That beigestanden, und wie vielen sein Haus geöffnet!

„Ja, sein **Haus**! Wie vielen ist's bekannt dies „Spöckemer“ Pfarrhaus! Am besten freilich den Spöckern und Stafforthern selbst; aber andere Leute, weit in der

Welt zerstreut, sind auch drin gewesen und habens nicht vergessen. Dort steht's auf dem freien Platz mit den Bäumen, das schlicht geweißelte Haus; könnte auch ein Bauernhaus sein, denn 's ist kein neumodisch Pfarrhaus, das zu den übrigen Häusern wie eine Faust aufs Auge paßt. S'ist nicht gut, wenn der Pfarrer und der Herr Schullehrer in einem Palast wohnen, daß man sich geniert zu ihnen zu kommen. Zum Hofthor, mit der Schelle dran, geht's hinein bis zur überdeckten Haustreppe mit dem traulichen Gang. Über dem Ziehbrunnen im Hof breitet ein gewaltiger Nußbaum sich aus, der mit den Zweigen bis aufs Hausdach reicht und traulich die Fenster mit grünen Läden versieht. Dem Nußbaum aber war ein runder Tisch angemessen und Bänke darum, zu denen man durch eine Treppe hinaufstieg. Da saß man mitten unter Nußbaums Zweigen sechs Fuß von der Erde weg und hielt Pfarrkonferenz, und oben hielten die Vögel im Grünen auch Konferenz und disputierten und sangen nach ihrer Weise. Denn ein Leids durfte weder ihnen noch sonst einem Tierlein im Hause geschehen. Das war Hausrecht im Pfarrhause. Hinten der Hof mit dem berühmten Hühnerstall und den Perlhühnern, die sämtlich ihre Namen hatten wie auch die gewöhnlichen. Denn die Perlhühner waren nur der Adel unter dem andern Hühnervolk. Dort unter dem Schuppen das Pfarrkompetenzholz, an das des Nachmittags ein seltener Holzmacher mit dem Sägbock geht: der Pfarrer selbst, der sich Bewegung machen will, denn sonst sägt's einer, der seine Kindtauf oder Hochzeit

nicht bezahlen kann und wird ihm so leichter. Hinten der Garten mit dem Rebgang und dem großen Wiesenplatz, wo die ehrsame Ziege grast, die des Abends, wenn der Pfarrer vor der Hausthüre sitzt, sich herumtummelt und an die Kleewagen der heimkehrenden Bauern sich macht und ungestraft fressen darf, wie des Pfarrers Bube sich mehr erlaubt, als die andern Dorfbuben. Alles atmete in Hof und Garten eine reine unschuldige Freude an der Natur und stimmte zu dem Pfarrherrn, der selbst ein Naturkind war wie wenige. Aus dem lebendigen Umgang mit der Natur stammten seine Gleichnisse, darum durfte sie ihm auch niemand verderben. Wie kindlich konnte er im Sommer nachmittags wohl mit der Ziege spielen, die er an den Hörnern fassend an die Scheuer trieb, die dann wieder beherzt mit vorgelegten Hörnern auf ihn zusprang. So hatte des Nachbars Katze „der rote Kerl," die sich zur bestimmten Stunde vor dem Fenster einfand, ihr Gastrecht; das Überbleibsel des Frühstücks stand schon unten am Ofen parat. Ging er durchs Dorf hinaus zum Filial — in seiner großen Rocktasche fehlte das Welschkorn nicht, das er den Hühnern zuwarf, die ihn dann auch dankbar bis vors Ort hinaus begleiteten. Aber seine Lieblinge waren im Hause die kleinen Hunde. Wer erinnert sich ihrer nicht? Sie durften mit ihm essen vom Teller, in seinem Bette liegen, durften auch mit aufs Filial, zur Konferenz in der Seitentasche drin und schauten oft vergnüglich aus der Mütze oder bellten, wenn einer ihrem Pfarrer beim Kuß und Hände-

druck zu nahe kam. Ich konnte mir lange nicht den lieben Pfarrer ohne seine Hündchen denken. Zuletzt wurden sie alt und blind und hatten das Gnadenbrot, bis sie zum großen Leidwesen des Hauses ihrem Schicksal anheim fielen.

Die Hausordnung ging nach der Uhr und Schnur. Punkt sechs Uhr ward im Sommer gefrühstückt, was manchem Vikar, der auf Universitäten nicht gerade auf „Frühaufstehen studiert“ hatte, sauer ankam. Dann wurde die Andacht gehalten. Der Pfarrer und die Pfarrerin saßen auf einem Lotterbettchen, denn Kanapee konnte man's eigentlich nicht nennen, der Vikar und die ehrsame Jungfer Hausmagd friedlich nebeneinander, gegenüber. Die beiden letzteren hatten zinnerne Tassen, während die Pfarrersleute Porzellantassen hatten. Dann wurde im Garten spaziert und Gedanken ausgetauscht, um elf Uhr gleich den Bauern zu Mittag gegessen. Dann ging's zumeist ins Filial, und gegen Abend in die Gemeinde; nachts um neun Uhr war schon alles totenstill im Pfarrhaus. Drin war alles sehr bescheiden, vieles von der fleißigen Pfarrfrau gestrickt, die man nie ohne Strickzeug sah.

Henhöfer hatte lange geschwankt, ob er heiraten solle; fünf Jahre waren schon nach seinem Übertritt vergangen, als er sich dazu entschloß, „auch dies letzte Vorurteil früher Jugend und Erziehung zu überwinden“ und beim Oberkirchenrat um Genehmigung einzukommen, zur Verbindung mit seiner Braut, die er „eines Predigers wür-

dig hielt.“ Ueber sein eheliches Leben schreibt er das bedeutsame Wort: „Bis wir eins im Sinne waren, gab es manche betrübte Stunde, aber der Herr half hier, wie schon so oft.“ Diese Worte sind kurz und lassen viel Leid und Thränen ahnen. Aber wenn sich irgend an einem Menschen Gottes Gnade verherrlicht hat, so war es an ihr. Sie ist nicht nur nach schwerem Leiden, die sie mit seltener Geduld getragen, etliche Jahre nach Henhöfer in großem Frieden heimgegangen, auch ihr Lebensabend war sanft und umleuchtet von Milde und Barmherzigkeit. Noch vom Grabe ihres Mannes war ein besonderer Segen über sie gekommen.

Sein Haus stand allen Gästen offen, die oft in großen Scharen des Sonntags zur Kirche kamen, der Besuch ging fast nicht aus. Sonntagnachmittags, während der nun bereits an die siebzig gekommene „Papa Henhöfer“ schlief, kamen die Mädchen aus der Gemeinde und sangen ihm mehrstimmig seine Lieblingslieder.

Dies Herz, an Leid, Erfahrung und Liebe so reich, schlug unter einer unscheinbaren Hülle. Niemand sah ihm an, was er war, wenn's nicht gerade sein großes, blaues Auge verraten hätte. Wenn er so daherkam in der Schirmmütze, dem großen stehenden Hemdkragen und schwarzem Halstuch, dem langen Rock mit den tiefen Seitentaschen, in denen alles vollgepackt war, eines seiner Hündchen aus der Brusttasche schauend, den grobbaumwollenen Regenschirm unter dem Arm, das Haupt gesenkt und sinnend — niemand hätte hinter ihm das

vermutet. Er trug seinen himmlischen Schatz im irdenen Gefäß. Mehr denn einmal ist's ihm passiert, daß er per „Er" angeredet wurde und vor der Thür auf einem Stuhle sitzend, ruhig warten mußte, bis man ihn einließ. Mag er nun selbst noch etwas reden und sein Herz dem Leser offenbaren.

Sechstes Kapitel.

Aus Predigten und Christenlehren.

„Fleisch und Blut kann das Reich Gottes nicht ererben. Wenn man den alten Menschen noch so brav macht, kommt er doch nicht in Himmel. Das Mistbeet kommt nicht ins Zimmer, sondern die schöne Blume, die drauf wächst; den Acker, die Erde trägt man nicht in die Scheune, sondern die Frucht.

Wenn der heilige Geist dem Menschen die Sünden nicht aufdeckt, dann deckt sie ihm der Teufel auf. Dann ist's aber gefehlt. Denn dann geht's in die Verzweiflung.

Im Glauben legt sich's Herz wieder an Gottes Herz hin; dann schöpfen wir Gnade. Aber glauben muß man. So wenig der Mensch trinken kann, wenn er den Mund nicht ans Brunnenrohr hält, so wenig kommt Lebenskraft in uns, wenn wir uns nicht im Glauben hinhalten an

den Lebensquell. Das Angucken thut's nicht, sondern das Trinken.

Hängen muß man im Glauben am Heiland. Die Waggons, die nicht an der Lokomotive hängen, die bleiben stehen und kommen nicht mit.

Ein toter Mensch ist freilich auch ein Mensch, aber ein toter; man kann am Heiland hängen wie ein totes Glied am Leibe; wie der Stelzfuß am Krüppel. Er ist auch ein Glied, aber von Holz.

Die brave Welt ist die allergefährlichste. Die bekehrt sich am wenigsten.

„Wir werden Wohnung bei ihm machen," sagt der Heiland. Das ist das Höchste, was einem Christen zu teil werden kann. Andere Menschen gehören auch wohl dem Herrn, aber er wohnt nicht drin, er hat seine Residenz nicht drin. Mannheim und Heidelberg und Freiburg gehören auch dem Großherzog — aber nur Karlsruhe ist seine Residenz. Wer das geworden ist, eine Residenz Gottes, der hat die Priesterweihe, sei er jetzt ein Bauer im Zwilchkittel oder ein Pfarrer im Kirchenrock.

„Nicht viel Weise nach dem Fleisch," sagt der Apostel, „hat Gott erwählet." Das ist eigentlich

wunderbar, ist aber doch so. Nicht viel Professoren und gelehrte Herren, die alles bis aufs letzte mit ihrer Vernunft ausdüfteln wollen. Darum muß man nicht so arg viel auf die oberen Regionen schauen. 's ist ein großes Glück, aber auch eine große Seltenheit, wenn von denen einer auf den rechten Weg kommt. Große vornehme Leute sind hoch droben; und wer hoch droben ist, hat eben weit zum Heruntersteigen. Da hält's hart, bis so einer zum armen Sünder wird, der aus Gnaden selig werden will.

Wer nicht ins Licht wächst, der wächst in die Finsternis; die Sonne schmilzt den Schnee und verhärtet den Thon.

Manche Menschen verlassen sich darauf, daß sie eine gute Erkenntnis von göttlichen Dingen haben. 's ist auch gut, wenn man's hat. 's Holz im Ofen haben ist gut, aber es wärmt nicht, wenn kein Feuer dazu kommt.

Blinde Blindenleiter. Von mancher Gemeinde gilt, was jene Bauernfrau dem Herrn Dekan gesagt, als er sie fragte, wie's aussehe in ihrer Gemeinde: „Oben blind (auf der Kanzel), unten blind (in den Kirchenbänken)." „Ihr liefet wie Ihr geführt wurdet."

„Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid" — das betet man schon als Kind und doch ist's das Allerschwerste, der eigenen Gerechtigkeit

absagen. Da heißt's: „Ich geh' in mei' Kirch', ich bet', ich schaff' mei' Sach', bin brav und redlich; was fehlt mir noch?" Ja, was fehlt dem noch? Das fehlt ihm, was jenem g'fehlt hat, der g'sagt hat: „Jetzt könnt' ich grad' heirate, nur eins fehlt mir noch: 's Mädle!" Ja, grad' die Hauptsach. — Der Apostel schreibt nicht: „Den Braven," „den Rechtschaffenen" in Korinth oder Rom — sondern den „Heiligen," d. h. den „Geheiligten." Das ist etwas anderes. Oft meint man auch, es lange nicht mit der Gerechtigkeit Christi, da falle man hinunter, wenn man so bloß dastehe, und gar nichts vorzuweisen habe. Der Sünde absterben ist noch leichter, als seiner eigenen Gerechtigkeit absterben. Aber wir müssen zuletzt nicht nur der Sünde, sondern auch unsern guten Werken absterben. Das kann man alles wissen, und doch lebt man in seiner eigenen Gerechtigkeit.

„Martha diente." S'war ein geringer Dienst, doch ist das Geringste Gott wohlgefällig, wenn's nur aus Liebe zu Gott geschieht. Wenn einer nur Schwefelhölzchen macht oder Schuh' putzt, und er thut's aus Liebe und Dankbarkeit zum Herrn, der ihn dahin gestellt hat, so ist's ein gutes Werk. Das ist eben das Schöne und Große im Reich Gottes, daß eben nicht nur die, die Großes arbeiten und eine halbe Welt bekehren, sondern jede arme Magd und jeder arme Knecht in seinem Dienste hochgeschätzt sind in seinen Augen.

Der Himmel ist ein Erbe. Was muß ein Kind thun, um zu erben? Antwort: Nichts. Das Erbe ist sein, es braucht keinen Strohhalm dafür aufzuheben. Arbeitet's aber jetzt nichts? Allerdings arbeitet's — aber nicht um das Erbe zu verdienen, denn das ist ihm gewiß, weil's halt ein Kind ist. Ein Knecht arbeitet auch, aber aus Zwang und aus Lohn. Er mag auch einen Knechtslohn empfangen. Es wird auch Taglöhner im Himmel geben.

Kein Mensch kann sein Herz umwandeln. Ein Zorniger kann sich mit seiner Kraft nicht sanftmütig machen, wenn er's hundertmal wollte. S'kommt auch nicht im Bett, über Nacht, wie einmal ein Mann gemeint hat: „Ich weiß nicht, jede Stunde in der Nacht kann ich wiedergeboren werden.“ — Wenn man so zornig und verdrießlich ist, daß einen die Mücke an der Wand ärgert, da ist's freilich oft am Besten, man legt sich ins Bett, bis den andern Morgen ist's wieder vorbei. Aber damit wird man kein neuer, andrer Mensch.

Wer nicht Leben aus dem Heiland hat, der steht grob oder fein unter der Sünde. Ob einer zu Grund geht an den groben Sünden oder an den feinen, das ist einerlei: er geht eben zu Grund. Ob einer in der Türkei an einem Schiffsseil, oder, wie die großen Herren, an einer seidenen Schnur aufgehängt wird, das ist einerlei. Er hängt eben.

„Ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe," nicht wie starke Löwen, sondern wie wehrlose Schafe. Das geht eben unsrer wilden Natur hart an, bis sie so sanft wird. Auf unsrem Boden wächst sie nicht, die Lammsnatur. Die wird einem nur vom Kreuze, vom Lamme Gottes geschenkt.

Es fragt sich sehr, wo wir unsern Glauben herhaben, ob vom heiligen Geist, oder vom Pfarrer oder Schullehrer oder von den Eltern. So lange einer den vom heiligen Geist gewirkten Glauben nicht hat, ist er wohl ein Acker, der in der Gemarkung liegt, aber er ist nicht bebaut. Es ist ein Unterschied zwischen dem, was wir machen, und zwischen dem, was vom Geiste Gottes eingegeben ist. Ein württembergischer Prälat fragte einmal einen Bauer, was er von dem neuen Gesangbuch halte. Der antwortete: Das neue ist auf dem Kanapee gemacht, das alte auf den Knieen. Der Glaube, der nicht auf den Knieen errungen ist, ist noch kein rechter Glaube. — Eine gemalte Sonne macht nicht warm.

Der alte Mensch will halt nicht sterben. Kein Ochs will von selber ins Schlachthaus, man muß ihn am Strick hineinziehen.

„Etliches trug dreißigfältig, sechzigfältig" 2c. Wenn nur jedes trägt, was es kann. Von einem Sand-

äckerlein verlangt man nicht so viel, als von einem guten schweren Boden.

Wenn ein Mensch nicht tagtäglich betet, so kommt er zu nichts. Aber nicht so bloß morgens und abends, damit es nur abgemacht ist, wie jenes Kind am Abend nach dem Nachtgebet zu seiner Mutter sagte: „Ach Mutter, laß mich auch gleich den Morgensegen beten,“ damit's in einem Thun hinging. Nein, so nicht, sondern oft im Kämmerlein auf den Knieen. Der Häfner (Töpfer), der den ganzen Tag mit schmutziger Erde umgeht, muß sich mehr als einmal oder zweimal am Tag waschen. Wir sind aber auch solche Häfner, die viel mit dem Zeitlichen umgehen. Da braucht's viel Wäschens.

Das Gebet ist fürs Herz gerade so notwendig, wie das Aufziehen für die Uhr. Sie lauft sonst nicht. So muß das Herz immer wieder hinaufgezogen werden, um sich Kräfte der Ewigkeit zu holen.

Alles, auf was sich der Mensch etwas eingebildet hat, vergeht wie der Nebel und wie der Schnee von der Sonne, wenn einem der Tod aufs Herz rückt und die Ewigkeit. Es heißt eben „ewig“. Dann greift man nach allem, nach Abendmahl und auch nach dem Gebet, wenn's noch so wenig paßt. So ging's jenem reichen Mann, der bei einem großen Sturm auf dem Schiff in Lebensgefahr kam, in seiner Herzensangst das Tischgebet

betete: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du uns bescheret hast.“ Der hatte das Beten verlernt und wußte sonst nichts.

Auf der Gemeinschaft, auch im Gebet, ruht ein großer Segen. Es heißt nicht umsonst: Ich glaube an eine Gemeinschaft der Heiligen. Ein Stück Holz allein im Ofen wird nicht sonderlich gut brennen, namentlich wenn's grünes Holz ist, wenn's Kreuz und Leiden nicht ausgedörrt haben.

Am Reformationsfeste wollte er zeigen, daß die Reformatoren keine neue Kirche gemacht, sondern nur die alte hergestellt hätten. Das brachte er nun so vor: „Drüben bei Untergrombach steht die Michelskapelle. Einst ist sie eine weitberühmte Kapelle gewesen, und 's ist gepredigt worden, Meß gehalten worden, gesungen worden drin. Da kam das Franzosenvolk und hat die Kirche halb ruiniert und zuletzt ist sie an einen Untergrombacher Bürger versteigert worden um ein paar hundert Gulden. Der, nicht faul, that Heu und Stroh hinein, und hat eine Schmiede drin gebaut und geklopft, und gedroschen drin. Da kam nach vielen Jahren der Untergrombacher Pfarrer auf den Gedanken und sagte: „Ja, was! Das ist ja seinerzeit eine Kirch' gewesen, aber jetzt sieht sie nimmer darnach aus.“ Geht hin und kauft sie dem Schmied ab, und geht hinauf, wirft 's Heu 'naus, 's Stroh 'naus, d'Schmiede 'naus, alles 'naus,

und richtet den Altar her und die Kanzel her, und jetzt wird wieder drin gepredigt, Meß g'halten und g'sungen. Schaut, so war's in der Reformation. Der Grombacher Pfarrer hat kein' neue Kirch' gebaut, aber die alt' restauriert. Das heißt man reformieren. Luther und die andern haben die Kirch' angesehen, daß man in sie Heu und Stroh menschlicher Weisheit gethan und drin eine Schmiede gemacht hat, wo die Werke geschmiedet wurden, kurz 's war halt kein' Kirch' mehr.' — Da sind sie hin und haben auf Grund von Gottes Wort alles hinausgeworfen, was nicht hineingehört hat, und haben wieder Kanzel und Altar hergerichtet und jetzt ist's wieder eine Kirche. Aber keine neue, sondern die alte." — —

Wenn's an die Darstellung des Heilswegs ging, an Glaube und Werke, wurde er besonders lebendig. Daß die Leute erst glauben müßten und darnach heilig leben, konnte er nicht oft genug sagen.

„Hab' auch g'meint'," sagt er, „daß die Leute erst brav werden müßten, eb (ehe) sie zum Heiland kämen, aber 's ist nicht so. Erst essen und dann arbeiten, heißt's im Reich Gottes. Erst selig, dann heilig. Im siebzehner Jahr, im Hungerjahr, da war groß' Elend. Da hat in Mühlhausen die Herrschaft beschlossen, einen neuen Weg anlegen zu lassen. Da hat man den Leuten die Hacken und die Schaufeln gegeben zum arbeiten und nach der Arbeit sollten sie Geld und zu essen haben. Aber nach zwei Stunden sind sie gekommen und haben

die Schaufeln hingestellt und gesagt: ‚Wir können nicht arbeiten — wir sind zu schwach und kraftlos, gebt uns zu essen‘. Dann haben wir ihnen zuerst gekocht, und sie haben sich satt gegessen und dann sind sie hin und haben gearbeitet wie die Feind’. Seht also — erst Gnade, erst am Tisch sitzen und Seligkeit haben bei Jesu, und dann arbeiten, d. h. heilig leben.“ —

Oder unter anderm Bilde: „Seht in meinem Garten steht ein Holzbirnbaum. Wenn ich nun dem Holzbirnbaum alle Tage sage: ‚Holzbirnbaum du mußt Bergamottenbiren bringen,‘ so sagt der Holzbirnbaum: ‚Ach, bist du ein dummer Pfarrer! ich bin ja ein Holzbirnbaum, wie kann ich denn Bergamottenbiren bringen?‘ Gezweigt muß der Baum werden, d. h. ein neues Reis muß er kriegen, sonst nutzt alles Predigen nichts. So ist’s, wenn man den Leuten Moral predigt und keinen Glauben, das heißt vom Holzbirenbaum Bergamotten verlangen. Gezweigt muß der Mensch werden, d. h. neues Leben von oben kriegen und anwachsen lassen, dann giebt’s, will’s Gott, gute Frucht.“ —

Zu Lucä 15, vom verlornen Sohn sagt er: „Da seht ihr den verlornen Sohn, so leibt er und lebt er allfort noch unter uns. Da kommt der ‚Herr Sohn‘ mit der Cigarre im Maul und sagt: ‚Alter‘ — denn ‚Vater‘ sagen sie nicht mehr — ‚gieb mir mein Sach’ heraus‘. Und dieser Vater hat ihn ziehen lassen können, weil er gewußt hat ‚er kommt wieder‘. Aber sonst ist’s nicht gut, wenn man sie zu früh aus dem

Haus läßt. Wenn man einen Kanarienvogel fliegen läßt, geht er zu Grund. 'S war nicht umsonst der Jüngste. Da läßt die Zucht nach. Aber ‚nur fort‘ hat's geheißen, nur fort in die Freiheit, die beim Säuehüten aufhört. Ja, so ist die Welt: erst mitgetrunken und mitgegessen und dann wenn kein Geld mehr da ist, und man kommt an ihre Thür, da heißt's: ‚Warum hast's so getrieben, geh hinaus und hüt' meine Säue.‘ Das hätte der verlorne Sohn nie zu thun brauchen ins Vaters Haus. Aber so ist die Welt. 'S war einmal zu S. ein Wirtshaus; da kam ein Herr Zimmermann vom Überrhein, der hatte eine Gurt voll Kronenthaler, und aß und trank was ihm schmeckte, und ließ andere auch mitessen und trinken und spielte — und ein Kronenthaler ging nach dem andern fort. Und der Wirt machte immer Komplimente je mehr Kronenthaler fortgingen und sagte immer: ‚Was befehlen der Herr Zimmermann, schmeckt's, Herr Zimmermann?‘ u. s. w. Als er aber merkte, daß der Herr Zimmermann voll war und kein Geld mehr hatte, sagte er: ‚Werft die Sau hinaus.‘ Schaut, so ist die Welt: Erst sagt sie, dieweil man Geld hat und mit ihr thut, ‚Herr Zimmermann‘ und dann ‚werft die Sau hinaus.‘“ So ging's dem verlorenen Sohn.

Beim Evangelium vom großen Abendmahl sagte er zu dem Wort „Es ist noch Raum da“ — guckt, der Herr will halt sein Haus voll haben. Ehdem fährt er nicht fort. 'S ist grad wie zu Karlsruh vor dem Thor. Da stehen die Hauderer mit ihrem Wagen

und warten auf die, wo mitfahren wollen. Da schaut der Fuhrmann hinein in die Stadt und schaut sich fast die Augen aus. Endlich kommt einer. Aber er fährt noch nicht fort. Er macht den Schlag auf und läßt den ersten hineinsitzen. Aber voll will er seinen Wagen haben. Jetzt geht er an den Gaul und macht sich zu schaffen und schaut wieder in die Stadt hinein; — da kommt einer. „Als hineingesessen," sagt er, „'s sitzt schon einer drin." Jetzt nimmt er alsgemach die Decke ab vom Gaul und guckt wieder; da kommen zwei. „Als hineingesessen," sagt er, „'s sitzen schon zwei drin." Jetzt macht er den Strang zurecht und schaut wieder. Da kommt noch einer auf den Bock. Aber er fährt noch nicht fort. Voll will er haben: — da kommen noch zwei hinten drauf. Jetzt ist voll, jetzt kann keiner mehr mit. Schaut, so fahrt dem Heiland sein Gnadenwagen in der Welt herum, da wartet und wartet er mit dem Ende der Welt, bis alles, was sich hat bekehren wollen, bekehrt ist. 'S meinen aber als die Leut', wenn man selber bekehrt sei, dann müßt' gleich das Ende der Welt kommen. Nein, laß andre auch hinein. —

Zum Text: Eine andre Klarheit hat die Sonne, der Mond &c. sagte er: Schaut, selig wird jeder sein, der im Glauben durchgedrungen ist, aber die Herrlichkeit wird nicht gleich sein. Bei Hof da kommt's nur darauf an, daß man bei Hof ist, im herrschaftlichen

Brot steht, das ist die Hauptsache. Aber es giebt allerhand Leute bei Hof. Da giebt's Portiers, Lakaien, Kammerlakaien, Offizianten, Kammerherrn, Zeremonienmeister bis zum Hofmarschall und den Hofdamen. — Die Herrlichkeit ist verschieden, aber bei Hof sind sie alle. So hier. Das Königskleid tragen sie alle. Das ist die Hauptsache, aber im Rang sind sie verschieden und der eine hat einen Stern mehr auf der Brust als der andere. Seliger macht das nicht, aber herrlicher.

Bei den Arbeitern im Weinberg hörte ich ihn folgendes schöne Gleichnis am Schlusse sagen.

Also: sechste, neunte und elfte Stunde. Ja, so ruft der Herr zu verschiedener Zeit. Habt ihr die Eisenbahn schon gesehen? (die Gemeinde nickt mit dem Kopfe), da geht also früh morgens der erste Zug. Da giebt's vier Klassen, wo man mitfahren kann: Erste, zweite, dritte und Stehwagen. Wer mit will, muß da sein, wenn der Zug geht; drum läutet's. Wer mit will, muß ein Billet haben, sonst darf er nicht mit. Schaut, so giebt's einen Zug ins rechte Oberland: ins Reich Gottes. Der heilige Geist ist der rechte Zugführer. Der beruft uns, da läutet's zum Zug. Jetzt, in der ersten Klasse fahren wenig Leute. Die Reichen werden schwerlich ins Himmelreich kommen; in zweiter Klasse sitzen auch nicht viel, — „den Klugen und Weisen hat's Gott verborgen.“ Aber in der dritten Klasse da sitzen mehr, und im Stehwagen ist's gesteckt voll. — „Den

Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Das Billet ist der lebendige Glaube. Jetzt geht der Frühzug. Das ist bei der heiligen Taufe oder bei der Konfirmation. Ja, da ruft der Herr: komm! Aber des Morgens liegen die Leute im Schlaf und im warmen Bett, da wollen sie nicht heraus. „'s geht ja noch ein Zug,“ sagen sie. Da schellt's und pfeift's und fort ist der Zug. Schaut, das ist, wenn man in der Jugend sagt: „Willst erst mitgehen, wenn du einmal ein alter Mensch bist, dann ist noch Zeit genug,“ und so kommen nur wenige zum ersten Zug. Der zweite Zug, der Mittagzug, das ist, wenn ein Mensch ans Heiraten kommt. „Ja, denkt er, jetzt ist doch Zeit, daß du ein anderer Mensch wirst, du willst mitfahren.“ Aber wie's oft ist: Wenn man an die Eisenbahn will, da kommt oft ein guter, alter Freund einem in den Weg gelaufen und sagt: „Halt, wo willst denn hin?“ „Auf die Eisenbahn zum Zug.“ „Ach was,“ sagt der alte Freund, „'s geh'n noch viele Züg', komm, wir haben uns so lang nicht mehr gesehen, wir wollen einmal einen mit einander trinken.“ Und überdem pfeift der Zug und ist fort. So geht's, wenn man sich bekehren will, da kommt oft ein sogenannter guter, das heißt böser Freund aus der alten Zeit und sagt: „Was, du willst auch so ein Pietist und Kopfhänger werden, da hast du noch lange Zeit“ — und man läßt sich aufhalten, und fort ist der Zug. Jetzt kommt der Abendzug. Das ist, wenn der Mensch alt wird, und die weißen Haare auf

dem Kopf kommen und die Zähne ausfallen. Da heißt's: „Jetzt ist's aber Zeit zum Fortfahren." Nun, da geht auch mancher noch mit. Dann kommt der letzte Zug, der Nachtzug. Das ist aber ein gefährlicher Zug. Die Lokomotive hat so rote Augen, die Funken wirft's 'naus, und man weiß nicht, was dem Zug passiert, ob er nicht stecken bleibt oder aus den Schienen kommt. 's ist immer eine mißliche Sach mit dem letzten Zug. Aber 's geht noch einer. Schaut, das ist, wenn sich ein Mensch auf dem Totenbett bekehrt. 's geht noch ein Zug, aber 's ist gewagt. Die Funken wirft's hinaus, und wer weiß, was dem Zug begegnet, ob er doch nicht noch umwirft. Aber 's geht noch einer. Der Schächer am Kreuz, der ist mit dem letzten Zug gefahren. Da hat's geheißen: „Geläutet, Billet genommen, letzte Klasse, eingesessen, fortgefahren: heute wirst du mit mir im Paradiese sein." Der ist gerade noch mitgekommen; aber es geht nicht bei allen so. Wenn aber der letzte Zug vorüber ist, dann geht kein Zug mehr, dann ist's Nacht. Amen.

Siebentes Kapitel.

Der Heimgang.

Wir stehen am Feierabendläuten für den müden Knecht. Die Engel halten schon die Glockenseile in der Hand. Aber es läutet zuerst innen, wie bei Simeon.

Seine letzte Schrift über Unglauben und Aberglauben

läßt schon eine Sehnsucht durchblicken nach Erlösung aus allem Übel. Er war stille geworden in den letzten Jahren, stille, wie ein Wanderer wird, wenn er klopfenden Herzens dem Ziele nahe kommt; da und dort kam eine Leibesschwachheit dazu, und sein altes, liebes Mittel, das Wasser, wollte nicht mehr recht verfangen.

Eine eigentümliche Mahnung an ihn und die Gemeinde erging wenige Zeit vor seinem Scheiden. — Es war Sonntag; Henhöfer sollte predigen. Das Lied ging zu Ende, aber der Pfarrer erschien nicht. Zwei Kirchenälteste gingen hinein in die Sakristei und fanden ihn knieend und betend an dem alten hölzernen Tisch. Sie traten zu ihm, und bemerkten, daß das Lied zu Ende ginge. „Sie sollen's noch einmal singen," sagte er, „ich kann nicht predigen." Man sang noch einige Verse und Henhöfer ging auf die Kanzel. Aber er predigte nicht. Er sprach ein langes, tiefes Gebet, das über eine halbe Stunde dauerte, worin er seine und der Gemeinde Anliegen dem Herrn dringend vortrug, eine Art hohepriesterlichen Gebets für sich und die Seinen. Darnach ging er von der Kanzel herab.

Er selbst redete oft vom Heimgang. Wie Luther vor dem Kriege, sehnte er sich vor dem Ausbruch der letzten, großen Feindschaft gegen das Evangelium in Frieden heimkehren zu dürfen. Wie manchmal seufzte er: „Ach, wenn ich nur stürbe, ehe die bösen Zeiten hereinbrechen, bin ein alter Mann, habe genug durchgemacht." Dies Verlangen der Seele nach der Ruhe des Volkes Gottes

machte dann den alten Mann immer sehr weich, herzlich, liebreich und dankbar gegen seinen Herrn. Was ihm einen Blick in die Herrlichkeit des Reiches Gottes und in die Seligkeit der Kinder Gottes verlieh, machte ihm Freude, jedes Schriftwort, jeder Liedervers. So hat er sich selbst heilige Freude ins Herz gesungen in jenem Lied, welches man ihm in den letzten Wochen abschreiben mußte:

„Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren,
Doch nach dem letzten ausgekämpften Streit
Wir aus der Fremde in die Heimat kehren,
Und einziehn in das Thor der Ewigkeit!
Wenn wir den letzten Staub von unsern Füßen,
Den letzten Schweiß vom Angesicht gewischt,
Und in der Nähe sehen und begrüßen,
Was oft den Mut im Pilgerthal erfrischt.

Wie wird uns sein? O was kein Aug' gesehen,
Kein Ohr gehört, kein Menschensinn empfand,
Das wird uns werden, wird an uns geschehen
Wenn wir hineinziehn ins gelobte Land.
Wohlan, den steilen Pfad hinan geklommen,
Es ist der Mühe und des Schweißes wert,
Dahin zu eilen und dorthin zu kommen,
Wo mehr, als wir versteh'n, der Herr beschert."

Und für dieses herrliche Ziel scheute er auch in seinen letzten Lebenstagen nicht Mühe und Schweiß. Obwohl schon vor dem Buß- und Bettag unwohl, predigte er an diesem Tage doch noch so eindringlich über den unfruchtbaren Feigenbaum und Psalm 42, daß seine Zuhörer diese letzte Predigt am letzten Tag des Kirchenjahres nicht vergessen werden.

Von da an ging es unter vielen Leiden schnell dem Ende zu. Bis zuletzt war sein Geist noch ganz im Amte. — Einmal fragte er: „Hat die Gemeinde die Wahrheit?“ — „Ja,“ war die Antwort, „sie hat sie, es sind lebendige Zeugen davon da.“ — „Nur auch bleiben in der Wahrheit! auch die Wahrheit wählen.“ — Vom Unterricht seiner Konfirmanden redete er öfter, besonders von dem im Unterricht zuletzt behandelten Gegenstand. — „Ach, die liebe Jugend“ — seufzte er, „die Nacht kommt über sie.“ — Als die Bangigkeit stieg, hörte man ihn oft rufen: „Ach, wie lange, wie schwer! Ach, wenn ich nur ausruhen könnte!“ — Auf die Frage, ob es in seiner Seele trotz der Finsternis auch helle sei, lispelte er: „ja, helle.“ — „Kein Mensch vor Gott bestehen“ — war ein anderes Wort aus dem über dieses Thema sonst so beredten Munde. — „Glaube, Glaube,“ sagte er oft schnell. „G l a u b e, nicht W e r k e,“ rief er einmal laut. „Wer nicht glaubt, versteht mich nicht“ — sprach er mit Bezug auf sein letztes Schriftchen. — Als ihm seine Frau, die nie von seinem Bette kam, wieder Arznei geben wollte, sagte er: „Glaube! das alles kann den Glauben nicht stärken.“ — Als einige Umstehenden sagten: „sehet, jetzt predigt er uns auch,“ antwortete er: „ja, ohne Worte.“ Dann ermahnte er auch einmal, daß sie das von ihm Gehörte auch i n n e r l i c h werden lassen sollten. Oft tröstete er sich selber mit Psalm 42: „Was betrübest du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? — H a r r e, h a r r e!“ war das letzte, verständliche

Wort aus seinem Munde. — Freitag, am großen Leidens- und Todestage seines Heilandes, den 5. Dezember morgens 5 Uhr durfte der müde Knecht Gottes zur ewigen Ruhe aller Erlöseten eingehen. Er erreichte ein Alter von 73 Jahren. Wie ein guter Baum auch in seinem Alter noch grünt und blüht, fruchtbar und frisch ist, bis er sich vollends auf die Erde hinlegt, so stand der teure Mann unter uns, gebeugt vom Alter, aber doch voll göttlicher Kraft. Jetzt ist er in den obern Weinberg versetzt, wo er ewig grünt und blüht.

Große Züge von schwarzgekleideten Männern und Frauen zogen am zweiten Advent durchs winterliche Feld gen Spöck. Ums Pfarrhaus stand eine große Menge Volkes; alle wollten noch einmal das geliebte Antlitz schauen und die Hand küssen, die so viele gesegnet hatte.

Da lag im hintern Stüblein, vor der kleinen Altane, auf der er so oft in den Morgenstunden saß, der liebe alte Mann, der treue Knecht Gottes. Wie ein Streiter in seiner Rüstung, ruhte er in seinem geistlichen Amtskleid, das letztemal seiner Gemeinde predigend mit geschlossenem Auge und geschlossenen Lippen. Eine ernste, eine überaus köstliche Predigt. Es lag ein Simeonsfriede über den nur wenig durch die schmerzliche Krankheit entstellten Zügen. Das freundliche Lächeln fehlte nicht, das immer um seinen Mund spielte; aber über den geschlossenen Augen, auf der schönen Stirne, war's wie Leuchten der Herrlichkeit des Herrn.

Der Andrang der Leute war groß und der offene Sarg mußte herausgetragen werden auf den freien Platz vor dem Pfarrhause, wo alle ihn noch einmal im Vorüberziehen sehen konnten. Die beiden Bürgermeister und zwei Kirchenälteste hoben den Sarg und unter dem Grabgeläute und dem Liede: „Christus, der ist mein Leben" ging's zur letzten Ruhestätte.

Es war bereits dunkel geworden, als man zur Kirche zog, um, nachdem man ein Wort an ihn und von ihm gehört, noch eines über ihn zu vernehmen. Die Kirche war gedrängt voll, nur wenige von denen, die auf dem Kirchhof waren, konnten in die Kirche treten. Dort war die schlichte Kanzel, das schlichte, baufällige, geweißte Kirchlein, worin 35 Jahre lang Henhöfer gepredigt, wo so oft Ströme des Geistes über die Gemeinde ergangen waren. — Henhöfer und sein geistgetränktes Kirchlein paßten zu einander; er, der unansehnliche Mann im alten Staubhemd mit dem blitzenden Feierkleide der Kinder Gottes darunter. Nach dem Liede: „Jesus meine Zuversicht" 2c. wurde die Leichenrede über Daniel 7, 14., der Losung des Tages, gehalten.

In kurzen Zügen schilderte die Rede, was Henhöfer seinem Hause, seiner Gemeinde, der Kirche gewesen, wie er gestritten und gelitten um sie, und nun von ihr genommen sei. Ernst und eindringlich wurde die Gemeinde vermahnt, die so herrlich verkündigte Gnade anzunehmen und ihren seligen Pfarrer ans Herz sich reden zu lassen; die Amtsbrüder, zu stehen im Geiste Henhöfers, in seiner

Herzensdemut, Liebe und Weitherzigkeit bei aller Entschiedenheit, aber auch nicht zu vergessen, daß der Herr bleibe und ein ewig Königreich habe. Der Diener geht, der Herr bleibt. „Das war Henhöfers innerste Triebkraft gewesen: Jesus und sein Kreuz — daran wollen wir uns halten, darauf hin die Thränen trocknen und sprechen:

Die wir uns allhier zusammen finden,
Schlagen unsre Hände ein,
Uns auf Deine Marter zu verbinden,
Dir auf ewig treu zu sein.
Und zum Zeichen, daß dies Lobgetöne
Deinem Herzen angenehm und schöne,
Sage Amen und zugleich,
Friede, Friede sei mit euch!“ —

Das Gebet war gesprochen, der Segen erteilt, es war stille und dunkel in der Kirche. Da bat eine Stimme aus der Gemeinde: „Laßt uns noch jenen Vers singen!“

Ohne Orgel, aber unterbrochen vom Schluchzen und Weinen der Gemeinde ging der Gesang des oben angeführten Verses durch das Kirchlein. Wir hatten schon aufgehört, da sangen die draußen vor der Kirche Stehenden noch wie im Echo nach: „Friede, Friede sei mit Euch!“ —

Es war Nacht geworden, und die Lichter im Dorfe wurden angezündet. Wir fuhren noch einmal vorbei an Henhöfers Grab. Einzelne Sterne und der Mond aus den zerrissenen Wolken schauten herunter auf den still gewordenen Kirchhof und das aufgeworfene Grab. Uns

aber war's, als wollten die Sterne im milden Glanze da droben sagen: Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit geführt, wie die Sterne immer und ewiglich.

Hier muß ich schließen. Das Weitere wird sich droben finden beim Wiedersehen. Von des Herrn Treue, von seines Knechtes Kämpfen, Freuden und Leiden habe ich erzählt in diesem Buch; — seine Fehler und Sünden? ich habe sie verschwiegen. Aber er nicht. Darum schließe ich mit seinem Bekenntnis, womit sein selbst verfaßter Lebenslauf im Stafforther Kirchenbuch schließt: „Was soll ich nun am Schlusse sagen? Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast; sei mir gnädig, mein Gott, sei mir gnädig und tilge alle meine Sünde nach deiner großen Barmherzigkeit!" —

Weitbrecht, G., Heilig ist die Jugendzeit. Ein Buch für Jünglinge. 12. Auflage. Mit Titelbild von Prof. Grünenwald. Schön geb. ℳ 5. —. Mit Goldschnitt ℳ 5. 60.

Ein Lebensbuch für jeden jungen Mann. Mit sonniger Jugendfrische giebt Verf. die rechten Grundanschauungen von Führung, Zweck und Ziel des Lebens und zeigt den Weg der Wahrheit und der Pflicht zu den ewigen Idealen.

— — **Maria und Martha.** Ein Buch für Jungfrauen. Mit Titelbild v. Professor D. Pfannschmidt. 6. Aufl. Geh. ℳ 4. —. Schön geb. ℳ 5. Mit Goldschnitt ℳ 5. 60.

Das goldene Jungfrauenbuch.

— — **Das Leben Jesu** nach den vier Evangelien für die christliche Gemeinde dargestellt. 3. Aufl. Geh. ℳ 4. —. Geb. ℳ 5. —.

Verf. war bemüht, das wunderbare Licht des Lebens Jesu selber leuchten zu lassen, damit es seinen eigenen Beweis in dem Wahrheitsgefühl und in der tiefsten Empfindung des Lesers führe.

— — **Der Fels in den Wellen.** Altes und Neues. Geh. ℳ 4. Fein geb. ℳ 5. Mit Goldschn. ℳ 5. 60.

Viele betrachten den Glauben wie ein Fragezeichen, an dem ihr Verstand vergeblich sich abarbeitet, der christliche Glaube aber ist ein helles Licht und Leben, der Friede und der Ruheplatz der Seele. Die Gaben und Zielpunkte des Buches sind u. a.: Der Glaube und sein Recht; Die Bibel; Das Gewissen; Bildung; Luxus; Fortschritt; Kampf ums Dasein; Ist mit dem Tode alles aus; Christus; Blick übers Grab; Anfang und Ende der Menschheit u. s. w.

— — **Unser Glaube.** Der Gemeinde dargelegt. Geh. ℳ 3. —. Schön geb. ℳ 4. —.

Das Buch giebt auf eine Menge von Fragen über das Ganze und das Einzelne des christlichen Glaubens die Antwort nach den kraftvollen Wahrheiten der Schrift und der Kirche in einfacher Klarheit und lebensvoller Faßlichkeit.

— — **Die Festzeit des Kirchenjahres.** Evangelienpredigten von Advent bis Pfingsten. Geh. ℳ 3. —. Fein geb. ℳ 4. —.

Reichtum an klaren und tiefen Lebensgedanken bei kurzer Fassung sind wesentliche Eigenschaften dieser Festpredigten.

— — **Christenglaube und Christenleben.** Erinnerung an Konfirmandenunterricht, Konfirmation und erste Kommunion. (Mit Titelbild von L. Richter.) Einfach geb. 40 ₰. Fein geb. mit Gold- oder Silberschn. ℳ 1.

Ein Grundriß der christlichen Lehre und Erkenntnis und ein Brunnquell der großen Wahrheiten des Glaubens, zu einem Leitstern fürs Leben ebenso einfach und behältlich, wie tief und lebendig dargestellt.